







# Hausmitteilung

12. Juli 1999

Betr.: St. Petersburg, Mikrochips, Bluthandel



N. IGNATJEW / NETWORK / AGENTUR FOCUS

Neffe, Dolmetscherin Reiser auf der Newa

und Schwesterschaft trinken. Dolmetscherin Sonia Reiser ließ der Gastgeber gar nicht erst auf die Party, und Neffe mußte mit deutlichen Gesten die offensiven Angebote weitgehend unbekleideter – wohl vorab schon pauschal bezahlter – Damen abwehren: „Immerhin konnte ich ihnen klarmachen, daß ich Hemd und Hosen anbehalten wollte.“ Als die turbulente Feier in den frühen Morgenstunden zum Ende kam und die Gesellschaft ermattet zur Ruhe ging, legten Neffe und Fotograf Nikolai Ignatjew doch noch ihre Kleidung ab – sie setzten sich in die Sauna und sprangen anschließend in das erfrischende Wasser eines angrenzenden Sees. Neffe: „So etwas nennt man ein reinigendes Bad, glaube ich“ (Seite 134).

Seit 30 Jahren schon kämpft der Halbleiterhersteller AMD in den USA gegen den Übermächtigen Konkurrenten Intel – jetzt wird eine neue Runde eingeläutet, allerdings nicht im Silicon Valley, sondern in Sachsen. Im Dresdner Stadtteil Wilschdorf hat AMD die modernste Chip-Fabrik Europas gebaut. Obwohl die hochempfindliche Anlage derzeit gerade angefahren wird, durfte SPIEGEL-Wissenschaftsredakteur Jürgen Scriba, 34, streng ver mummt das Allerheiligste betreten – den penibel staubfrei gehaltenen „Reinraum“. Einfach war das nicht: „Erst als die AMD-Leute erfuhren, daß ich früher selbst als Halbleiterphysiker in derartigen Anlagen gearbeitet habe, ließen sie mich rein“ (Seite 154).

Bluthändler Josef Stava, 49, hat Wohnsitze im Tessin, in der Karibik und in Tschechien. Nach Deutschland mag er nicht mehr reisen – hier liegt ein Haftbefehl gegen ihn vor. Stava gilt als Schlüsselfigur einer millionenschweren Schmiergeld-affäre um das Bayerische Rote Kreuz (BRK). Nachdem der SPIEGEL schon mehrfach über die mutmaßlich kriminellen



S. DÖRING / VISUM / PLUS 49

Stava, Krach, Mascolo

Machenschaften beim BRK-eigenen Blutspendedienst berichtet hatte, konnten die Redakteure Wolfgang Krach, 36, und Georg Mascolo, 34, Kontakt zu Stava aufnehmen. Der empfing die SPIEGEL-Leute rund 90 Kilometer südlich von Prag auf seinem Schloß Bechyně. Dort packte Stava – sich selbst keines Vergehens bewußt – über das lukrative Geschäft mit Blutprodukten aus. Seine früheren deutschen Partner belastete er dabei schwer: „Die wollten alles immer in bar“ (Seite 34).







## Titel

Jugend '99 – die pragmatische Generation .....	94
Deutsche Rapper artikulieren die Ängste und Wünsche der 99er .....	100
Jugend-Aufbruch vor 100 Jahren .....	102
Interview mit Heike Makatsch und zwei Teenagern über Karrierestrategien und Konsum .....	104
Die US-Jugend im Konkurrenzkampf um Aufstiegschancen und Geld .....	107

## Deutschland

<b>Panorama:</b> Neue Forderungen von Zwangsarbeitern / Ex-Verfassungsschutzchef untergetaucht .....	17
<b>Europa:</b> Bonner Fehden mit Brüssel .....	22
Prodis neue Kommission .....	25
Die EU will Bangemann anklagen .....	26
Guido Westerwelle über das Verhalten der FDP im Fall Bangemann .....	27
<b>Bonn/Moskau:</b> Profitiert die Mafia vom Datenaustausch der Sicherheitsbehörden? .....	30
<b>CDU:</b> Rentenkampagne fürs Sommerloch .....	33
<b>Affären:</b> Interview mit Josef Stava, dem Kronzeugen im bayerischen Blutspendeskandal .....	34
<b>Umzug:</b> Wie ein Beamter Bonn für den Verlust der Regierung entschädigte .....	40
<b>Hauptstadt:</b> Wo sind die Mauerreste? .....	42
<b>Sparkassen:</b> Teures Mißmanagement in Mannheim .....	48
<b>Mittelstand:</b> Unternehmer wollen am Wiederaufbau im Kosovo verdienen .....	50
<b>Asyl:</b> Nur noch wertfreie Lageberichte vom Auswärtigen Amt? .....	52
<b>Unternehmen:</b> Unis für Jung-Manager .....	56
<b>Kirche:</b> Bistumsblätter in der Krise .....	62
Wie die Diözese Stuttgart einen Chefredakteur feuerte .....	64
<b>Städtebau:</b> Deutsche Bank plant ein neues Stadtviertel in Frankfurt .....	66
<b>Kommunalwahlen:</b> Veto gegen Fünfprozentklausel .....	67
<b>Minister:</b> Watschenmann Jürgen Trittin .....	68

## Wirtschaft

<b>Trends:</b> IG Metall fordert vorzeitige Verhandlungen / Daimlers Schlappe in der Telekommunikation / Boom bei Billigreisen ...	71
<b>Geld:</b> Was kommt nach der Sommer-Rallye? / Der Aufstieg der WCM-Aktie .....	73
<b>Autoindustrie:</b> Die fetten Jahre sind vorbei ...	74
<b>Touristik:</b> Preussag mutiert zum Reisekonzern	76
<b>Software:</b> SPIEGEL-Gespräch mit SAP-Chef Hasso Plattner über die Zukunft des Internet und die Strategie seines Unternehmens .....	78
<b>Post:</b> Das Briefmonopol wankt .....	81
<b>Arbeitsmarkt:</b> Wirtschaftswunder in Spanien ..	82

## Medien

<b>Trends:</b> Milliardenpoker um Bundesliga-Rechte / „Marienhof“ im Kino .....	85
<b>Fernsehen:</b> Action-Rolle für Esther Schweins / TV-Zuschauer akzeptieren Werbepausen .....	86
Vorschau .....	87
<b>TV-Shows:</b> „Wetten, daß ...?“ wagt sich nach Mallorca .....	88
<b>Fotografen:</b> Hat ein angesehener Bildjournalist junge Kollegen betrogen? .....	91

## Gesellschaft

<b>Szene:</b> Britische Mode-Schmuggler narren Boutiquebesitzer / Das Lexikon der Werbesprüche .....	93
<b>Folklore:</b> Der Gipsy-Pop der Věra Bílá .....	109

## Gemeinsam gegen Brüssel

Seite 22



Prodi, Schröder

Der scheidende Wettbewerbskommissar Karel Van Miert räumt auf: Die Düsseldorf WestLB soll rund 1,6 Milliarden Mark angeblich unerlaubte Subventionen zurückzahlen. Van Miert stellt damit das deutsche System der öffentlich-rechtlichen Banken in Frage. Doch Kanzler Gerhard Schröder und die Länderchefs verweigern Brüssel den Gehorsam. Der neue Kommissionspräsident Romano Prodi, so die Hoffnung, könnte die Entscheidung gegen die Bank wieder zurücknehmen.

## Schilys riskanter Datendeal

Seite 30

Zum gemeinsamen Kampf gegen die Russenmafia hat Innenminister Schily Moskauer Sicherheitsbehörden und Geheimdienstlern Daten aus deutschen Kriminal-Computern versprochen. Der jüngst unterzeichnete Deal könnte mehr schaden als nützen. Experten befürchten, daß die Fahndungs-Infos aus Deutschland auf direktem Wege bei den Hintermännern des organisierten Verbrechens landen.



Schwarzmarkt-Razzia in Moskau

## SAP setzt aufs Internet

Seite 78

„Das Internet verändert die Welt noch stärker, als wir es erwarten konnten“, sagt SAP-Chef Hasso Plattner im SPIEGEL-Gespräch. Der erfolgreiche Softwarekonzern muß sich anpassen, er will seine Strategie ganz auf das Internet ausrichten.

## Showdown auf Mallorca

Seite 88



Gäste Joop, Schiffer, Gastgeber Gottschalk

Thomas Gottschalk wagt sich mit Hunderten von „Wetten, daß ...?“-Helfern nach Mallorca. Der Ballermann-Trip ist logistisches Abenteuer und teurer Testfall für die Frage: Wieviel Kommerz verträgt die ZDF-Show? Erstmals helfen Sponsoren im großen Stil bei der Finanzierung. „Mallorca war eine Schnaps-idee“, kritisiert Gottschalks Regisseur. An neuen Vermarktungskonzepten wird allerdings längst gearbeitet.



AFP / DPA

Hinterbliebene mit Bildern der Opfer von Bela Crkva

## Terror-Orgie im Kosovo

Seite 124

Ein Massengrab bei Bela Crkva mit sieben Kinderleichen belastet die Belgrader Führung schwer vor dem Haager Kriegsverbrechertribunal. Überlebende des einst wohlhabenden Dorfes berichten von der Tötungsorgie der Serben.

## USA: Vorteil für Bush

Seite 120

Der texanische Gouverneur George W. Bush, Sohn des früheren US-Präsidenten, will das höchste Amt für die Republikaner zurückgewinnen. Sein Charme und millionenschwere Unterstützung schaffen ihm einen überraschenden Startvorteil gegenüber dem amtierenden Vizepräsidenten der Demokraten, Al Gore. Bushs Gegner lästern dagegen über die „Blankoschecks für ein unbeschriebenes Blatt“.



Präsidenschaftsbewerber Gore, Bush

## Goldfisch aus Hamburg

Seite 114

Sie ist der sicherste Goldtip des deutschen Teams bei den Schwimm-Europameisterschaften nächste Woche in Istanbul: Sandra Völker schwamm über Jahre im Schatten des Glamour-Girls Franziska van Almsick, obwohl sie sportlich schon lange an ihrer Rivalin vorbeigezogen ist. Inzwischen wird auch die Hamburgerin hofiert. Denn keine andere deutsche Schwimmerin arbeitet so professionell.



H. RAUCHENSTEINER

Völker

## Hemingways letzte Safari

Seiten 172, 174

Zum 100. Geburtstag von Ernest Hemingway hat sein Sohn Patrick, 71, in die Nachlaß-Kiste gegriffen und einen Safari-Roman des Dichters und Jägers vorgelegt. Im Interview rechtfertigt er seine Editionsarbeit: „Ich habe nur gekürzt.“

### Sport

**Radsport:** Frankreich feiert den Dopingsünder Richard Virenque ..... 112  
**Schwimmen:** Sandra Völker hat sich von Franziska van Almsick emanzipiert ..... 114

### Ausland

**Panorama:** Interview mit dem serbischen Oppositionsführer Zoran Djindjić / Nordirland – Die Entwaffnung der IRA ..... 117  
**USA:** Der Wahlkampf des George W. Bush ..... 120  
**Kosovo:** Das Kinder-Massaker ..... 124  
Der Kampf der Bundeswehr um Recht und Ordnung ..... 126  
Die Aufgaben deutscher Polizisten ..... 128  
**Montenegro:** Nest des Widerstands ..... 129  
**Afrika:** Interview mit Ruandas Verteidigungsminister Paul Kagame über den Waffenstillstand für den Kongo ..... 130  
**China:** Ketzerei im Internet ..... 133  
**Rußland:** Weiße Nächte in St. Petersburg ..... 134

### Spiegel des 20. Jahrhunderts

**Das Jahrhundert des Kapitalismus:**  
Japan in der Krise ..... 139  
**Standpunkt:** Yasuhiro Nakasone über die Zukunft seines Landes ..... 148

### Wissenschaft + Technik

**Prisma:** Legebatterien vor der Schließung? / Ersatz für havarierten Röntgensatelliten ..... 151  
**Prisma Computer:** Internet-Kurse für Senioren / Mangelhafte Suchmaschinen ..... 152  
**Computer:** Wer baut den schnellsten Chip?... 154  
SPIEGEL-Gespräch mit Jerry Sanders, Chef des Halbleiterproduzenten AMD, über seinen Kampf gegen Marktführer Intel... 156  
**Tiere:** Der Moschushirsch ist vom Aussterben bedroht ..... 159  
**Medizin:** Das schreckliche Leiden von Alzheimer-Kranken ..... 162  
**Eisenbahn:** Der Luxuszug „Metropolitan“ soll Vielflieger anlocken ..... 166  
**Archäologie:** Zweifel an schwäbischer Höhlenmalerei ..... 167

### Kultur

**Szene:** Die Rückkehr von Tim und Struppi / Streit um Musik-Jingle für die Expo 2000..... 169  
**Schriftsteller:** „Die Wahrheit im Morgenlicht“ – ein Afrika-Buch aus dem Nachlaß Ernest Hemingways ..... 172  
Interview mit Hemingway-Sohn Patrick über die Legendenbildung um seinen Vater ... 174  
**Buchmarkt:** Wie deutsche Verleger mehr Bücher in den USA verkaufen wollen ..... 178  
**Ausstellungen:** „art open“ in Essen..... 180  
**Autoren:** Der Ex-Spion John le Carré zu Besuch in Bonn ..... 182  
**Literatur:** Der Russe Andrej Kurkow und sein Mafia-Roman „Picknick auf dem Eis“ ... 183  
**Bestseller** ..... 184  
**Film:** Das Kinowerk „Go“ – eine charmante Jagd nach Geld und Spaß ..... 186

**Briefe** ..... 8  
**Impressum** ..... 14, 188  
**Leserservice** ..... 188  
**Chronik** ..... 189  
**Register** ..... 190  
**Personalien** ..... 192  
**Hohlspiegel/Rückspiegel** ..... 194





SPIEGEL-Titel 26/1999

## „Kraftmensch Schröder? Gestern noch koalitions- und medien-gebeutelter Krötenschlucker und heute plötzlich siegfriedhafter Drachentöter? Welch atemberaubende Metamorphose!“

Wolfgang Silvester aus Gaimersheim (Bayern) zum Titel „Der Kraftakt – Die große Wende am Ende der Bonner Ära“

### Was für eine heroische Aktion!

Nr. 26/1999, Titel: Der Kraftakt – Die große Wende am Ende der Bonner Ära

Gratulation zum Gerhard-Siegfried-Titelbild. Der letzte jedoch, der als Kanzler-Darsteller und „Staatsschauspieler“ zu wirken mußte, war Helmut Schmidt.

GÖTTINGEN

DR. HAGEN WEILER

Mir fällt auf, daß der Schorsch versucht, den Drachen mit einem Stich in die Rippen zu erledigen; wird wohl nicht klappen, zumal kaum Blut zu sehen ist, in dem der Bundeskanzler gleich hätte baden können. Er hätte sich lieber an den Kopf wagen sollen, solange der ihn noch nicht gebissen hat, denn das Hemd aus Pelz wird den Kanzler sicher nicht schützen können. Vor allem hat ihn der Drache ja schon am linken Bein erwischt, wie will er sich da je wieder befreien?

REICHENBACH (BAD.-WÜRTT.)

NIKOLA KOS

Können wir Berliner uns jetzt auf einen stabilen statt labilen Kanzler freuen? Wird jetzt (nach etlicher Verspätung) endlich frischer Wind im Kanzleramt wehen? Lange genug gewartet haben wir ja.

BERLIN

CHRISTIAN SCHILLER

Sie zitieren Hans Eichel mit „Schluß mit dem Rundum-Sorglos-Paket“. Ich zahle ununterbrochen 41 Jahre in die Rentenkasse. Hierzu wurde ich zwangsverpflichtet. Dieser Vertrag wird jetzt einseitig geändert, was ich als Vertragskündigung ansehe. Man sollte uns eine Alternative wie zum Beispiel die Auszahlung der eingezahlten Beträge plus Zinsen anbieten.

HAMBURG

HELMUT POHL

Da hat die Nähe zu des Kanzlers teuren Zigarren den Redakteuren des SPIEGEL wohl das Hirn vernebelt. Was für eine heroische Aktion des Kanzlers, Arbeitslose und Rentner zu enteignen! Da Unternehmen und

Aktionäre am Hungertuch nagen, müssen endlich mal die ran, die noch im überquellenden Wohlstand leben. Neoliberalismus und Globalisierung als Lösung und nicht etwa als Ursache der Probleme: Da hat die SPD im ganzen Paradigma-Gebrabbel wohl den Überblick verloren.

BARCELONA

DR. KLAUS BITZER

Der Rotstift kann manchmal ein nützliches Geschenk sein – zum Beispiel in den Händen der roten Heidi, wenn er richtig eingesetzt wird. Viele der Entwicklungshilfe-Projekte, die über große multilateral finanzierte Organisationen, zum Beispiel EU



Kanzler Schröder: Frischer Wind im Amt?

oder Weltbank, gefördert werden, sind schlecht untereinander abgestimmt und überdimensioniert. Der starke Druck, Mittelabfluß vorzuweisen, hat dann oft schädliche Wirkungen. Hier kann die Ministerin aus der Spar-Not eine Tugend machen: bei den internationalen Gebern für bessere

Abstimmung eintreten und die deutschen Beiträge an die Partnerländer noch viel gezielter als bisher einsetzen.

NEU-DELHI

DR. HEIDE RICHTER

FACHKRAFT FÜR ENTWICKLUNGSZUSAMMENARBEIT

Nachdem Herr Stollmann als parteiloser Freund der Wirtschaft, Herr Lafontaine als Männerfreund des Kanzlers und nun Herr Hombach als der Dritte im Bunde den Kraftmenschen im Kanzleramt verlassen haben – verlassen mußten, bleibt die Frage, wann Gerhard „Siegfried“ Schröder und Hans „Herkules“ Eichel die alte Tante SPD und dieses Land hin zur wirklich neuen Mitte führen. Die Ansätze sind vorhanden und über alle Parteipolitik hinweg sicher auch gut, nur ob Schröder die mittlerweile vierte Chance zum Aufbruch auch nutzt?

MERZENICH (NRDRH.-WESTF.)

STEPHAN ERVEN

Der „Automann“ Schröder ein Kraftkerl, gar ein Siegfried? Doch wohl eher ein Parvenü, stolz geschwellt, weil er Herrn Piëch zu Willen sein darf. Wären Rentner die eifrigsten Autokäufer, würden ihre Bezüge gewiß in traumhafte Höhen steigen!

CUXHAVEN

DIETER C. GÜNTHER

### Absolut deplaziert

Nr. 26/1999, Aufbau Ost: SPD-Abgeordnete rütteln an Hilfsprogrammen

Das Aufbau-Ost-Programm, Ausdruck der staatlichen Grundverantwortung für Strukturpolitik, ist und bleibt in seiner Größenordnung unerlässlich, um das DDR-Erbe der jungen Bundesländer – Strukturdefizite und Standortnachteile – schrittweise abzutragen. Der Leipziger Raum gehört zweifelsfrei zu den am meisten prosperierenden Regionen östlich der Elbe. Zu verdanken ist dies auch den vielen Milliarden Mark, die seit der Wiedervereinigung hier in Infrastruktur vernünftig angelegt worden sind. Doch eines stimmt nicht: Die Ost-Hilfen sind keine liebgewordenen Besitzstände, die sie gejamert wird. Sie sind vielmehr faktisch notwendig, damit das Wirkprinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ auch erreicht werden kann. Es geht um die Zukunft der Menschen in Deutschland in ihrer Einheit!

LEIPZIG

WOLFGANG TIEFENSEE

OBERBÜRGERMEISTER DER STADT LEIPZIG



### Vor 50 Jahren

DER SPIEGEL VOM 14. JULI 1949

**Prozeß in Wuppertal wegen Kameradenmißhandlung in russischer Gefangenschaft** Otto Schmitz zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. **Münchener Hofbräuhaus in der Krise** Affäre Blum erschüttert den Bayerischen Landtag. **US-Senator Tom Connally, Vorsitzender des Außenpolitik-Ausschusses, will Atlantikpakt durchboxen** Gefürchteter Mann hinter den Kulissen. **Peco Bauwens, Präsident des Deutschen Fußball-Bundes:** „Wir spielen bald wieder im Ausland.“ **Regisseur Kurt Maetzig's Epos „Die Buntkarierten“** Ost- und Westprominenz feiert Premiere in Berlin.

Diese Artikel sind im Internet abzurufen unter <http://www.spiegel.de>

**Titel: Der kahlgeschorene Tänzer Harald Kreutzberg**











**Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bei Schloß Altenstein in Thüringen: Hilfe zur Selbsthilfe?**

Herr Hilsberg möchte sich doch bitte aus seinem Sessel der Arbeitsgruppe „Angelegenheiten der neuen Länder“ erheben, sich selbst in die neuen Bundesländer begeben und dort mit Mittelständlern und Kleinstunternehmern mal die Frage des „Jammerbonus“ diskutieren und sagen, wo es diesen gibt. Mir als Mittelständler ist dieser Bonus noch nicht untergekommen.

MAGDEBURG

ULRICH SCHMITZ

Die geforderten Milliardenkürzungen sind absolut deplaziert und verdecken völlig, daß im Sparentwurf von Hans Eichel der Osten mit über 26 Prozent der Einsparungen bei einem Bevölkerungsanteil von unter 20 Prozent schon überproportional beteiligt ist. Mathias Schubert sollte Anwalt des Ostens sein und nicht williger Vollstrecker, wenn der Finanzminister oder vielleicht auch der SPIEGEL einen dummen „Ossi“ sucht, der die Diffamierung vom Milliardengrab Ost wiederholt. Er schadet damit allen neuen Bundesländern. Daß es vieles besser zu machen gibt, ist richtig: Falsch ist aber, vom Land Brandenburg und den dortigen Verschwendungen, zum Beispiel im Ministerium von Regine Hildebrandt, auf Sachsen oder Thüringen zu schließen. Schubert soll sagen, auf welchen Autobahnbau, auf welche Ortsumgehung und auf welchen Eisenbahnausbau er verzichten will. Wer pauschal den Osten in Mißkredit redet, muß gehen.

BERLIN

GÜNTER NOOKE MdB/CDU

Es ist, selbst unter Nutznießern von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM), besonders in Teilen Brandenburgs und Mecklenburg-Vorpommerns, durchgängige Erkenntnis, daß damit zwar über Kurzzeiträume Einkommensverbesserungen erzielt, aber dauerhaft weder Qualifizierung noch Aussicht auf Dauerarbeitsplätze erreicht werden. Man kann mit den Maßnahmen keine Strukturen verändern, jedenfalls nicht in diesen beiden Ländern, die über lange Jahre vor der Gründung der DDR bestanden und sich nach deren Zusammenbruch fast zwangsläufig wiederhergestellt haben. Es war der Fehler der jüngeren Vergangenheit, den Menschen dieser Region unter anderem eben durch ABM vorzugaukeln, daß die DDR-Ver-

hältnisse, Arbeit und ausreichendes Einkommen in quasi Rufweite, auch weiterhin aufrechterhalten werden könnten.

KAMEN-HEEREN (NRDRH.-WESTF.) JÜRGEN KESTIN

## Auf allen Ebenen

Nr. 26/1999, Panorama: PDS, Ohne Publikum

... Falsch geraten. Der PDS-Parteivorstand erwägt keineswegs, seine Sitzungen künftig ohne Publikum abzuhalten. Und das gilt auch weiterhin für Vorstände und Fraktionen der PDS auf allen Ebenen.

BERLIN

HANNO HARNISCH  
PDS-PRESSESPRECHER

## Hirnloser Umgang

Nr. 26/1999, Hirnforschung:  
Was machte Einstein zum Genie?

Man muß schon einen besonderen Geschmack haben, angesichts der politischen Geschichte Lenins oder seiner Schriften von einer zu erklärenden Genialität auszugehen. Diese wurde vielmehr durch Partei- und Staatsideologie per Beschluß vorgegeben. Wer aber stellt als Explanandum die Genialität Einsteins fest? Sicher zählt er zu den Größten in der Ahnengalerie der Physiker, aber noch nicht einmal die Physik ist Einstein in allen Vorschlägen und Meinungen gefolgt. Es ist wohl mehr ein Personenkult von Leuten, die Einsteins Physik nicht verstehen, und ein Klischee, das jede politische und philosophische Naivität Einsteins verklärt – bis hinunter zum Einstein-Bild mit herausgestreckter Zunge auf Postern und Meinungsbuttons. Selbst wenn der Ansatz der Hirnvermesserin Witelson naturwissenschaftlich seriös wäre, ist man mit der Bestimmung des Explanandums mehr als hirnlos umgegangen.

MARBURG

PROF. DR. PETER JANICH  
INSTITUT FÜR PHILOSOPHIE DER UNI MARBURG

## Stacheliges Menetekel

Nr. 26/1999, Reichstag: Die Graffiti der Rotarmisten

Die Graffiti wecken mehr Emotionen und sagen mehr aus (über alle Beteiligten) als eine Geschichtsstunde am deutschen Gym-

nasium. Im übrigen scheinen sie ein stacheligeres Menetekel zu sein als das ganze Monument, das demnächst eine Ecke weiter gebaut wird.

GÖTTINGEN

JIRÍ BURGERSTEIN

Im Reichstag ist so viel Wandfläche, daß man eine beliebige Zahl Bilder angemessen aufhängen und beleuchten kann, ohne die Fläche mit den Graffiti in Anspruch nehmen zu müssen. Es ist ein schlichter Mangel an Zivilcourage, wenn die Kritiker über die Graffiti und ihren Sinn nicht offen reden. Jedem unbefangenen Betrachter drängt sich tatsächlich der Eindruck auf, daß zwar einige Graffiti erhalten bleiben sollten, nicht aber die Vielzahl der dort belassenen Signaturen. Ich habe Verständnis dafür, daß siegestrunkene Soldaten der Roten Armee sich dort verewigen wollten. Es war der erkennbare Schlußpunkt eines schrecklichen und blutrünstigen Krieges. Es ist auch notwendig, sich daran zu erinnern oder daran erinnert zu werden. Aber ich erinnere mich sehr gut daran, daß wir die Rote Armee nicht als Befreier sahen, obwohl wir glücklich waren, daß wir den Krieg und das damals so genannte Dritte Reich lebendig überstanden hatten. Die Rote Armee wütete unter der deutschen Zivilbevölkerung mit Mord, Plünderungen und massenhaften systematischen Vergewaltigungen. Auch das kann ich nicht vergessen. Vielleicht könnte man im Reichstagsgebäude auch Bilder der in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ ermordeten Reichstagsabgeordnete



#### Rotarmisten im Reichstag 1945

*Erkennbarer Schlußpunkt eines Krieges*

ten und der zum Tode verurteilten Mitglieder des Paulskirchenparlaments anbringen.

BONN

DR. BURKHARD HIRSCH  
BUNDESTAGSVIZEPRÄSIDENT A. D.

### 120 unbeschwerte Minuten

Nr. 26/1999, Kino: Schriftsteller Leon de Winter über Julia Roberts und ihren Film „Notting Hill“

Es fällt mir schwer zu kapieren, wie ein derart intelligenter Mensch wie Leon de Winter sich auf drei Seiten derart ernsthaft über einen kleinen, seichten, netten Film abstöhnen muß. Für mich ist Hugh Grant eine trübe Tasse, der einmal gut war





Schauspieler Grant, Roberts in „Notting Hill“: Netter, seichter Film

in „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“, und Julia Roberts begeisterte mich ebenso in „Pretty Woman“. Trotzdem weiß ich schon jetzt – ohne den Film gesehen zu haben –, ich werde einen netten Kinoabend haben. Grant und Roberts – worüber reden wir hier eigentlich – haben hinreichend bewiesen, daß sie keine wirklichen Schauspieler sind. Sie sind die immer wiederkehrende Auferstehung von Inge Meysel, die in allen Ehren auch nur – betroffen – sich selbst spielen konnte.

HAMBURG

MONIKA VOSS

Es gibt Menschen, die freuen sich über die unmöglichsten Dinge im Leben, genießen die kleinen, unfaßbaren Momente, erschließen diese emotional und sind mit dem Herzen dabei. Und es gibt daneben Menschen, die erklären uns nüchtern praktisch alles. Es sind die Typen Menschen, die uns vor geraumer Zeit sogar die Strukturen der Märchen analysierten und trocken feststellen, daß Liebe lediglich eine Abfolge von chemischen Prozessen im menschlichen Organismus darstelle. Zu dieser Sorte Mensch gehört offensichtlich Leon de Winter. Seine bemerkenswerte Rezension qualifiziert ihn ohne Umwege zu einer höheren Laufbahn bei der Kriminalpolizei. Hoffentlich findet er dort weniger Zeit, Filmkritiken zu schreiben.

AACHEN

CHRISTOPH ALLEMAND

## DER SPIEGEL

**VERANTWORTLICHER REDAKTEUR** dieser Ausgabe für Panorama, Affären, Hauptstadt, Sparkassen, Mittelstand, Asyl, Kirche (S. 64), Städtebau, Kommunalwahlen, Fotografien, Kosovo (S. 126, 128): Ulrich Schwarz; für Europa (S. 22, 26, 27), Bonn/Moskau, CDU, Umzug, Unternehmen, Minister, Chronik: Dr. Gerhard Spörl; für Europa (S. 25), Panorama Ausland, USA, Kosovo (S. 124), Montenegro, Afrika, China, Rußland: Dr. Romain Leick; für Kirche (S. 62), Trends, Geld, Autoindustrie, Touristik, Software, Post, Beschäftigung, TV-Shows: Armin Mahler; für Fernsehen, Szene, Titelgeschichte, Folklore, Schriftsteller, Buchmarkt, Ausstellungen, Autoren, Literatur, Bestseller, Film: Wolfgang Höbel; für Radsport, Schwimmen: Alfred Weinzierl; für Spiegel des 20. Jahrhunderts: Dr. Dieter Wild; für Prisma, Computer, Tiere, Medizin (S. 164), Eisenbahn, Archäologie: Olaf Stampf; für die übrigen Beiträge: die Verfasser; für Briefe, Register, Personalien, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dr. Manfred Weber; für Titelbild: Thomas Bonnie; für Layout: Wolfgang Busching; für Hausmitteilung: Hans-Ulrich Stoldt; Chef vom Dienst: Thomas Schäfer (sämtlich Brandstwierte 19, 20457 Hamburg)

**TITELFOTO:** Jan-Peter Böning/ZENIT

Leon de Winter spricht mir mit seiner Kritik aus der Seele! Nachdem ich mich schon ernsthaft fragen mußte, ob mit mir „was nicht in Ordnung“ ist – niemand, der den Film gesehen hat, fand ihn auch nur annähernd so langweilig, nichtsagend und vor allem unlogisch wie ich! –, freue ich mich, daß Leon de Winter ihn als das entlarvt, was er ist: ein schlapper Aufguss des „Vier

Hochzeiten“-Themas, der uninspiriert daherkommt. Die Figuren bleiben verblüffend eindimensional, in keiner Sekunde fühlt man sich ihnen verbunden. Selbst für einen Mainstreamfilm ist das ein bißchen wenig.

BATH (ENGLAND)

TANIA GHOSH

## Unglaublich vielfältiges Krankheitsbild

Nr. 26/1999, Medizin:

Impfstoffe gegen Zeckeninfektionen

Der Rat, Zecken möglichst früh mit einer Pinzette zu entfernen, ist nur bedingt richtig: Die Greifflächen der Pinzette quetschen den Körper der Zecke ebenfalls, wodurch deren Körperinhalt in die Wunde injiziert wird. Wesentlich besser sind Zeckenzangen, die den Zeckenkörper umfassen. Dadurch wird der Ausstoß von Körperinhalt sicher verhindert. Außerdem hat die Zeckenzange eine Schließfeder, und die Zecke kann zu einem sehr frühen Zeitpunkt sicher erfaßt und aus der Haut durch Drehen der Zange entfernt werden.

GRASBRUNN (BAYERN)

FRANZ HEGELE

Laien sind inzwischen besser informiert als der Medizinerstand. Die vielfältigen Beschwerden überfordern so manches Medizinerhirn. Wenn Einschränkungen zurückbleiben und von Sozialgerichteten Gutachter bestellt werden, dann wird es abenteuerlich. Wo Schmerzen den Bewegungen Grenzen setzen, legt der Gutachter selbst Hand an und drückt, bis der Bewegungsgrad erreicht ist. Nervale Ausfälle sind ja nur Einbildung der Kranken. Doch inzwischen sind auch Mediziner unter den Lyme-Borreliose-Betroffenen, und sie schildern genauso die Leiden wie unzählige Normalmenschen. In den USA sind die Forschungen weiter fortgeschritten. Deutschland ist dagegen Notstandsgebiet und hinkt hinterher: Es werden Ausfälle einzeln betrachtet und daran herumgedoktert, anstatt die Ursache des Beschwerdesystems anzugehen. Die Borrelien mögen auch die Nervensubstanz des Gehirns, und jede Verzögerung von Ver-

abreichung wirksamer Antibiotika ist gefährlich. Bei der Behandlung von Lyme-Borreliose-Kranken könnten Kosten vermieden werden, denn eine Fehldiagnose verursacht immense Folgekosten – vom Leid und der Qual nicht zu sprechen.

STUTTGART

DIETER PILLATH

Die jährliche Infektionsrate für die Borreliose in Deutschland wird von Fachleuten bereits mit 60 000 bis 80 000 angegeben. Eine bundesweite Meldepflicht hält das Bundesgesundheitsministerium für diese heimtückische Infektionskrankheit nicht für notwendig. Die Durchseuchungsrate in bestimmten Bevölkerungsgruppen bewirkt keinesfalls eine Immunität. Neuinfektionen sind immer wieder möglich. Die Krankheit kann auch noch nach Jahren ausbrechen. Es gibt bereits 800 000 chronisch Kranke durch dieses unglaublich vielfältige Krankheitsbild. Forschungsergebnisse aus den USA werden in Deutschland einfach nicht zur Kenntnis genommen.

BERLIN

HANNA PRIEDEMUTH

BV BORRELIOSE SELBSTHILFEORGANISATIONEN

Zecken lauern nun zwar nicht auf Bäumen, sondern im Gesträuch und auf Gräsern – aber warum um alles in der Welt nur in Wald und Flur? Darf ich Sie in meinen Garten einladen? Ich (als ziemlich häufig besuchter Zeckenschmuck) fange sie mir (oder sie mich?) schon bei einem kurzen Gang über ganz normalen Rasen, beim Blumenpflücken, Unkrautjäten oder dem Aufstellen der Wäschespinne respektive



## Borrelien-Überträger Zecke

800 000 chronisch Kranke

dem Aufhängen der Wäsche. Ich halte es auch für ziemlich unwahrscheinlich, daß sich Zecken von heller Kleidung beeindrucken lassen. Nach meiner Erfahrung reagieren sie vorrangig auf die auch im Artikel beschriebene Wärmesensorik.

BREMENVÖRDE

ELFRUN HOLTMANN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit vollständiger Anschrift und Telefonnummer – gekürzt zu veröffentlichen.

Der Gesamtauflage dieser SPIEGEL-Ausgabe ist eine Postkarte der Firma JVC Professional, Friedberg, beige-geklebt. Einer Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe liegen Beilagen von AOL Bertelsmann Online, Hamburg, sowie vom Zeit Verlag, Hamburg, bei.









Häftlinge des KZ Mittelbau Dora (1944)

ZWANGSARBEITER

## Neue Forderungen

Künftig soll Deutschlands Botschafter bei den Vereinten Nationen in New York, Dieter Kastrup, an Stelle von Bodo Hombach die Verhandlungen über die Entschädigung von Nazi-Opfern und Zwangsarbeitern durch die deutsche Wirtschaft führen. Hombachs Nachfolger im Kanzleramt, Frank Walter Steinmeier, sowie Außenminister Joschka Fischer und Finanzminister Hans Eichel hatten den Vermittlerjob zuvor abgelehnt. Kastrup erwartet bei den Verhandlungen am 15. Juli in Washington eine schwierige Aufgabe. So fordern die osteuropäischen Regierungen – sie vertreten den größten Teil der geschätzten 1,7 Millionen ehemaligen Zwangsarbeiter – von den deutschen Unternehmen jetzt eine Vorauszahlung, über die endgültige Höhe der Entschädigung könne zeitgleich weiter-



Kastrup

verhandelt werden. Auch um den Auszahlungs-Modus wird gestritten. Während die Industrie eine Fonds-Lösung anstrebt, fordern die Opfer-Organisationen inzwischen eine Pro-Kopf-Entschädigung. Den Sinneswandel bewirkten die Erfahrungen mit dem Fonds der Schweizer Banken. Die von den Instituten einbezahlten 2,4 Milliarden Mark liegen seit einem Jahr auf einem Sperrkonto, weil sich die Verbände nicht einigen konnten, wieviel Geld an wen gereicht werden soll. Bei dem nun vorgeschlagenen Verfahren müßten die Unternehmen weit mehr als die für den Fonds vorgesehenen drei Milliarden Mark zahlen. Viele Manager schließen nun ein Scheitern der Verhandlungen nicht mehr völlig aus. In diesem Fall drohen den Unternehmen jedoch Sammelklagen in Milliardenhöhe. Doch die Wirtschaftsbosse sind zunehmend bereit, dieses Risiko in Kauf zu nehmen – auch weil eine freiwillige Entschädigung nicht rechtsverbindlich vor den Sammelklagen schützt.

FOTOS: ULLSTEIN BILDERDIENST (Bf.); DPA (Kf.)

ARBEITSLOSENVERSICHERUNG

## Skeptische Bürokraten

Vor allem auf die Schützenhilfe der Wirtschaftsverbände ist Bundeswirtschaftsminister Werner Müller angewiesen bei seinem Versuch, die Arbeitslosenversicherung zu reformieren. Sein eigenes Ressort muß er nämlich erst noch überzeugen. Müller: „Wir sind uns da selbst noch nicht ganz einig.“ Der parteilose Minister will, daß Arbeitslose künftig vom letzten Arbeitgeber eine Lohn-



Müller

MELDEPRESS

fortzahlung bekommen. Im Gegenzug soll der Arbeitgeberanteil an der Arbeitslosenversicherung von 3,25 Prozent der Bruttoverdienste entfallen. Details des Reformkonzepts liegen aber noch nicht vor, Müller („Ich wollte das schluckend in die Debatte einbringen“) hat sich den Vorschlag weitgehend ohne seine Bürokraten ausgedacht. Die sind skeptisch: Firmen, die zu Entlassungen gezwungen seien, würden zusätzlich belastet. Nun werden die Unternehmensverbände nachrechnen und nach dem Vorbild der Pensionssicherungsvereine ein Modell liefern, das die Ansprüche der Beschäftigten im Falle des Konkurses ihres Unternehmens absichert.

### Zitat

»Wo waren Sie denn? Ich hatte schon Entzugserscheinungen.«

»Wieso? Haben Sie niedrigen Blutdruck? Da helfe ich gern. Ich bin ein homöopathisches Aufputzmittel.«

Dialog zwischen BDI-Chef Hans-Olaf Henkel und Bundesumweltminister Jürgen Trittin beim Staatsbesuch in der Ukraine

ABSCHIEBUNG

# „Das ist eine Zumutung“

Der neugewählte Präsident der Bundesärztekammer, Jörg-Dietrich Hoppe, 58, über die ärztliche Begleitung von Abschiebebehäftlingen

**SPIEGEL:** Politiker fordern, Ärzte sollten abgelehnte Asylbewerber bei der Abschiebung begleiten, um Zwischenfällen vorzubeugen. Sind Sie auch dafür?

**Hoppe:** Gesundheitlich gefährdete Menschen bei ihrer Abschiebung zu begleiten, damit sie im Zweifelsfall ärztliche Hilfe bekommen können und die Abschiebung überleben, ist auch für die

Ärzte eine Zumutung. Diese Form der Patientenbetreuung widerspricht dem Berufsethos.

**SPIEGEL:** Warum?

**Hoppe:** Die ärztliche Betreuung setzt immer voraus, daß die Patienten sie wollen. Es gehört nicht zu

den ärztlichen Aufgaben, staatlichen Zwang durchzusetzen. Der Arzt verletzt die körperliche Integrität des Abschiebebehäftlings, wenn er ihn gegen seinen Willen begleitet.

**SPIEGEL:** Hamburger Ärzten ist vorgeworfen worden, sie hätten in Gefälligkeitsbescheinigungen Abschiebebehäftlingen Reiseunfähigkeit attestiert.

**Hoppe:** Diese Vorwürfe sind nicht belegt. Es sieht eher so aus, als sei das ein Entlastungsangriff der Hamburger Innenbehörde, die abschieben möchte.



Hoppe

M. TOREWS



Domingo, Carreras, Pavarotti (1996 in Tokio)

K. KURITA / GAMMA / STUDIO X

STEUERN

# Singen für den Fiskus?

Zwei der drei Star-Tenöre José Carreras, Luciano Pavarotti und Plácido Domingo haben ihre Steuerschuld beim deutschen Fiskus noch nicht beglichen. Von Pavarotti verlangt der Staat noch 2043 330 Mark, Carreras soll 4 524 016 Mark zahlen. Gegen die drei sowie gegen die Sängerin Montserrat Caballé hatte die Mannheimer Staatsanwaltschaft im Oktober vergangenen Jahres ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Beihilfe zur Steuerhinterziehung eingeleitet. Gegen Caballé ist das Ermittlungsverfahren inzwischen gegen Zahlung einer Geldbuße eingestellt worden. Sie tritt in Deutschland auch wieder auf. Tenor Pavarotti läßt seine Fans weiter schmoren. Auf dem Michael-Jackson-Konzert am 27. Juni in München fehlte er trotz Ankündigung. Offizielle Begründung: Nachdem er schon zuvor einen Auftritt in Oslo nur mit Mühe durchstehen konnte, sei er für München zu heiser gewesen.

KRIMINALITÄT

# Beste Kontakte

Kosovo-albanische Exilpolitiker pflegen nach Erkenntnissen des Bundeskriminalamtes (BKA) gute Verbindungen zu kriminellen Albanern in der Bundesrepublik. Das geht aus dem jüngsten BKA-Lagebild zur Organisierten Kriminalität hervor.

Außerdem stießen BKA-Auswerter auf legale Organisationen, die von verdächtigen Albanern unterhalten werden. Es handelt sich überwiegend um Kulturvereine, in deren Reihen „hauptsächlich Straftäter anzutreffen“ seien. In Ermittlungsverfahren seien Kontakte von Tatverdächtigen zu Be-

diensteten von Verwaltung und Gefängnissen festgestellt worden. Laut BKA verfügen verdächtige Albaner über bundes- und europaweite Verbindungen zu Schleuserbanden und Drogenhändlern in Tschechien, Polen und Südeuropa.



Festnahme eines Albaners (1998 in Hamburg)

A. ULRICH

WAHLKAMPF

# CDU linkt Stolpe

Brandenburgs CDU hat im Internet zwei Webseiten eingerichtet, die den Namen von SPD-Prominenten tragen: [www.manfredstolpe.de](http://www.manfredstolpe.de) und [www.reginehildebrandt.de](http://www.reginehildebrandt.de). Im Wahlkampf will die CDU dort für das eigene Programm werben. Möglichen rechtlichen Schritten der Potsdamer Staatskanzlei gegen den Namensklau sieht die CDU gelassen entgegen. Unter rund 600 000 CDU-Mitgliedern in Deutschland würde sich wohl eine Regine Hildebrandt oder ein Manfred Stolpe finden lassen. Im Moment ist als Seiteninhaber der CDU-Wahlkämpfer Heiko Homberg eingetragen – bei derzeitiger Rechtsprechung wäre die CDU ihre Stolpe-Seite schnell wieder los.



SPD

## Aufbruch der Youngster

Nach den Grünen droht jetzt auch den Sozialdemokraten ein Generationenkonflikt. Eine Gruppe junger Bundestagsabgeordneter verlangt das Ende der „lähmenden Auseinandersetzung darüber, was in der SPD links und rechts ist“. Die 13 „Youngster“, wie sie sich nennen, verbinden ihren Aufruf mit einer Attacke gegen weite Teile des Partei-Establishments: „Für die mittlere Funktionärsebene der SPD“



Schneider



Hauer

sei die ideologische Nabelschau „fast schon Politikzweck“. In einem sechsstufigen Positionspapier („Aufbruch nach Berlin“) formulieren die Jungsozis, die sich gegen die traditionalistischen Jusos abgrenzen, eine Reihe von Forderungen an Parteichef Gerhard Schröder. Der Kanzler müsse dafür sorgen, „daß neues Denken in neues Handeln mündet“.

Deshalb erwarten die „Youngster“ um die Hessin Nina Hauer, 31, und den Thüringer Carsten Schneider, 23, von Schröder, „daß er die Auseinandersetzung in der Partei sucht und maßgeblich organisiert“.

ERMITTLUNGSVERFAHREN

## Vergeblich gewartet

Der mit internationalem Haftbefehl gesuchte frühere Verfassungsschutzchef und Staatssekretär im Verteidigungsministerium Ludwig-Holger Pfahls (CSU) hat sich möglicherweise abgesetzt. Am Dienstag vergangener Woche warteten seine Anwälte und Beamte des Bayerischen Landeskriminalamts vergeblich am Flughafen München auf den jetzigen DaimlerChrysler-Manager. Pfahls wird vorgeworfen, im Zusammenhang mit der Lieferung von „Fuchs“-Spürpanzern der Bundeswehr an Saudi-Arabien 3,8 Millionen Mark Schmiergeld erhalten zu haben. Er hatte der Staatsanwaltschaft Augsburg gegenüber angekündigt, er werde sich stellen. Um 8.35 Uhr sollte er mit einer Maschine aus Zürich ankommen. Nach Erkenntnissen der Ermittler verließ Pfahls Montag abend zwar Taipeh, wo er sich angeblich in einer Klinik aufgehalten hat, in Richtung Hongkong. Den Weiterflug in die Schweiz trat er jedoch nicht an.

GEN-DATEI

## Gezwungen freiwillig

In Bayerns Gefängnissen werden Häftlinge aufgefordert, „freiwillig“ einen genetischen Fingerabdruck abzuliefern. Ihre Körperzellen aus Speichel- oder Blutproben sollen „zur Feststellung des

DNA-Identifizierungsmusters molekulargenetisch untersucht“ werden. Das Ergebnis wird in die Gen-Datei beim Bundeskriminalamt eingegeben, wenn „Grund zu der Annahme besteht“, daß gegen die Täter „künftig erneut Strafverfahren zu führen sind“. Zwar kann nach dem Gesetz nur ein Richter die Häftlinge zur Zellabgabe zwingen. Doch die Bayern haben offenbar ein subtiles Zwangsmittel entdeckt. Wer nicht freiwillig mitmacht, kann nach Angaben von Justizminister Alfred Sauter (CSU) „darauf hingewiesen werden, daß die Verweigerung des Einverständnisses Auswirkungen auf die Gewährung von Vollzugslockerungen haben“ könne. Der Bayerische Landesbeauftragte für den Datenschutz, Reinhard Vetter, hält das Vorgehen im Freistaat deshalb für „nicht zulässig“. Bei Menschen, die „sich in den Zwangsverhältnissen einer Justizvollzugsanstalt befinden“, könne man generell nicht davon ausgehen, daß die „Einverständniserklärung“ wirklich freiwillig erlangt worden sei.



C. LEHSTEN / ARGUM

Justizvollzugsanstalt Landsberg

## Am Rande

## Tolerant



Vor einem Jahr hat die Landesregierung in Potsdam die Initiative „Tolerantes Brandenburg“ ausgerufen. Den Einwohnern sollte auf eine pädago-

gisch überzeugende und doch sozialverträglich behutsame Art klar gemacht werden, daß man Ausländer nicht grundlos jagen, Fremde nicht verhasen und Behinderte nicht quälen darf. Unter anderem gab es einen vom Bildungsministerium geförderten Internet-Wettbewerb gegen Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenhaß.

Inzwischen zeigt das Programm echte Wirkung, das tolerante Brandenburg nimmt Gestalt an. Seit im Regionalverkehr der Bahn zwischen Frankfurt (Oder) und Berlin-Zoo die Reisenden auch auf Polnisch begrüßt und die Stationen auf Deutsch und Polnisch angesagt werden, häufen sich bei der Bahn Beschwerden deutscher Passagiere, „daß Polen überhaupt begrüßt werden“. Ein Sprecher der Deutschen Bahn AG bedauerte die Reaktionen und erklärte, Polen sei „ein großer Markt“, da könne sich die Bahn „Vorurteile nicht leisten“. Dafür aber einen Kompromiß. Um die Brandenburger Toleranz nicht zu überfordern, wird es „künftig in jeder Fahrtrichtung nur noch eine Durchsage“ auf Polnisch geben – kurz vor beziehungsweise hinter Frankfurt (Oder). Sollte anderswo ein Pole an der falschen Station aussteigen, weil er die deutsche Ansage nicht verstanden hat, werden ihm die Brandenburger sicher weiterhelfen, zu Fuß bis zur polnischen Grenze oder zur nächsten Erste-Hilfe-Station, wo im Rahmen des Programms „Tolerantes Brandenburg“ sogar verletzte Ausländer ambulant behandelt werden.



Havel bei Brandenburg

## UMWELT

## Kanal voll

Sachsen-Anhalt und Brandenburg widersetzen sich den Bemühungen von Bundesregierung und Umweltschutzverbänden, die Elbe und ihre Nebenflüsse zu renaturieren. Die beiden Bundesländer wollen die Flüsse auch weiter vor allem für den gewerblichen Binnenschiffverkehr nutzen. Sie fordern Bonn auf, die Untere Havel weiterhin als „Bundeswasserstraße“ einzustufen. Begründung: Für eine Renaturierung seien „die Voraussetzungen derzeit nicht gegeben“. Vergangene Woche hat Ministerpräsident Reinhard Höppner in Magdeburg erneut mit den Öko-

verbänden verhandelt – es bleibt bei der Flußschifffahrt. Hält der für Wasserstraßen zuständige Bund sich an die Ländervorgaben, verstößt die rot-grüne Regierung gegen die eigene „Gemeinsame Elberklärung“. Das damals noch CDU-geführte Ministerium hatte sich darin mit Naturschutzverbänden auf die Renaturierung entlang der Elbe geeinigt. Dieses Ökopjekt hält Verkehrsminister Franz Müntefering (SPD) allerdings auch nach dem Vorstoß aus Brandenburg und Sachsen-Anhalt für „nicht gefährdet“. Bis im Jahr 2003 eine Kanalbrücke die Elbe bei Magdeburg überquere und die Schiffe die Schutzgebiete umfahren könnten, müsse die Untere Havel als „Ausweichstrecke“ für die Binnenschiffer dienen.

## BALKANHILFE

## Ohne den Wirt

Die Bundesregierung muß beim Stabilitätspakt für den Balkan auf eine Geste mit Symbolwert verzichten. Die erste, für Ende Juli geplante Konferenz der Pakt-Staaten wird nicht, wie von Bundeskanzler Gerhard Schröder angekündigt, in Sarajevo, sondern vermutlich in Deutschland stattfinden. Die Wahl der Hauptstadt von Bosnien-Herzegowina sollte ein Zeichen für die Region setzen. Schröders Plan scheitert wohl an der bitteren Realität vor Ort. In der nach wie vor stark verwüsteten Olympiastadt mangelt es an der Infrastruktur: Für die rund 4000 erwarteten Diplomaten und Journalisten stehen einstweilen nur 800 Hotelbetten zur Verfügung, Räumlichkeiten für die Tagungen müßten erst neu geschaffen werden. Außerdem fehlen ausreichende Telekommunikationseinrichtungen.

## Nachgefragt

## Kids unter Kontrolle

„Hessens Innenminister Volker Bouffier (CDU) will Schulhöfe mit Videokameras überwachen lassen. Was meinen Sie dazu?“



Das finde ich gut, um Gewalt und Drogenmißbrauch zu bekämpfen

52%

Ich lehne es ab, daß schon Kinder und Jugendliche überwacht werden

40%

Emnid-Umfrage für den SPIEGEL vom 6. und 7. Juli; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: keine Angabe







## KONFLIKTE ZWISCHEN BONN UND BRÜSSEL



Werften-Hilfe



Sprachenstreit



Banken-Beihilfe

EUROPA

# Ein trotziges Nein

Die EU-Kommission fordert eine Milliarden-Beihilfe von der WestLB zurück und setzt sich dabei über eine Intervention des Kanzlers hinweg – ein Präzedenzfall, der das öffentliche Kreditwesen in Deutschland bedroht. Gegen die Brüsseler Entscheidung wollen Schröder und die Länderchefs nun politisch und vor Gericht vorgehen.

**D**er Kanzler machte sich gerade auf den Weg in die Ukraine, da kam am vergangenen Donnerstag aus Brüssel eine Meldung, die ihn empörte. Kurz vor Ablauf ihrer Amtszeit hatte die EU-Kommission entschieden, daß die Düsseldorfener WestLB knapp 1,6 Milliarden Mark unerlaubte Beihilfe zurückzahlen muß.

Noch während der Verhandlungen über die Atomkraftwerke in Kiew entschied Gerhard Schröder: Den Brüsseler Anordnungen sei nicht zu folgen, nichts werde gezahlt. „Einer Kommission, die nur noch zwei Monate im Amt ist, fehlt jede Legitimation“, monierte der Kanzler.

Den trotzigsten Widerstand gegen die Eurokraten wollte Schröder sogleich aus der Ukraine der Weltöffentlichkeit bekanntmachen. Kanzleramtschef Frank-Walter Steinmeier, daheim in Bonn, sollte die Empörung über die Brüsseler Willkür in griffige Worte fassen. Erst als Juristen des Auswärtigen Amtes davor warnten, per Pressemitteilung des Kanzleramtes die WestLB zum Rechtsbruch aufzufordern, ließ Schröder von der Provokation ab.

Es geht nicht allein ums Geld. Der Beschluß des EU-Wettbewerbskommissars Karel Van Miert greift tief in ein typisch deutsches System ein, meinen die Kanzler-Vertrauten. „Wenn Van Miert recht bekäme“, sagt Steinmeier, „wäre das in der Tat existenzbedrohend für das öffentlich-rechtliche Kreditwesen in Deutschland.“

Banken und Sparkassen im Besitz von Ländern und Kommunen, wie die WestLB, könnten sich kaum noch finanzieren. Die Institute, mit denen die Länderregierungen zum Beispiel ihre Strukturpolitik unterstützen, die sie aber auch zur Unterbringung mancher Parteifreunde nutzen, wären wohl nicht mehr lange zu halten.

Wieder einmal mußte Schröder entdecken, daß sein Kanzleramt keineswegs so mächtig ist, wie er dachte. Die Brüsseler haben, völlig legal und zuletzt im Amsterdamer Vertrag von allen EU-Mitgliedern sanktioniert, immer mehr Kompetenzen an sich gezogen.

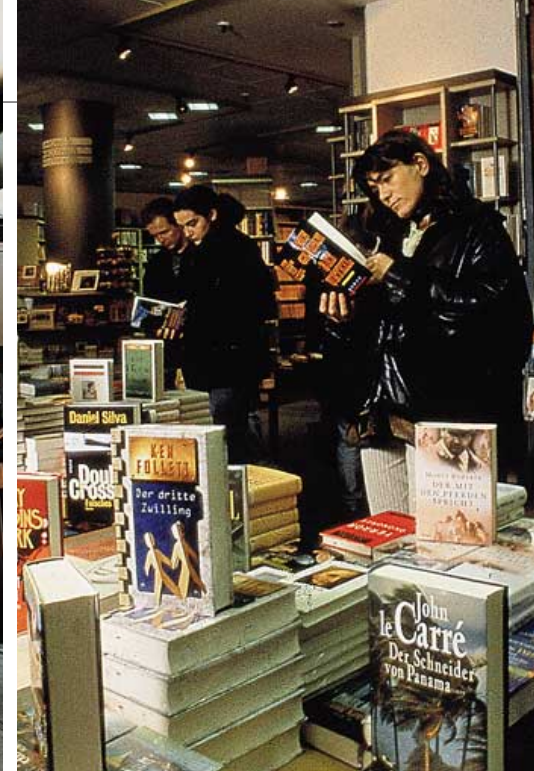
Mit dem neuen Selbstbewußtsein der 68er, die der Gnade der späten Regierung teilhaftig wurden, tritt Rot-Grün nun in Europa auf. Ob Gelder in Brüssel „verbraten“

werden, wie Schröder im Wahlkampf tön-te, ob bei Ratssitzungen ein trotziges „man spricht deutsch“ eingefordert wird – die neue Regierung schlägt in Europa eine andere Tonart an als Helmut Kohl, dem der liebe Frieden in der EU viel Geld wert war.

Bei der Auswahl der neuen EU-Kommissare beharrte der Kanzler stur auf seinen rot-grünen Personalvorschlägen, obwohl der designierte Kommissionspräsident Romano Prodi mehrmals deutlich einen Vertreter der Unions-Parteien verlangt hatte. Am vergangenen Freitag wurden des Kanzlers Wünsche erfüllt: Prodi benannte Günter Verheugen (SPD) und Michael Schreyer (Grüne) und gab ihnen sogar wichtigere Kompetenzen als zunächst vorgesehen (siehe Seite 25).

Der alten Kommission, die wegen zahlreicher Korruptionsvorwürfe ihren Rücktritt einreichte, traut Schröder nicht mehr viel zu. Ausgerechnet ein deutscher Vertreter versammelte noch einmal alle Vorurteile gegen die Eurokraten in seiner Person: Kommissar Martin Bangemann, der in die Dienste der Madrider Firma Telefónica wechseln will. Die Bundesregierung





Buchpreisbindung

FOTOS: T. ERNSTING / BILDERBERG (U.); F. DÄCHINGER (M., U.); F. ROGNER / NEZHAUT (M., U.); F. ZANETTINI / LAIF (M., U.)

stimmte vorige Woche zu, Bangemann vor dem Europäischen Gerichtshof zu verklagen (siehe Seite 26).

Den Ärger mit der WestLB-Beihilfe verdankt Schröder freilich einem Kommissar von untadeligem Ruf. Der flämische Sozialist Karel Van Miert hatte sich in seiner Amtszeit als Wettbewerbskommissar nichts zuschulden kommen lassen.

Einst ein ausgesprochener Freund der Deutschen, lernte Van Miert zu seiner Enttäuschung, daß auch dem Wort deutscher Beamten und Politiker nicht ohne weiteres zu trauen ist. Nach der Wende, als Milliardensubventionen nach Ostdeutschland

flossen, nahm auch der Schmutz mit den Beihilfen massenhaft zu. Schwerster Fall war die Verschiebung von Aufbau-Ost-Geldern im Verbund der Vulkanwerft nach Bremen.

Kommissar Van Miert nahm die Verfolgung auf, etwa bei der sächsischen Subvention für das VW-Werk Mosel. Gegen das ausdrückliche Verbot überwies Ministerpräsident Kurt Biedenkopf 240 Millionen Mark an VW – nun entscheidet der Europäische Gerichtshof (EuGH).

Am gleichen Tag, als Van Miert sich die WestLB vornahm, verlangte er auch von der Kvaerner-Warnow-Werft in Warnemünde 83 Millionen Mark zurück, die Gröditz Stahlwerke in Sachsen sollen 239 Millionen Mark herausrücken. In beiden Fällen konstruierten die Unternehmen, so der Vorwurf, teilweise im Zusammenspiel mit staatlichen Agenturen falsche Voraussetzungen für Beihilfen.

Bei dem bis ins Jahr 1991 zurückgehenden Streitfall WestLB gibt es Klagen privater Banken: Der Staat habe die öffentlichen Institute durch Kapitalaufstockung gestützt. Neben dem Fall WestLB liegen noch sechs weitere Klagen vor, die vor allem auf die großen Landesbanken zielen.

Die WestLB war 1992 vom Land Nordrhein-Westfalen durch die Übertragung der Wohnungsbauförderungsanstalt mit haftendem Kapital in Höhe von 2,5 Milliarden Mark ausgestattet worden. Dafür zahlte die Bank dem Land einen bescheidenen Betrag – zu bescheiden, fanden die privaten Banken. Sie selbst mußten sich ihr Kapital viel teurer beschaffen, deshalb seien sie im Wettbewerb benachteiligt.

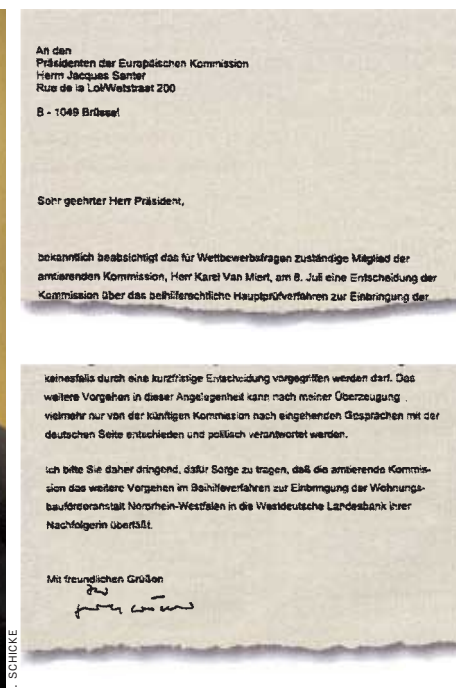
Folgerichtig beschwerten sich die Geldherren beim Brüsseler Wettbewerbschüter, und der gab ihnen jetzt recht. Die knapp

1,6 Milliarden Mark, die die WestLB zurückzahlen soll, ergeben sich als Differenz zwischen dem Betrag, den die WestLB zwischen 1992 und 1998 an die Landeskasse überwiesen hat, und einem von Van Miert ermittelten Marktpreis, den eine private Bank hätte zahlen müssen. Der Verzicht auf eine angemessene Vergütung, befand der Wettbewerbskommissar, sei eine unerlaubte Beihilfe.

Nach diesem Muster haben viele Landesherren ihren Banken auf die Sprünge geholfen. Konsequenter erklärte Van Miert den dicksten Brocken, die WestLB, zum Präzedenzfall. In seinem Beihilfe-Entscheid kündigt er an, nun müsse die Kommission sich auch der anderen Landesbanken annähern. Doch das wird nicht mehr er selbst, sondern sein Nachfolger Mario Monti verantworten müssen. Und da setzt Schröder an.

Besonders ärgerlich für den Kanzler: Die Kommission setzte sich über einen Brandbrief vom vergangenen Mittwoch an den amtierenden Präsidenten Jacques Santer kühl hinweg, mit dem Schröder eine Vertagung des Beschlusses erreichen wollte. Die vorgesehene Entscheidung Van Mierts, befand Schröder apodiktisch, sei „nicht hinreichend fundiert“. Das Beihilfeverfahren sei über den Einzelfall hinaus von besonderem politischem Gewicht.

„Unabhängig von unseren gravierenden Bedenken hinsichtlich der Fundierung der von Herrn Kommissar Van Miert angestrebten Entscheidung glaube ich auch“, heißt es weiter, „daß der künftigen Kommission in dieser außerordentlich sensiblen Frage keinesfalls durch eine kurzfristige Entscheidung vorgegriffen werden darf.“ Die Sache könne nur „von der künftigen Kommission nach eingehenden Ge-



Kanzler Schröder, Schröder-Brief (Ausriß), EU-Kommissar Van Miert: „Nicht hinreichend fundiert“

sprächen mit der deutschen Seite entschieden und politisch verantwortet werden“.

Gegen die Stimme der Deutschen Monika Wulf-Mathies, bei Enthaltungen der dänischen und griechischen Kommissare, entschied das Gremium am vergangenen Donnerstag dennoch, die Milliarden-Forderung an die dem Land Nordrhein-Westfalen, den Landschaftsverbänden und den Sparkassen gehörende Bank abzusenden.

WestLB-Chef Friedel Neuber drohte umgehend mit Klage beim EuGH in Luxemburg. Auch in den Staatskanzleien von Düsseldorf, München, Hamburg, Kiel, Hannover und Berlin herrschte heller Aufruhr gegen Brüssel. „Nicht hinnehmbar“, „Roßtäuserei“, „grober Fehler der Kommission“, empörten sich schwarze wie rote Länderchefs.

Die Aufregung ist begreiflich. Denn wenn die WestLB von ihren Milliarden lassen muß, dann sind die anderen Landesbanken ebenfalls betroffen. Am Ende, analysierten die Bankmanager und Landespolitiker gemeinsam, würde der Brüsseler Beschluß jegliche unternehmerische Tätigkeit von Bund, Ländern und Gemeinden auf Märkten unmöglich machen, auf denen sich auch private Wettbewerber tummeln. Deshalb, heißt es in den Ländern, soll auf allen Ebenen geklagt werden, nicht nur in Luxemburg, sondern auch beim Verfassungsgericht in Karlsruhe.

Der Kanzler aber denkt gar nicht an den Rechtsweg. Hinter dem trotzigen Nein zur Zahlungsaufforderung steckt eine trickreiche Strategie. Erstmals gibt er das Kohlsche Motto aus: Abwarten und aussitzen.

Der Beschluß der alten Kommission wird vermutlich erst im September zugestellt. Dann gilt eine Einspruchsfrist von drei Monaten, die aber die Deutschen ungenutzt verstreichen lassen wollen.

Der gelernte Rechtsanwalt Schröder glaubt, einen Dreh gefunden zu haben, den



EU-Zentrale in Brüssel: Eingriffe in ein typisch deutsches System

von der alten Kommission auf den Weg gebrachten Zahlungsbefehl durch die neue Prodi-Kommission zurückholen zu können. Denn noch sind die anderen strittigen Banken-Fälle nicht entschieden; das wird erst die neue Kommission erledigen können. Und die, so hofft Schröder, sieht die Sache womöglich anders als der gestrenge Van Miert.

Wenn er die nächste Kommission dazu bringen könnte, anders zu entscheiden, müßte sie aus Gründen der Gleichbehandlung auch die WestLB verschonen.

Zumindest möchten die öffentlichen Banker den italienischen Wirtschaftsprofessor Prodi davon überzeugen, daß die vorgegebene Rendite im Falle WestLB absurd hoch festgesetzt worden sei. Eine deutliche Minderung würde zwar auch noch zu Nachzahlungen führen, aber nicht, wie jetzt in sämtlichen Provinzhauptstädten behauptet wird, Bund, Ländern und Gemeinden das Bankertum unmöglich machen.

Van Miert kann die Empörung kaum verstehen. Schließlich kassiere ja nicht Brüssel die verdeckten Subventionen wieder ein, vielmehr gehe das Geld an die

Länderfinanzminister, die bisher zuwenig Zinsen bekommen hätten.

Die Länder allerdings rechnen anders und sehen sich auch noch um einen Teil ihres eigenen Geldes geprellt. Rund drei Milliarden Mark müßte die WestLB mobilisieren, um die fast 1,6 Milliarden Mark zurückzahlen zu können, kalkuliert der Düsseldorfer Finanzminister Heinz Schleußer (SPD). Denn auf die Ausschüttung fallen Körperschaftsteuern an.

Die Reserven gehören eigentlich den öffentlichen Eigentümern, also auch dem Land. Als Steuerzahlung jedoch stünde das Geld zur Hälfte dem Bund zu. Die andere Hälfte fließt zwar in die NRW-Länderkasse – von da aber als Zusatzeinnahme über den Länderfinanzausgleich sofort weiter an die armen Länder wie das Saarland, Sachsen-Anhalt oder Thüringen. Mithin verlieren die WestLB-Eigentümer bei Van Mierts Strafaktion noch Geld.

Ungeachtet des Widerstandes der Deutschen will Van Miert auch die letzten Tage in Brüssel unbeirrt seines Amtes walten. Schließlich sei er zur vertragsgemäßen Erfüllung seiner Aufgaben verpflichtet – die Kommission hat nur freiwillig verzichtet, neue politische Initiativen zu ergreifen. Beschwerdeführer im laufenden Verfahren, so der Kommissar, hätten ein Recht auf Bescheid.

Den gibt es – wieder zum Verdruss der Deutschen – womöglich schon in dieser Woche zur Buchpreisbindung zwischen Deutschland und Österreich. Die Aufhebung gilt als sicher, selbst wenn feinsinnige Verleger wie Klaus Wagenbach Van Miert darob „auch mit Fußstritten“ gedroht haben und Schröders Kulturminister Michael Naumann mehrmals in Brüssel dagegen intervenierte. WINFRIED DIDZOLEIT, MICHAEL SCHMIDT-KLINGENBERG

## Deutscher Sparkassen- und Giroverband Finanzgruppe 1998

**GESCHÄFTSVOLUMEN**  
3707 Milliarden Mark  
nur Kreditinstitute

**GESCHÄFTSSTELLEN**  
25 074

**MITARBEITER**  
362 665

**13 Landes-  
bausparkassen**

79 Mrd.  
966

10 280

**13 Landesbanken/  
Girozentralen**

1840 Mrd.  
449

33 639

**594 Sparkassen**

1788 Mrd.  
19 659

287 646

**40 Öffentliche  
Versicherungsanstalten**

25,3\* Mrd.  
4000

31 100

\* Brutto-  
beitrags-  
einnahmen

DER SPIEGEL



EUROPA

# Flucht nach vorne

Romano Prodi stellte seine neue Kommission vor – nicht alle Kandidaten haben den besten Leumund.

**E**in „top class team“ werde er präsentieren, eine politisch ausgewogene Spitzenmannschaft, und Kommissar könne unter ihm nur werden, wer sein „totales Vertrauen“ besitze. So hatte es der designierte Kommissionspräsident Romano Prodi beim EU-Gipfel in Köln feierlich versprochen.

Der Italiener versuchte, Wort zu halten. Doch die Umstände waren gegen ihn. Die Kompetenz nicht nur der deutschen Grünen-Kandidatin Michaela Schreyer wurde angezweifelt; Gerüchte waberten um die Ressortverteilung. Vergangenen Freitag ergriff Prodi deshalb kurz entschlossen die Flucht nach vorne und stellte seine 19köpfige Mannschaft vor – mit Schreyer als Haushaltskommissarin und Günter Verheugen als Kommissar für die politisch überaus wichtige EU-Erweiterung.

Prodi war bei der Auswahl auf die Vorschläge der 15 Mitgliedstaaten angewiesen, auch wenn laut neuem EU-Vertrag Kommissare nur „im Einvernehmen“ mit ihm zu bestellen sind. Und die Regierungschefs, die wenig Interesse an einer übermächtigen Quasi-Regierung in Brüssel haben, stellten ihm nicht nur die Allerbesten zur Verfügung.

Im Gerangel ging Gerhard Schröder voran. Ohne Rücksicht auf europäischen Proporz fiel einer der beiden den Deutschen zustehenden Posten beim Koalitionsschacher an die Grünen. Joschka Fischer und Rezzo Schlauch wären bereit gewesen, die Brüsseler Ansprüche gegen zwei Staatssekretärsstellen in der Bundesregierung einzutauschen. Doch das wurde ruchbar, die Basis begehrte auf – und Schreyer, eine



**EU-Politiker Prodi**  
*Sorgen macht das Parlament*

frühere Berliner Umweltsenatorin ohne jegliche Europaerfahrung, wurde Kandidatin für den hochdotierten Job.

Am vorigen Mittwoch zeigte sich, daß sie noch lernen muß. Vor der Grünen-Fraktion des Europäischen Parlaments in Brüssel geriet sie bei Fragen zur landwirtschaftlichen Strukturpolitik oder zu den Demokratie-Defiziten der EU-Institutionen ins Schwimmen.

Die Iren entsenden nicht mal einen gestandenen Politiker. Sie bieten ihren Generalstaatsanwalt David Byrne auf, der die EU nur aus der Zeitungslektüre kennt.

Die Niederländer präsentieren gar einen engagierten Anti-Europäer. Der rechtsliberale Frits Bolkestein ist gegen den europäischen Bundesstaat („eine Täuschung“), gegen den Aufbau einer europäischen Verteidigung („Holland ist besser in der Nato aufgehoben“), gegen eine großzügige EU-Erweiterung („die Türkei nicht“). Gegen die Einführung des Euro war er übrigens auch.

Aus Schweden kommt eine ehemalige Greenpeace-Aktivistin: Margot Wallström war bis 1998 vier Jahre lang erst Kultur-, dann Sozialministerin, zuletzt arbeitete sie

bei einem TV-Sender in Sri Lanka. Eigentlich wollte Ministerpräsident Göran Persson seinen Entwicklungsminister Pierre Schori zur Kommission befördern. Flehentliche Bitten Prodis, der um seine Frauenquote rang, führten zur Verlegenheitslösung. Wallström war „ganz überrascht, so schnell in die Politik zurückzukehren“, nun ist sie „stolz, etwas für die Weiterentwicklung Europas tun zu können“.

Prodis bester Mann ist der Österreicher Franz Fischler, der kenntnisreiche und reformbereite Agrarkommissar aus der Kommission des Luxemburgers Jacques Santer. Fischler soll von den Überlebenden der zurückgetretenen Kommission – auch der Italiener Mario Monti, der Brite Neil Kinnock und der Finne Erkki Liikanen sind wieder dabei – als einziger sein Ressort behalten.

Paris bietet den versierten ehemaligen Europaminister Michel Barnier, Madrid den früheren Finanzminister Pedro Solbes auf. Als gute Wahl gelten wegen langer beruflicher Erfahrung auch der deutsche AA-Staatsminister Günter Verheugen und der Brite Chris Patten. Der letzte Gouverneur von Hongkong hatte sich unter Margaret Thatcher in der Nordirlandpolitik bewährt, diente als Staatsminister in den Ministerien für Bildung und Wissenschaft und für das Commonwealth, war mit überseeischer Entwicklungshilfe befaßt und stieg zum Umweltminister auf.

Sorgen macht sich Prodi wegen des Europäischen Parlaments, das dem Präsidenten samt seiner Kommission im September die Zustimmung erteilen muß. Politische Ausgewogenheit glaubt er auch ohne einen CDU/CSU-Kommissar vorweisen zu können – acht Kommissare stammen aus dem bürgerlichen Lager, obgleich 11 der 15 EU-Regierungen von Sozialdemokraten geführt werden.

Ein Problem könnte er indes mit Liikanen bekommen, unter Santer zuständig für Haushalt, Personal und Verwaltung und damit ein Hauptverantwortlicher für Mißmanagement und Korruption. Die Parlamentarier werden wohl auch Anstoß nehmen am offenkundigen Widerspruch zwischen Prodis Ankündigung, mit seiner neuen Kommission breche eine neue sau-



**De Palacio**



**Busquin**



**Kinnock**



**Bolkestein**

EUROPA

# Genialer Faulpelz

Martin Bangemann setzt noch einmal Maßstäbe: Erstmals steht ein EU-Kommissar vor dem Europäischen Gerichtshof.

bere Zeit an, und dem zweifelhaften Leumund einiger Kandidaten.

Die britische „Sunday Times“ regt sich darüber auf, daß nicht nur die Ehefrau, sondern auch die Schwiegertochter des Kommissars Neil Kinnock als Abgeordnete ins Europäische Parlament einziehen. Die jährlichen Einkünfte der sozialistischen „Kinnock-Eurodynastie“ aus Steuermitteln beziffert das Blatt auf rund 500 000 britische Pfund (1,5 Millionen Mark).

Beim belgischen Anwärter Philippe Busquin, Chef der wallonischen Sozialisten, hält sich hartnäckig der Verdacht, er habe von einem Schwarzgeldkonto seiner Partei gewußt, auf das Schmiergelder des französischen Rüstungskonzerns Dassault geflossen sein sollen.

Reichlich provozierend wirkt auch die konservative spanische Kommissionsaspirantin Loyola de Palacio. Die ehemalige Landwirtschaftsministerin war politisch



Schreyer



Verheugen

verantwortlich für das Treiben ihrer ranghohen Mitarbeiter, die sich und ihren Familien Millionen-Subventionen aus Brüssel für den Flachsanzug zugeschanzt hatten. Ob zuviel Zuschüsse gezahlt wurden, läßt sich nicht mehr genau prüfen: Der Flachs ist weg, vernichtet durch Großfeuer in den Lagern. Ein Untersuchungsausschuß des Madrider Parlaments befaßt sich jetzt mit den mutmaßlichen Brandstiftungen.

Furiös auch kämpfte die Ministerin gegen alle Pläne des Agrarkommissars Fischler, den in Spanien gängigen Betrug bei Olivensubventionen einzudämmen.

Fischler wollte Zuschüsse nur noch nach der Zahl der Olivenbäume gewähren. De Palacio setzte die Fortdauer der Regelung durch, wonach Kleinbauern bis zu einer Gesamternte von 500 Kilogramm ohne jeden Nachweis Zuschüsse aus Brüssel erhalten. Ihre Oliven verkaufen sie oft an Ölmühlen, die wiederum Subventionen kassieren – ausgerechnet diese Frau möchte Prodi neben Kinnock zur Stellvertreterin machen.

Die strenge Katholikin hat gelobt, künftig auch in Brüssel für „die Interessen Spaniens“ zu kämpfen – ein glatter Verstoß gegen die Kommissionspflichten. Aber wie soll Prodi die rabiate Baskin bändigen, über die der spanische Sozialist Alfonso Guerra urteilte: „Halb Nonne, halb Soldat“?

DIRK KOCH



FDP-Politiker Bangemann\*: Sitzungen geschwänzt, Dienstreisen privat genutzt

Mit seinen hohen Gitterzäunen und der Fassade aus Granit gleicht das Brüsseler Ratsgebäude einer Festung. Gleich dreimal zogen sich die EU-Botschafter vergangene Woche hierher zurück. Noch beim Lunch am Mittwoch plagte die Herrenrunde Zweifel, ob eine Klage gegen den deutschen Skandal-Kommissar juristisch tragen würde. Wenig später zerstreuten sich die Bedenken, die Botschafter erhielten Weisung aus ihren Hauptstädten: Martin Bangemann soll vor Gericht.

Der Wechsel des Industrie- und Telekommunikationskommissars zur spanischen Telefónica – ohne Schamfrist, ohne Wartezeit – wird jetzt zu einer „Causa Bangemann“ vor dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) führen. Die EU will dem beurlaubten Kommissar die monatliche 14 000-Mark-Pension aberkennen lassen.

Der Drei-Zentner-Deutsche setzt damit wieder einmal Maßstäbe. Erstmals steht ein Kommissar vor dem EuGH, das Verfahren könnte anderthalb Jahre dauern.

„Lieber ein genialer Faulpelz als ein fleißiger Idiot“ – in dieser Rolle gefiel sich der ehemalige FDP-Parteichef als Brüsseler Kommissar am besten. Damit trug er

zum verheerenden Ruf der Brüsseler Superbürokratie bei.

Er schwänzte Sitzungen, nutzte Dienstreisen zu privaten Vergnügungen, zweimal wurde ihm dabei der Dienstwagen geklaut. Ebenso wie die Kommissarinnen Edith Cresson und Monika Wulf-Mathies brachte Bangemann einen Freund, den Schul- und Segelkumpel Dieter Eggen, mehrere Jahre in Brüssel unter.

Jetzt müssen die Luxemburger Richter prüfen, welches Insiderwissen der Kommissar erwarb, welche Entscheidungen er oder seine engen Berater für sein neues Unternehmen traf, welche Wettbewerbsnachteile für Konkurrenten durch seine neue Tätigkeit entstehen könnten.

Die EU hat bislang nur schwammige Formeln für das Betragen der höchsten EU-Beamten aufgestellt. „Ehrenhaft und zurückhaltend“ müsse sich ein Kommissar nach seinem Abgang verhalten. Klar ist, daß über die Tische in Bangemanns Dienststellen sämtliche wichtigen Marktdaten der europäischen Telefonbetreiber gingen.

Bangemann rechtfertigt die Übernahme des Postens bei der Telefónica mit dem Beispiel anderer Brüsseler Kollegen. Tatsächlich hatten in den siebziger und achtziger Jahren Kommissare wie die Franzosen François-Xavier Ortoli oder Etienne Davignon in die höchsten Etagen

\* Im Mai 1986 in Hannover bei der Wiederwahl zum Parteivorsitzenden.



von Banken oder Industriekonzerne gewechselt.

Die Kommissare hatten seinerzeit jedoch weit weniger Einfluß. Erst in den neunziger Jahren, mit zunehmender Machtfülle der Kommission im gemeinsamen Binnenmarkt, wurde der Brüsseler Job enorm aufgewertet.

Mitten im Wirbel, bestens gelaunt, vertraute Bangemann einem Freund, dem Frankfurter PR-Unternehmer Moritz Hunzinger vorige Woche an: „Mein Wechsel zu Telefónica war und ist richtig.“ Hunzinger solle derweil das „Krisenmanagement“ übernehmen.

Bangemann zog sich am Wochenende auf sein französisches Landgut bei Poitiers zurück, wo er vor einigen Jahren seinen Hauptwohnsitz nahm. Das Anwesen liegt in der Region, in der eine andere Skandalkommissarin früher ihr Bürgermeisteramt versah: Edith Cresson.

Auch die Leidenschaft für schöne Segelschiffe litt nicht unter der Last seines Amtes. Zahllose Schiffsskizzen fertigte der Kommissar während vieler Dienstsitzungen an.

Bis 12. Mai 1995 war Bangemann laut Handelsregistrauszug Miteigentümer an einer Gesellschaft zum Bau der 40 Meter langen Jacht „Mephisto“, eingeschossenes Kapital: 500 000 Mark. In der Brüsseler EU-Kommission hatte er wenige Monate zuvor noch eine Unabhängigkeitserklärung abgegeben: „Ich bin Vorsitzender des Kuratoriums der Friedrich-Naumann-Stiftung,

und ich habe weder finanzielle noch professionelle Interessen in anderen Unternehmen“, schrieb er am 22. Februar 1995.

Offenbar hat Bangemann damit auch gegen den kommissionsinternen Verhaltenskodex verstoßen. Das dürfte den Europäischen Gerichtshof interessieren.

Der Geschäftsführer der „Mephisto“-Segelschiffahrtsgesellschaft, Lothar Mahling, der einst Bangemanns Parteispreeher



EU-Kommissar Bangemann\*: „Mein Wechsel ist richtig“

war, erklärte dazu, daß der Kommissar bereits mit Gesellschafterbeschuß im November 1994 aus der Firma ausgetreten sei. Bangemann habe jedoch nach wie vor „regste Interessen“ an dem Boot.

\* Mit Telefónica-Chef Juan Villalonga am 30. Juni in Madrid.

Das Motorsegelschiff ist ein europäisches Gesamtkunstwerk: Sein Rumpf wird aus Kostengründen auf einer Danziger Billigwerft gebaut, den Motor und die Wellenanlage liefert die Firma Prowell in Bremen. In Buxtehude ist die „Mephisto“-Firma ins Handelsregister eingetragen, doch das Schiff soll unter luxemburgischer Flagge segeln.

Die Eigentümergeinschaft der Jacht, die als Tagungsschiff vermietet werden soll, ent-

steht dem Speckgürtel Bangemanns: Mit von der „Mephisto“-Partie sind seine EU-Kabinettsmitglieder Paul Weissenberg und Helmut Schmitt von Sydow, der Bangemann-Schulfreund Eggen, Parteifreund Torsten Wolfgramm und auch PR-Mann Hunzinger aus Frankfurt.

Bei der Staatsanwaltschaft Bremen steht die „Mephisto“ in den Akten. Sie ermittelt wegen möglicher Untreuehandlungen ehemaliger Verantwortlicher der Bremer Vulkan-Werft: Von einer ostdeutschen Vulkan-Tochter soll kostenlos

eine Bauaufsicht für die „Mephisto“ gestellt worden sein.

Als der Bauaufseher bei „Mephisto“ tätig wurde, war Bangemann noch Mitgesellschafter. Doch Geschäftsführer Mahling bestreitet alle Vorwürfe: „Wir haben bezahlt. Weitere Summen werden wir begleichen, wenn sie fällig werden.“ SYLVIA SCHREIBER

## „Unappetitlicher Eindruck“

FDP-Generalsekretär Guido Westerwelle über das Verhalten der Liberalen im Fall Bangemann

**SPIEGEL:** Herr Westerwelle, Ihr Parteifreund Martin Bangemann ist als EU-Kommissar beurlaubt worden, beim Europäischen Gerichtshof wird Klage gegen ihn eingereicht. Zeit für die FDP, sich von Bangemann zu trennen?

**Westerwelle:** Die FDP distanziert sich glasklar von dem Verhalten Martin Bangemanns. Durch seinen Wechsel während seiner laufenden Amtszeit zur spanischen Telefónica entsteht der unappetitliche Eindruck, jemand wolle in der Politik erworbenes Insider-Wissen in der privaten Wirtschaft zu Geld machen.

**SPIEGEL:** Warum wird denn so ein Mann nicht aus der Partei ausgeschlossen, obwohl er den Ruf der FDP schädigt?



Westerwelle

**Westerwelle:** Juristische Schritte führen nicht weiter. Ein Ausschuß ist nur möglich, wenn jemand vorsätzlich der eigenen Partei Schaden zufügen wollte.

Der Bundesvorstand hat Martin Bangemann aber gebeten, die neue Tätigkeit nicht anzunehmen. Jeder, der hören will, wird verstehen.

**SPIEGEL:** Es sei unsinnig, meint Bangemann, ihm den Zugang zu der Branche zu versperren, in der er sich auskennt.

**Westerwelle:** Diese Argumentation kann ich nicht nachvollziehen. Der jetzige Fall zeigt ein Grund-

problem: Wir müssen uns fragen, warum in den letzten Monaten ein Kommissar nach dem anderen in politischen Verruf geraten ist. Die ent-

scheidende Ursache ist aus meiner Sicht die mangelnde demokratische Kontrolle der EU-Kommission. Besser wäre es, die Kommissare würden direkt vom Europäischen Parlament gewählt und könnten auch von ihm abberufen werden.

**SPIEGEL:** Ist Bangemann auch der Partei aus dem Ruder gelaufen?

**Westerwelle:** Wir sind jedenfalls vor vollendete Tatsachen gestellt und vor den Kopf gestoßen worden. Leider hat Martin Bangemann sich schon seit Jahren nicht mehr auf Bundesparteitage sehen lassen. Selbst am Europa-Parteitag, Anfang dieses Jahres, konnte er leider nicht teilnehmen.

**SPIEGEL:** Warum hat die FDP Bangemann, obwohl ihm lange schon ein zweifelhafter Ruf anhing, 1994 für eine zweite Amtszeit als EU-Kommissar nominiert?

**Westerwelle:** Der EU-Kommissar Bangemann hat durchaus Erfolge vorzuweisen. Niemand konnte voraussehen, daß seine zweite Amtszeit so endet. Auch in der Privatwirtschaft verbieten nicht nur der Anstand, sondern in aller Regel Konkurrenzklausein solch einen stillen Wechsel.

INTERVIEW: PAUL LERSCH









Vertragspartner Stepaschin, Schily (am 3. Mai in Moskau): Auskunft aus dem Fahndungscomputer

DPA

BONN/MOSKAU

# Daten für die Mafia?

Im Kampf gegen die Organisierte Kriminalität wollen deutsche und russische Fahnder eng kooperieren. Innenminister Schily läßt Moskau großzügig BKA-Wissen zukommen – gegen die Regeln polizeilichen Datenschutzes. Experten warnen: Die Daten sickern in die Unterwelt.

**M**it den Deutschen hat Robert M. Morgenthau, Chefermittler in Manhattan, bald so viele Schere-reien wie mit der Mafia. Man kriegt sie nicht.

„Fast unmöglich“, klagt der prominente New Yorker Ankläger, sei es, aus Bonn oder vom Bundeskriminalamt (BKA) mal ein paar Daten zu bekommen: „Man wird hin und her geschickt, überall Datenschutz“, es ist die Hölle.

Da haben es die Russen viel besser. Oberst Alexander Malinowski, ein mächtiger Mann im Moskauer Innenministerium, acht Telefone am Schreibtisch, schwärmt von der Zusammenarbeit mit dem Bundeskriminalamt: Die Ermittler aus der deutschen Datenschutz-Hölle hätten zu den Kollegen aus dem mafia-unterwanderten Russenreich ein „Mega-vertrauen“.

Das braucht es auch. Was die Deutschen seit Jahren den amerikanischen Freunden und dem großen Rest der Welt verwehren,

hat Bundesinnenminister Otto Schily (SPD) dem russischen Kollegen fest versprochen: großzügige und regelmäßige Auskunft aus dem Fahndungs-computer des BKA – und damit indirekt aus dem europaweiten polizeilichen Datenverbund.

Im Kampf gegen das organisierte Verbrechen, so hat Schily schon stets vertreten, dürfe es weder Parteigrenzen noch Ländergrenzen geben. Darum führt der neue SPD-Minister entschlossen fort, was der CDU-Vorgänger Manfred Kanther angefangen hat. Die Polizei bekommt immer neue und immer gefährlichere Befugnisse.

Das deutsch-russische Abkommen „über Zusammenarbeit bei der Bekämpfung von Straftaten von erheblicher Bedeutung“, das Schily vor wenigen Wochen unterschrieben hat, bricht nicht nur mit den gol-



S. MORGENTHAU

BKA-Zentrale in Wiesbaden: Prinzip Mißtrauen

denen Regeln des polizeilichen Datenschutzes. Die so vertrauensvoll herausgegebenen Fahndungsinterna, befürchten Experten, dürften auf kurzem Wege in die Hände jener Macht geraten, gegen die Deutsche und Russen offiziell zusammenarbeiten wollen: der Mafia.

Denn im Machtbereich des siechen Boris Jelzin ist vorerst nicht hinreichend zwischen Oberwelt und Unterwelt zu unterscheiden. Das US-amerikanische „Wall Street Journal“ verbreitete die Einsicht internationaler Expertenrunden: Das organisierte Verbrechen in Rußland „kämpft nicht nur gegen die Staatsmacht, in vielen Fällen ist es die Staatsmacht selbst“.

Die russischen Sicherheitsbehörden sind aus dem zerschlagenen sowjetischen Geheimdienst KGB hervorgegangen. So entstand auch der „Föderale Sicherheitsdienst“ (FSB), eine Art geheime Staatspolizei, die nun neben dem Innenministerium für die Bekämpfung der Mafia zuständig ist. Ein FSB-Resident in Bonn fungiert als Ansprechpartner für Schilys Ostunterhändler.

In Bonn glaubt man, über den FSB nur zu gut Bescheid zu wissen. Eine Runde von Staatschützern aus Bund und Ländern, die sich unter dem wahrscheinlich unzutreffenden Namen „Arbeitsgruppe Landesverrat“ gelegentlich trifft, warnte schon 1997 in einem Dossier: Mafia und Teile des FSB seien „symbiotische Beziehungen zum gegenseitigen Nutzen“ eingegangen. Die Zusammenarbeit der KGB-Nachfolger mit „mafiosen Strukturen“ geschehe „mit ausdrücklicher Unterstützung der russischen Regierung“.

Ganz abwegig scheint das nicht. Der einstige FSB-Chef Sergej Stepaschin unterschrieb mit Schily den Kooperationsvertrag und ist mittlerweile russischer Ministerpräsident.

Allerdings war es Stepaschin, der darauf bestand, daß die Zusammenarbeit mit den Deutschen beim Moskauer Innenministerium konzentriert sein sollte. Und „niemals“, schwört der Moskauer Innenministeriale Malinowski, werde er ein Info von den Deutschen an den FSB weitergeben.

Das macht gar nichts. Schily hat versprochen, daß der umstrittene Dienst direkt beliefert wird. Sogar die Einrichtung einer Faxleitung mit Verschlüsselungsvorkehrungen für ganz Geheimen aus Deutschland ist besprochen.

An den russischen Inlandsgeheimdienst, an den Generalstaatsanwalt, an den Grenzschutz, sogar an den als besonders korrupt geltenden russischen Zoll soll das Bundeskriminalamt künftig Daten und Analysen liefern – „sofern organisierte kriminelle Strukturen“ bei Verdächtigen erkennbar sind, Kleinkram nicht ausgenommen. Die Informationspflicht besteht laut Vertrag „unabhängig von der Schwere der Straftat“. Selbst der organisierte Ladendiebstahl reicht, Verdächtige

von deutschen in russische Computer wandern zu lassen.

Auf dem Umweg über das Bundeskriminalamt sollen die russischen Stellen ebenso Zugang zu Informationen aus den Staatsanwaltschaften und Kriminalämtern der Länder haben. Zudem ist das BKA angeschlossen an die europäischen Datenstränge des Schengen-Abkommens und von Europol. Und es sind nicht nur Daten über Hardcore-Kriminelle, die in den Computern der obersten Polizeibehörde in Wiesbaden zu finden sind.

Seit der von Schilys Vorgänger Kanther durchgesetzten Verschärfung des Bundeskriminalamtgesetzes hat im Kampf gegen das organisierte Verbrechen nahezu jeder Bürger gute Chancen, ins Informationssystem des BKA aufgenommen zu werden.

mationelle Selbstbestimmung“, war bis zu Schilys Amtsantritt eine unverzichtbare Bedingung für Verträge über Datenaustausch mit dem Ausland. Das Risiko, daß Kriminaldaten, einmal weitergegeben, in den Computern anderer Rechts- oder Unrechtsstaaten ein Eigenleben führen, schien selbst Law-and-order-Leuten von der Union unakzeptabel.

Eine Begrenzung der Datennutzung auf genau jenen Einzelfall, dem der Transfer dienen sollte, war selbstverständlicher Bestandteil des Polizeivertrages mit Polen, den Schilys Vor-Vor-Vorgänger Wolfgang Schäuble schon 1991 unterschrieben hat. Ähnliche Klauseln finden sich – selbstverständlich – in der Europol-Konvention, die den Datenverkehr der neuen zentralen Polizeibehörde mit Nicht-EU-Staaten regelt.



Privater Nachtclub in Moskau: „Symbiotische Beziehungen zum gegenseitigen Nutzen“

Die Fahnder dürfen neben Verbrecherdaten und Informationen über Verdächtige auch Angaben über Personen registrieren, die – zufällig oder nicht – mit Verbrechern in Kontakt waren, als Zeugen interessant werden könnten oder nach Expertenansicht einfach als Sicherheitsrisiko gelten.

Solche Daten dürfen nicht vagabundieren. Deshalb sieht das BKA-Gesetz strenge Datenschutzvorkehrungen und Löschungsfristen vor. Insbesondere die Weitergabe von personenbezogenen BKA-Daten ins Ausland ist verboten, wenn das Empfängerland keinen „angemessenen Datenschutzstandard“ aufweist, wenn nicht sichergestellt ist, daß die Informationen ausschließlich zu dem Zweck verwendet werden, zu dem sie überstellt worden sind.

Gerade die strenge „Zweckbindung“ der Daten, ein Essential des vom Bundesverfassungsgericht im Volkszählungsurteil von 1983 statuierten Grundrechts auf „infor-

Weil die Amerikaner für das europäische Zweckbindungspostulat bei der Zusammenarbeit von Justiz und Polizei „nur ein Grinsen“ (so ein Justizministerialer) übrig hatten, war es bisher nicht möglich, mit Ermittlern wie Morgenthau ins Geschäft zu kommen. Mehrere Versuche, Vereinbarungen mit USA-Behörden zu schließen, scheiterten am Datenschutz.

Nun sind die Amerikaner zwar weltweit berüchtigte Datenpanischer, aber sie können auf ihren anerkannt hohen Rechtsstaatsstandard verweisen. Im Umgang mit russischen Sicherheitsbehörden, so die Warnungen aus dem Bonner Justizministerium an die Innen-Kollegen, seien die Risiken ungleich höher.

Wie dicht sind russische Computer? Die Bedenken waren immerhin schwerwiegend genug, den Abschluß des Vertrages mit Moskau um Jahre zu verzögern. Schon unter der Regierung von Helmut



Kohl scheiterten am Widerstand aus dem Justizministerium mehrere Vertragsentwürfe.

Doch der Sozialdemokrat Schily hat schon öfter demonstriert, wie beharrlich er rechtsstaatliche Bedenken aus dem Wege räumt, wenn es darum geht, das eigene Profil als Verbrechensbekämpfer zu schärfen. So war es, als er – noch aus der Opposition – Unionspläne für den Großen Lauschangriff in der SPD durchsetzte, so war es beim Streit um neue Befugnisse für den Bundesgrenzschutz, bei der bundesweiten Einführung der Schleierfahndung im vergangenen Jahr, der Verschärfung der Geldwäschevorschriften.

Schilys Parole: „Es geht heute nicht mehr darum, den einzelnen vor dem Staat zu schützen, sondern den einzelnen vor der Organisierten Kriminalität.“ Daß jenseits seines Horizontes das eine und das andere möglicherweise nicht zu trennen ist, focht ihn nicht an. Im Mai reiste er nach Moskau, um den Vertrag gegen alle Warnungen zu unterschreiben.

Stepaschins Fahndern wird darin erlaubt, BKA-Daten, die einmal in ihrem Besitz sind, frei zu verwenden, wenn es der „Verhütung und Verfolgung von Straftaten von erheblicher Bedeutung“ oder der „Ab-

müßten ein direktes Zugriffsrecht auf die Datenbank der Europol-Zentrale in Den Haag bekommen.

Die Russen hatten sogar schon mit Abbruch jeglicher polizeilicher Zusammenarbeit gedroht, wenn es mit dem Vertrag nicht bald etwas werde. Und das scheint dem Innenstaatssekretär Claus Henning Schapper die größere Gefahr: „Wir haben hier gewaltige Probleme mit der importierten Kriminalität aus dem Osten.“ Bedauern im Innenministerium: „Man kann sich seine Partner nicht aussuchen.“

Doch die Großzügigkeit des Schily-Ministeriums beim Datenaustausch hat noch einen anderen Grund: Wenn die Deutschen ihre russischen Partner bei der Weiterverwendung der Polizei-Infos zu stark binden, dann sind sie umgekehrt auch gebunden.

Schily, so geht aus internen Vermerken hervor, wollte sicherstellen, daß das Bundeskriminalamt auch über Moskauer Daten fortan frei verfügen kann. Denn nicht nur die russischen, auch die deutschen Geheimdienste haben Interesse an den Infos aus dem Reich der Russenmafia.

Und klappte nicht bisher schon der kleine Datendienstverkehr mit den russischen Geheimen ganz gut? Tatsächlich schätzen Russenfahnder aus Bund und Ländern seit

Wie deutsche Kriminaldaten in Rußland mitunter genutzt werden, zeigen Erfahrungen bei der Fahndung nach gestohlenen Autos. Moskau erhält ständig Datensätze aus deutschen Beständen; neureiche Russen nutzen dies auf ihre Art: Bevor sie offenkundig illegal importierte Luxuskarossen erwerben, lassen sie dienstbare Polizisten feststellen, ob der Wagen schon zur Fahndung ausgeschrieben ist.

Nun aber wird es um Größeres gehen. „Wir bereiten jetzt Schritte vor, für die mehr als Vertrauen erforderlich ist“, kündigt feierlich der Moskauer Oberst Malinowski an. Nicht nur Daten, auch Personal könnte nach den Plänen des Innenministeriums ausgetauscht werden. In jedem Einzelfall, verlangt jedoch Justizstaatssekretär und Ex-Nachrichtendienst-Chef Hansjörg Geiger, sei zu prüfen, ob die Kooperation mit der russischen Seite wirklich unbedenklich sei. Wer Infos ans Ausland gebe, sagt Geiger, „muß wissen, daß er so oder so die Hoheit über die Daten verliert“.

Der Datendeal, der allen nutzen soll, ist zwar unterschrieben, aber noch nicht in Kraft. Wenn er schon nicht zu verhindern war, soll er wenigstens, so die Forderung aus dem Justizministerium, dem Parlament und dann auch dem Bundesrat zur Ab-



**Datenempfänger Malinowski, Moskauer FSB-Geheimdienstzentrale:** „Wir bereiten Schritte vor, für die mehr als Vertrauen erforderlich ist“



wehr von erheblichen Gefahren für die öffentliche Sicherheit“ dient.

In Rußland, da kann man sich beim Auswärtigen Amt erkundigen, ist die öffentliche Sicherheit stets in erheblicher Gefahr. Erst neulich mußte im Moskauer Innenministerium, wo Oberst Malinowski sitzt, ein Sprengsatz entschärft werden, den jemand ins marmorverkleidete Foyer gelegt hatte.

Der Datendeal sei nicht strenger zu regeln gewesen, heißt es in Schilys Umgebung. In Polizeivereinbarungen mit Ländern, die wie Polen in die EU wollen, könne man ja „ein bißchen Druck“ machen, „aber mit Rußland geht das nicht“.

Schilys Leute sind schon froh, daß es gelungen ist, den Moskauer Freunden die mega-vertrauensvolle Idee auszureden, sie

Jahren die Kooperation mit dem Moskauer FSB. Die Ermittlungsabteilung des Geheimdienstes gilt als professioneller und auskunftsfreudiger als die Hauptabteilung Organisiertes Verbrechen im russischen Innenministerium.

Bei der Weitergabe von Daten galt jedoch bisher das Prinzip Mißtrauen. Nur in Fällen ziemlich alltäglicher Kriminalität spielten Deutsche und Russen mit offenen Karten. Ein BKA-Experte: „Bei brisanten Dingen stellt sich sofort die Frage, ob der Verdächtige Deckung von oben hat.“

So übermittelte das Bundeskriminalamt bislang bei Personenanfragen aus Moskau vorsichtshalber nur die Auskunft „wohnhaft in der Bundesrepublik“, aber keine genauen Wohnanschriften.

stimmung vorgelegt werden. Die Einsicht, daß sich der Vertrag mit dem deutschen Polizeirecht nicht verträgt, verbirgt Geiger hinter der Formulierung, das Regelwerk habe „rechtsändernden Charakter“.

Schilys Schapper sieht das natürlich ganz anders. So ein Regierungsabkommen bekräftigte doch nur, „was wir schon immer getan haben und was auch nicht anders im Gesetz steht“.

Sowieso. „Wir halten uns an deutsche Normen, weitestgehend“, verspricht der Moskauer Ministeriale Malinowski. Schily sagt ja auch: „Ein Stückchen Vertrauen“ müsse man dem Staat entgegenbringen, „so wie einem Arzt“, weitestgehend.

ANDREJ BATRAK, THOMAS DARNSTÄDT,  
GEORG MASCOLO



CDU

# Rächer der Rentner

Die CDU nutzt den Ärger der Alten über die Kürzungspläne der Regierung. Auf ein eigenes Rentenkonzept mag sich die Opposition aber nicht festlegen.

Als Wolfgang Schäuble vergangene Woche besorgt im Krankenhaus anrief, um sich nach Norbert Blüms Befinden zu erkundigen, war der Patient gerade beim WDR – trotz Magengeschwürs und Blutungen. Seit sein Nachfolger Walter Riester zwei Nullrunden bei der Rentenerhöhung ankündigte, ist der Mann mit der „sicheren Rente“ wieder auf allen Kanälen und klärt die Bevölkerung über die „Rentenlotterie“ der Sozialdemokraten auf.

In der CDU-Zentrale häufen sich die Anfragen ostdeutscher Landesverbände nach Wahlkampfauftritten des Parteivizes. Die Unionsspitze um Wolfgang Schäuble und CSU-Chef Edmund Stoiber ist über das Comeback dagegen wenig begeistert.

Als Blüm im Bundestag mal wieder den Rächer der Rentner gab, nahm CDU-Chef Schäuble den übermotivierten Ex-Minister zur Seite und riet zu mehr Zurückhaltung. „Blüm tut so, als könne alles beim alten bleiben, und mauert uns damit ein“, sorgt sich ein Schäuble-Berater.

Die Chance, mit dem Unmut der Senioren über die Kürzungspläne der Regierung bei den nächsten Landtagswahlen zu punkten, möchte sich die CDU jedoch nicht entgehen lassen. Sieben Millionen Briefe sollen in den kommenden Wochen an Rentner in ganz Deutschland verteilt werden, in denen Schäuble die „rot-grüne Rentenlüge“ anprangert und dazu auffordert, den Brief an Freunde und Verwandte weiterzugeben.

20 Millionen Leser will die CDU auf diesem Weg erreichen, Kosten der Aktion: 380 000 Mark. Weil Verschicken zu teuer wäre, sollen die Mitglieder der Orts- und Kreisverbände die Briefe selbst einwerfen.

Flächendeckend wird ein Plakat mit der Aufschrift „Lügen haben kurze Beine“ und dem unten abgeschnittenen Konterfei von Kanzler Gerhard Schröder

geklebt. Ein Flugblatt erinnert an Schröders „Garantiekarte“ mit den neun Wahlkampfversprechen der SPD. Noch im Februar hatte der Kanzler weit von sich gewiesen, daß die Rentenerhöhung ausfallen könnte.

Eine „Gratwanderung“ sei die Aktion, räumt Fraktionschef Schäuble ein. Groß ist die Befürchtung, die Union könne in die „Dreßler-Falle“ geraten, wie CDU-Sozial-experte Julius Louven es nennt: „Die SPD hat vor der Wahl den Mund zu voll genommen und quält sich jetzt mit den Folgen.“ Auf keinen Fall, diese Sorge plagt auch Schäuble, dürfe die Union als Reformverweigerer dastehen.

Andererseits ist nicht vergessen, daß die Union die Bundestagswahl auch deshalb verlor, weil 1,7 Millionen Rentner zur Konkurrenz abwanderten. Hin- und hergerissen zwischen populistischen Oppositionsreflexen und dem eigenen schlechten Gewissen, bleibt die CDU die Frage nach zukunftsfähigen Alternativen schuldig.

Die CDU-Kommission „Sozialstaat 21“, in der die Experten aus Partei und Fraktion sitzen, soll nun unter Leitung des Niedersachsen Christian Wulff bis zum Jahr 2001 neue Konzepte erarbeiten. Klar ist bislang nur, was die CDU nicht will: keinen Systemwechsel zur kapitalgedeckten Rente, wie ihn der sächsische Regierungschef Kurt Biedenkopf fordert, keinen Herz-Jesu-Sozialstaat à la Blüm.

Dessen Namen setzte Wulff, der seine eigene Kompetenz erst noch unter Beweis

stellen muß, nicht auf die Teilnehmerliste seiner Kommission – ein Signal. Wie SPD-Mann Rudolf Dreßler gehört Blüm der austerbenden Spezies von Sozialpolitikern („Sopos“) an, die vor allem auf Verteilung setzen und sich im Gegensatz zum Wirtschaftsflügel der Partei sehen.

Die größere Aufmerksamkeit in der Sozialdebatte gewannen bereits in der vergangenen Legislaturperiode die Wirtschaftsexperten. Mittelständler wie der Konditormeister Louven und der Müller Peter Ramsauer (CSU) wurden Wortführer ihrer Fraktionen. Den sogenannten demographischen Faktor zur Drosselung des Rentenanstiegs, mit dem sich Blüm gern schmückt, erfand der Mittelstandspolitiker Andreas Storm, 35, vormalig Referent im Wirtschaftsministerium.

Storm, der nun auch für die Wulff-Kommission ein Rentenmodell entwickeln soll, zählt nicht zum klassischen Arbeitnehmerflügel der Union: Auch nach seinem Konzept wären den Rentnern einige Nullrunden beschert worden – ähnlich wie bei den umstrittenen Plänen der SPD.

An allzu ausgeklügelten Konzepten ist die CDU nicht interessiert. Ein „Übermaß an Konkretisierung“, so Schäubles Überzeugung, sei in der Opposition von Übel, weil es den Spielraum bei einer erneuten Regierungsübernahme unnötig einengen würde. „Wir werden Eckpunkte vorlegen und die Richtung beschreiben, in die die Reformen gehen sollen“, stellt Schäuble klar, „aber wir werden keine Gesetzentwürfe vorlegen.“

Bei Kanzler Schröder zeigte die CDU-Rentenkampagne bereits Wirkung. Noch vor den Landtagswahlen wolle die SPD bei einem Rentengipfel Konsensgespräche mit der CDU führen, ließ er über Fraktionschef Peter Struck ausrichten.

Ein konkretes Gesprächsangebot des Kanzlers ist bei Oppositionsführer Schäuble noch nicht angekommen. Eine wirkliche Chance zum Konsens gibt es auch nicht. Nur wenn die Regierung von ihrem Plan abginge, die Nettolohnanpassung für die beiden nächsten Jahre auszusetzen, will die CDU verhandeln. Das aber macht Arbeitsminister Riester nicht mit.

Ihre Kampagne gegen Schröders kurze Beine will sich die CDU durch das Gesprächsangebot ohnedies nicht kaputt machen lassen. Ab August schaltet die CDU eine Telefon-Hotline für die zornigen Alten, die Minute zu 24 Pfennig.

TINA HILDEBRANDT,  
ELISABETH NIEJAHR



Christdemokratin Merkel, CDU-Plakat\*: Sieben Millionen Briefe

\* Am vergangenen Dienstag bei der Präsentation der Renten-Kampagne in Bonn.

AFFÄREN

# „Ein einziger Sumpf“

Der Hauptbelastungszeuge im bayerischen Blutspendeskandal packt aus – über Schmiergeldzahlungen an das Rote Kreuz und den Club der internationalen Bluthändler.



Diag-Gründer Stava

„In Ordnung, wir machen das so“

**SPIEGEL:** Herr Stava, Ihr Vermögen wird auf weit über 100 Millionen Mark geschätzt. Um wieviel könnte es noch höher sein, wenn Sie an den Blutspendedienst (BSD) des Bayerischen Roten Kreuzes keine Schmiergelder hätten zahlen müssen?

**Stava:** Das läßt sich so nicht sagen. Ohne Schmiergelder hätten wir ja nichts liefern können, also hätte es für uns auch keinen Umsatz gegeben und damit keinen Gewinn. Tatsache freilich ist, daß die BSD-Geschäftsführer Hiedl und Vogt allein von uns, der Diag Human AG, zwischen 1983 und 1997 zusammen mindestens sechs Millionen Mark erhalten haben.

**SPIEGEL:** Wie begann das mit den Schmiergeldern?

**Stava:** Ich hatte 1981 gemeinsam mit Markus Gnädinger in der Schweiz die Diag gegründet, die sich mit dem Handel von Blut, Blutprodukten und dem dafür notwendigen Zubehör beschäftigt. Schon bald kamen wir mit dem BSD ins Geschäft. Allerdings ging es nur um kleine Mengen. 1983 machten Gnädinger, Hiedl, Vogt und ich eine Reise in die Tschechoslowakei. Hiedl fragte mich zu meiner Überraschung, ob wir beim Bayerischen Roten Kreuz nicht größer einsteigen wollten. Ich sagte natürlich „ja“. Daraufhin erwiderte Hiedl: „Umsonst ist aber nur der Tod.“ Das war sein berühmter Spruch. Mir war klar, was damit gemeint war.

**SPIEGEL:** Und als Sie aus der Tschechoslowakei zurück waren?

**Stava:** Da fragten uns Hiedl und Vogt, ob wir für den BSD bestimmte Produkte beschaffen beziehungsweise dem BSD abnehmen und dann weiterveräußern könnten. Als wir uns interessiert zeigten, wurden wir nach München bestellt. In Hiedls Zimmer erläuterten uns die Herren ihr „Modell“: Danach mußten wir zahlen – egal, ob wir vom BSD Plasma kauften oder an ihn Blutbeutel oder Testseren verkauf-

**Blutkonserven beim Bayerischen Roten Kreuz:** „Eines der lukrativsten Geschäfte“

Die Schmiergeldaffäre beim Bayerischen Roten Kreuz (BRK) beschäftigt die Justiz seit rund neun Monaten. Am 19. Oktober vergangenen Jahres durchsuchten Beamte der Staatsanwaltschaft München I und des Landeskriminalamts die Zentralen des BRK sowie des BRK-eigenen Blutspendedienstes (BSD) in München. Ebenfalls durchsucht wurden die Privatwohnungen der langjährigen BSD-Geschäftsführer Heinrich Hiedl, 67, und Adolf Vogt, 65.

Beide sitzen seit Monaten in Untersuchungshaft und sollen den Ermittlungen zufolge von Zulieferfirmen Schmiergeld in Millionenhöhe angenommen haben (SPIEGEL 11/1999). Im Gegenzug hätten Hiedl und Vogt den Unternehmen Aufträge zu „weit überhöhten Konditionen“ zugeschanzt. Noch im Sommer will die Staatsanwaltschaft gegen die früheren BSD-Geschäftsführer Anklage wegen Untreue, Bestechlichkeit und Steuerhinterziehung erheben. Hiedl und Vogt wollen sich nach Aussage ihrer Anwälte Axel Heublein und Walther Geissler erst in

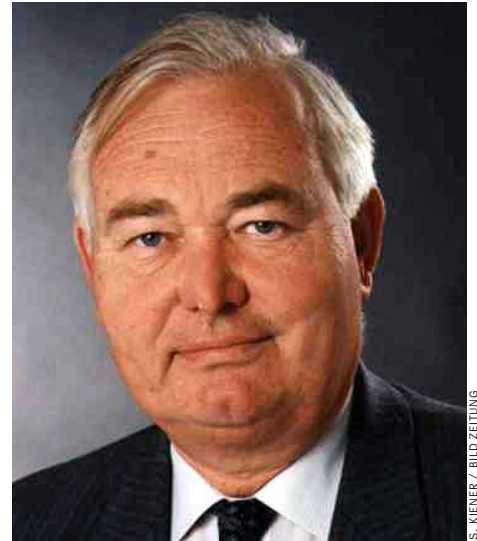
Kenntnis aller Ermittlungsakten zu den Vorwürfen äußern.

Einer der wichtigsten Geschäftspartner des BSD war die Diag Human AG mit Sitz in Bachenbülach bei Zürich. 1981 von dem gebürtigen Tschechen Josef Stava, 49, und dem Schweizer Markus Gnädinger, 51, gegründet, vertreibt die Diag Blutprodukte und Medizinbedarfsartikel. Dem BSD lieferte sie Blutbeutel und Testseren. Außerdem kaufte die Diag von ihm Plasma.

Stava, der dem Diag-Verwaltungsrat vorsteht, gilt als einer der schillerndsten und erfolgreichsten Händler im weltweiten Blutgeschäft. Er und Diag-Geschäftsführer Gnädinger werden von der Münchner Justiz wegen Bestechung verfolgt, dienen ihr aber zugleich als Hauptbelastungszeugen in Sachen Hiedl und Vogt. Bei einer Einreise nach Deutschland mußte Stava mit sofortiger Verhaftung rechnen. Der SPIEGEL traf ihn auf seinem Schloß Bechyně in Böhmen. Neben der tschechischen hat Stava die schweizerische und kanadische Staatsangehörigkeit. Diese Länder liefern ihn nicht nach Deutschland aus.







R. KWOTEK / ZEITENSPIEGEL

S. KIENER / BILD ZEITUNG

**Geschäftspartner Gnädinger, Hiedl:** „Umsonst ist nur der Tod“

ten. Hiedl sagte, wir müßten für ihn und Vogt zusammen für jeden Liter Plasma zehn Mark abweigen. Pro Blutbeutel, den der BSD der Diag abnehme, bekämen er und Vogt je eine Mark. Bei Testseren betrage der Anteil für beide zusammen zehn Prozent der Auftragssumme.

Dann teilte uns Hiedl noch die Preise mit, zu denen wir liefern müßten. Als Gnädinger und ich anfangen wollten zu diskutieren, sagte Hiedl nur noch: „Fliegt nach

Hause und sagt uns morgen Bescheid.“ Ich hatte damals bereits einiges kennengelernt im Geschäftsleben. Aber Vogt und Hiedl – die waren schon ungewöhnlich dreist.

**SPIEGEL:** Sie ließen sich trotzdem auf den Deal ein?

**Stava:** Das war echt ein Diktat. Am nächsten Tag rief ich Hiedl an und sagte: „In Ordnung, wir machen das so.“ Wir wollten das Geschäft mit dem BSD, weil das einer

der größten Abnehmer in ganz Deutschland ist. Es ging schließlich um Umsätze in der Größenordnung von über zehn Millionen Mark pro Jahr.

**SPIEGEL:** Und um Bestechung.

**Stava:** Mir war klar, daß es zu Problemen kommen könnte. Wir sprachen deshalb mit unserer Steuerberatungsfirma Arthur Andersen in der Schweiz. Die sagten uns: Vermerkt die Zahlungen in euren Büchern, dann ist alles in Ordnung. Hiedl und Vogt

wurden deshalb bei uns von Anfang an offiziell als „externe Mitarbeiter“ geführt – mit Verträgen, Adressen und allem. Alle Zahlungen an sie von 1983 an sind als „Verkaufskommission“ verbucht. Auf die Provisionen hat die Diag in der Schweiz sogar noch 22 Prozent Steuern bezahlt. Ich dachte, damit hätten wir die Sache legalisiert.

**SPIEGEL:** Haben Sie Hiedl und Vogt je gefragt, ob sie das Geld versteuern?

**Stava:** Wir haben vom ersten Tag an auf eine saubere Lösung gedrängt und Hiedl und Vogt sogar empfohlen, eine eigene Firma zu gründen, auf deren Konto wir die Provisionszahlungen überweisen könnten. Doch das wollten die beiden nicht, die haben jedes Gespräch darüber total abgeblockt. Die wollten alles immer in bar.

**SPIEGEL:** Wo und wie oft fanden die Geldübergaben statt?

**Stava:** In der Regel viermal im Jahr. Wir fuhren nach München. Im Zimmer von Hiedl holte Gnädinger einen Umschlag aus der Tasche, überreichte die Scheine, und die sackten sie ein. Manchmal kamen Hiedl und Vogt auch in die Schweiz. Wichtig war immer nur eines: Es durfte außer uns vieren nie jemand anderes dabeisein.

**SPIEGEL:** Trotz soviel Konspiration gingen Sie davon aus, daß Hiedl und Vogt die Zahlungen versteuerten?

**Stava:** Das will ich so nicht behaupten. Wir waren aber überzeugt, Hiedl und Vogt hät-

ten die Angelegenheit jedenfalls für sich geklärt. Hiedl machte immer einen so selbstsicheren Eindruck, als ob ihm überhaupt nichts passieren könnte. Er sprach auch gern von seinen exzellenten Verbindungen bis hinein in die Spitze der CSU.

**SPIEGEL:** Zu wem konkret?

**Stava:** Zu Sozialministerin Barbara Stamm, zu Peter Gauweiler, zum ehemaligen Generalsekretär Erwin Huber und natürlich, bis 1988, zu Franz Josef Strauß. Für Strauß mußte Hiedl DDR-Geschäfte erledigen.

**SPIEGEL:** Sie hatten den Eindruck, Hiedl und Vogt seien politisch abgesichert?

**Stava:** Natürlich, Hiedl war doch ständig mit all den CSU-Größen zusammen. Ein paarmal, beispielsweise mit Strauß und Huber, war ich auch dabei. Deshalb war ich mir absolut sicher, daß die beiden nie Probleme haben würden.

**SPIEGEL:** Sind Schmiergeldzahlungen im Blutgeschäft branchenüblich oder war das Bayerische Rote Kreuz ein Sonderfall?

**Stava:** Üblich in Deutschland ist, daß jemand, der Medizinzubehör benötigt, den Auftrag ausschreibt und ihn an den günstigsten Bieter vergibt. Da braucht es kein Schmiergeld. Beim Roten Kreuz allerdings ist das anders. Dessen Blutspendedienste schreiben bundesweit entweder gar nicht oder nur pro forma aus. Das gilt für München genauso wie für Springe oder Hagen. Dieser Laden ist ein einziger Sumpf.

**SPIEGEL:** Wie ist es Ihres Wissens anderen Zulieferern mit Hiedl und Vogt ergangen?

**Stava:** Aufgrund unserer Kontakte zu anderen Firmen weiß ich, daß Hiedl und Vogt ihre Taschen bei allen aufhielten. Wer nicht zahlte, flog aus dem Geschäft.

**SPIEGEL:** Wieviel, schätzen Sie, haben Hiedl und Vogt insgesamt kassiert?

**Stava:** Die konkreten Zahlen weiß ich natürlich nicht. Nach meinen Hochrechnungen dürften Hiedl und Vogt jeder rund 20 Millionen Mark bekommen haben.

**SPIEGEL:** Was macht das Blutgeschäft denn so interessant?

**Stava:** Es ist eines der lukrativsten überhaupt. Wenn Sie, nur um eine Größenordnung zu nennen, mit einem Lastwagen Aspirin 10 000 Mark verdienen können, dann verdienen Sie mit einem Lkw Blutplasma 100 000 Mark auf einen Schlag. Der Club der Bluthändler ist eine sehr geschlossene Gesellschaft – mit, sagen wir, weltweit 20 Mitgliedern. Jeder kennt jeden, man läßt niemanden Neuen hinein. Man muß hohe Diskretion bewahren. Deshalb sind auch die „Eintrittspreise“ hoch.

**SPIEGEL:** Zeigten sich Hiedl und Vogt Ihnen gegenüber auch mal erkenntlich?

**Stava:** Wir wurden jedes Jahr zum Schörg-huber ins Hacker-Pschorr-Zelt aufs Oktoberfest eingeladen.

INTERVIEW: WOLFGANG KRACH, GEORG MASCOLO







UMZUG

# Leichtes Schaudern

Ein Ministerialbeamter sorgte dafür, daß Bonn für die Umsiedlung der Regierung reich entschädigt wird.

**D**er Ministerialdirigent Klaus Westkamp, 56, hat einen ausgeprägten Sinn fürs Niedliche. In seinem Bonner Büro steht, fein säuberlich aufgereiht, eine stattliche Sammlung Porzellan-Entchen. Wenn er nachdenkt, schweift der Blick des Kettenrauchers über den draußen sanft vorbeifließenden Rhein.

An seinem Bonn hängt der Ministerialdirigent – privat wie beruflich. Er ist Stabsleiter im Bauministerium, sorgte von Amts wegen dafür, daß die kleine Stadt am Rhein großzügige Kompensation für den Umzug



**Bonner Beamter Westkamp**  
Passende Modelle ausgetüftelt

von Legislative und Exekutive nach Berlin erhält und daß den Beamten noch ein paar Privilegien mehr zufließen, egal ob sie in Bonn bleiben oder nach Berlin umsiedeln.

Westkamp ist bekennender Umzugsgegner und kommt seiner dienstlichen Tätigkeit effizient nach. 25 Vorlagen, die er für seinen Minister schrieb, passierten das Kabinett. Lange bevor die Spediteure mit dem Packen begannen, waren 2,81 Milliarden Mark an Subventionen für die kleine Stadt am Rhein bewilligt und beinahe komplett verplant worden. 8000 Beamten bleibt der Umzug nach Berlin erspart.

Gegen den Umzug hat Westkamp stets offen opponiert. Schon vor dem Bundestagsbeschluss am 20. Juni 1991 warnte er gemeinsam mit Bauminister Wolfgang Neuss und dem Umzugsverantwortlichen des Finanzministeriums, Mathias Gerusel, in einem internen Bericht vor der „spiralförmigen Abwärtsentwicklung“ Bonns, wenn Berlin Hauptstadt und Regierungssitz werde.

An dieses Trio, ergänzt um den noch immer amtierenden Finanzstaatssekretär Manfred Overhaus, erinnern sich Berliner



**Umzug des Bundestags (am vergangenen Montag):** „Die ziehen uns über den Tisch“

Unterhändler noch mit leichtem Schaudern: „Das Gruselkabinett bremste und blockierte, wo es nur ging.“

„Alles Quatsch“, kontert Westkamp. Seit 1991 ist er Stabsleiter, er dient in dieser Funktion dem mittlerweile sechsten Minister, erst im Innen- und jetzt im Bauministerium.

Der Bundestag hatte sich 1991 mit knapper Mehrheit (338:321) für Berlin als Regierungssitz entschieden. In Bonn hob großes Wehklagen an, die Wirtschaft jamerte über Kaufkraftverlust durch Abwanderung, die Düsseldorfer Landesregierung machte mobil für die Entschädigung der ehemaligen Hauptstadt.

Bonn soll nicht darben, war die politische Losung, der sich die Bundesregierung beugte. So sah es Westkamp ohnehin. Er konnte nun erstaunlich frei schalten.

Schon im Umzugsbeschluss von 1991 formulierten der Beamte und seine Mitarbeiter einen grundlegenden Widerspruch: Der „Kernbereich der Regierungsfunktionen“ solle künftig in Berlin angesiedelt, zugleich aber solle „der größte Teil der Arbeitsplätze in Bonn erhalten“ werden. Dem damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble (CDU) erklärte der Beamte später: „Wir müssen eine Seite des Beschlusses aufgeben.“ Unmöglich, befand Schäuble, der Ministeriale müsse ein passendes Modell ersinnen.

Heraus kam die Teilung jedes Ministeriums mit festgelegten Personalstärken. Dieses sogenannte Kombinationsmodell, das wußten alle Beteiligten, würde die Administration weiter aufblähen. Darauf läuft es jetzt hinaus.

Wie erfolgreich Westkamp den Ausgleich für Bonn betrieb, mußten besonders die Berliner erfahren. Wochenlang verhandelte das Innenministerium 1992 in der Föderalismus-Kommission mit Abgeordneten und verschiedenen Bundesländern, welche Behörden die künftige Hauptstadt Berlin an Bonn abzugeben habe.

Zur entscheidenden Runde der Kommission, am 27. Mai 1992, erhielten die Berliner keine Einladung. In der Bonner Vertretung des Saarlandes baldowerten die Vertreter aller Parteien, darunter Wolfgang Clement,

eine lange Liste aus: Mehr als 20 Behörden mit einigen tausend Arbeitsplätzen sollten von der Spree an den Rhein wechseln. Am nächsten Tag bei der ordentlichen Sitzung bekam Senatskanzleichef Volker Kähne das Ergebnis zu Gesicht – „die ziehen uns über den Tisch“, lautete sein Kommentar.

Berlin gab nach, Westkamp triumphierte: Mit rund 6500 neuen Arbeitsplätzen vor allem aus Berlin seien die Verluste im öffentlichen Dienst nahezu komplett auszugleichen.

Zugleich hatte der Ministerialdirigent sein größtes Problem im Grundsatz gelöst. Zifzacher Stellentausch, so die politische Absicht, sollte möglichst viele Staatsdiener vor einem Umzug bewahren.

Großzügige Ausnahmen hatten Westkamp und seine Leute schon ausgetüftelt: Beamte mit fürsorgebedürftigen Angehörigen, schulpflichtigen Kindern oder besonderen Bindungen an Vereine konnten sogenannte Sozialpunkte sammeln und auf Anerkennung als Härtefall hoffen.

Der Ministerialdirigent, der sich sonst gern seiner Verdienste um Bonn rühmt, beläßt es im ungewissen, welchen Beitrag er auch zu den Sonderprivilegien für Umzügler leistete, zum wöchentlichen Pendeln für die Dauer von zwei Jahren oder für die Erhöhung der Mietzuschüsse. „Einige Ideen, mehr gewiß nicht“, habe er beigezeichnet, sagt er.

Jedenfalls intervenierte Westkamp bei der Kultusministerkonferenz zugunsten der Ehegatten von Ministerialen: Wer will, kann in der neuen Stadt seinen Lehrer-Job aufnehmen. Die Ehefrau des Bundestagsdirektors fand so auf Anhieb einen Schulleiterposten in Berlin.

Die letzte Sitzung des Bundestages in Bonn am vorvergangenen Donnerstag hat Westkamp auf der Besuchertribüne verfolgt, ohne allzu große Rührung. „Mein Job ist erledigt“, sei ihm durch den Kopf geschossen.

Und jetzt? „Durchatmen“, sagt er und blättert im ledergebundenen Faksimile des Berlin/Bonn-Gesetzes. Dann aber will er „Ausschau halten nach einer neuen Herausforderung“. Natürlich am liebsten in Bonn.

PETRA BORNHÖFT







Original-Grenzmauer in Mödlareuth: „Man muß selbst vor diesem Teil der Nachkriegsgeschichte stehen“

S. DÖRING / VISUM / PLUS 49

HAUPTSTADT

## „Weg, weg, weg“

Beim Abriß der Mauer dachte in Berlin niemand an den Erhalt eines Stücks deutscher Geschichte. Jetzt soll sie nachgebaut werden – als eine Art deutsches Disneyland.

Die Stimmung war prächtig. 28 Jahre hatte der Betonwall den Ort geteilt. Weil die behördlichen Abrißkommandos zu langsam vorankamen, ließen die Gemeindevorsteher aus Ost und West demonstrativ am Tag der Deutschen Einheit einen Bagger kommen, der nun die „Schandmauer“ plattmachte – es gab Freibier und Würstchen für alle.

Doch je höher sich Stacheldrahtreste und Mauerschutt türmten, desto mehr kam der West-Bürgermeister ins Grübeln: „Wenn alles verschwindet, weiß in zehn Jahren keiner mehr, wie es sich hier lebte.“ Noch am Biertisch beschlossen die Kommunalchefs, „ein Stück Geschichte original zu erhalten“. Jetzt stehen im Flecken Mödlareuth, einst von den US-Soldaten „Little Berlin“ getauft, noch 100 Meter jenes „antifaschistischen Schutzwalls“, der zu einem Kernstück deutscher Vergangenheit wurde.

Die Vision, die 1990 die Kommunalpolitiker an der bayerisch-thüringischen Landesgrenze umtrieb, bewegt fast zehn Jahre später nun auch den Regierenden Bürgermeister Eberhard Diepgen – weil sich immer mehr Berlin-Besucher beschwerten. Auf der Suche nach Zeugnissen für die damalige Teilung irren heute die Touristen hilflos durch die einstige Frontstadt mit 43,1 Kilometer Mauer. Im kleinen Mödlareuth dagegen empfinden jährlich über 50 000 Besucher „bedrückt und fassungslos“ (Bürgermeister Arnold Friedrich) den Wahnwitz der deutschen Geschichte nach.

Nicht nur in der Provinz, überall auf der Welt sind Mauerstücke zu Freiheitssymbolen des ausgehenden 20. Jahrhunderts geworden. Von Mödlareuth bis Honolulu



Maueröffnung in Berlin 1989: Kleiderordnung West

fanden sich geschichtsbewußte Politiker, die die Bedeutung der Grenzreliquien erkannten – doch in der deutschen Hauptstadt wurde die Mauer behandelt wie die Vereinigung: Als es endlich soweit war, wußte niemand etwas damit anzufangen.

Die „eingebildete Metropole“, beklagt der Stadthistoriker Michael Bienert, habe sich „den Luxus geleistet, die markanteste städtebauliche Struktur, das Eigenartigste, was es besitzt, einfach zu zerstören“.

Im Höchsttempo, das Bagger und Planieraupen hergaben, wurde fast jeder Meter plattgemacht. Die Mauer erfuhr ein typisch Berliner Schicksal. Sie wurde zerbröseln, verschenkt oder verhökert. Gerade erst wurde am Potsdamer Platz ein Stück des Originalteils abgerissen, da möchte Diepgen die Grenzanlage wieder nachbauen lassen – das Schreckensszenario des Kalten Krieges als deutsches Disneyland.

Bis es soweit ist, darf sich die fatale Berliner Neigung zum Künstlichen erst mal im kleinen ausleben: Noch vor dem zehnten Jahrestag der Maueröffnung am 9. November sollen 7,5 Kilometer ehemaliger Grenze mit einer Doppelreihe Pflaster-

steine markiert werden. Sie ersetzen (für rund 1,1 Millionen Mark) auch jenen verwaschenen roten Pinselstrich, der am Brandenburger Tor den Mauerverlauf dokumentieren soll. Doch nur wenige Berlin-Besucher erkannten die Bedeutung der Farbmarkierung quer über die vielbefahrene Kreuzung.

„Wie das Schreckenssystem im Zentrum der Stadt funktionierte, sagen die Überbleibsel keinem mehr“, meint Helmut Trotnow, Direktor des AlliiertenMuseums. Auch Robert Lebergern, Historiker im Grenzmuseum Mödlareuth, ist sich sicher, daß in Berlin „ein Gesamtkonzept für die Stadt“ gefehlt hat, um „ein paar hundert Meter am Originalstandort zu erhalten“. Das wichtige Kapitel der Nachkriegsgeschichte sei mit Büchern oder Filmen nicht zu erfassen, „man muß selbst davorstehen“.

In Berlin wollte das damals kaum einer. Die Modrow-Regierung gab noch im Wendejahr der NVA den Abrißbefehl, und im Westen waren sich die damaligen und heutigen Kontrahenten um den Bürgermeistersessel, Walter Momper (SPD) und Eberhard Diepgen (CDU), einig wie selten: „Die Mauer muß sofort und ersatzlos fallen!“

Ein deutsch-deutsches „Kuratorium Mauer“ sollte den Verkaufserlös der bunten Segmente an Behindertenvereine, marode Krankenhäuser und Kulturstätten im Osten verteilen. Bis zum 3. Oktober 1990 kamen 2,1 Millionen Mark zusammen – doch das Gros der ausgewählten Empfänger hat bis auf einen kleinen Abschlag kein Geld gesehen. Erst hatte man vergessen, die Vergabe im Einigungsvertrag zu regeln, dann klagten zwei Mauerkünstler auf Gewinnbeteiligung.

Bei einer Versteigerung von 81 Betonsegmenten im Juni 1990 in Monte Carlo waren auch ihre bunten Graffiti-Gesichter aus der Berliner Waldemarstraße unter den Hammer gekommen, mehr als 40 000 Mark brachten manche Stücke ein. Der Bundesgerichtshof befand 1995, daß auch die Mauerwerker einen Anspruch auf die Erlöse haben. Jetzt muß das Landgericht Berlin über die Höhe urteilen. Bis dahin, entschied das





H. FRANKENFELD

S. DÖRING / VISUM / PLUS 49

**Berliner Mauerteile in Kapstadt:** *Ein Geschenk für Nelson Mandela*

**Deutscher Grenzbeton im polnischen Sosnówka:**

Bonner Finanzministerium, bleibe das Kuratoriumskonto gesperrt.

Auch die mit dem Verkauf betrauten Unternehmen hatten kein Glück. Der DDR-Außenhandelsbetrieb Limex, heute Bau-firma VGH, ist in Liquidation, und die von ihm angeheuerte West-Berliner Firma Le Lé wurde aufgelöst – mangels Masse. Doch deren clevere Geschäftsführerin Judith-Beate La Croix steckte vorher 100 000 Mark in ein neues Unternehmen – und zierte sich, den wahren Erlös des Mauerverkaufs zu nennen.

Vom 3. Oktober 1990 an galt dann, sagt General a.D. Rolf Ocken, „die bundesdeutsche Kleiderordnung“. Der damalige „Beauftragte für die Auflösung der ehemaligen Grenztruppen“ sollte 1393 Kilometer Sperranlagen schnellstens räumen, die Berliner Mauer schon bis zum

2. Dezember verschwinden – es standen Wahlen an.

Kurz danach bekam Ocken vom Verteidigungsministerium den Auftrag, alle Abbauteile weltweit zu vermarkten – „nach den im Verteidigungsressort geltenden strengen Grundsätzen“. Ocken ließ kurzerhand die Vorschriften außer acht und legte sich für etwaige Kritiker diese Antwort zurecht: „Werden bei der nächsten Wiedervereinigung beachtet.“

Kaufanträge kamen kistenweise – vom japanischen Restaurantbesitzer bis zum Amerikaner, der seinem Bruder in Chicago einen Turm schenken wollte. Er habe, erinnert sich Ocken, damals „volles Rohr“ verkauft: „Bei mir lautete die Devise: weg, weg, weg.“

Ebenso wie ein Freak im kleinen polnischen Dörfchen Sosnówka nahe Breslau

wollte auch der amerikanische Geheimdienst ein Stück Grenzbeton. „Die Mauer hat das Leben unglaublich vieler hier geprägt“, begründeten die CIA-Beamten ihren Wunsch. Das Monument blockiert nun am Südeingang den Fußweg zum Parkplatz – „jeder muß drum herum“.

Häuschenbauer zahlten für Wandplatten aus den Sperrgräben zehn Mark pro Stück, Gartenfreunden waren Fahrspurplatten aus den ehemaligen Patrouillenwegen sogar 20 Mark wert, die feuerverzinkten Metallmatten aus dem Grenzzaun wurden für sechs bis zwölf Mark pro Stück zum Stützkorsett der Betonwände vieler Neubauten.

Winfried Prem, Chef einer von der Bundeswehr angeheuerten Bauschutt-Recyclingfirma, erinnert sich gern an das Geschäft mit der Mauer. „180 000 Tonnen





Freiheitssymbol in der Provinz



Mauerdenkmal vor dem CIA-Hauptquartier: „Das Leben unglaublich vieler geprägt“

recycelter Mauerbeton gingen jeweils für 21,50 Mark weg – das war ein guter Gewinn.“ Fast der ganze Südring, die Autobahn um Berlin, sei damit gebaut worden.

Prem war auch cleverer als die Berliner Politiker. Er hat „für alle Fälle“ fast hundert Meter Originalmauer im Bayerischen eingelagert. Falls Diepgen ein paar Stücke brauche, sagt der weitsichtige Geschäftsmann gönnerhaft, könne er „ja was zurückkaufen“.

Abwickler Ocken erlöste für den „Einzelplan 14“ des Verteidigungsetats sechs Millionen Mark. Personal- und Maschinenkosten für die Demontage verschlangen dagegen über 170 Millionen Mark. Die DDR hatte sich den Bau dereinst rund 1,8 Milliarden Mark kosten lassen, weil Walter Ulbricht glaubte, nur so den Westdrang der DDR-Bürger stoppen zu können.

Nur wo Kommunen oder Historiker bei den Abbaukommandos intervenierten, blieben Originale für die Geschichtsstunde übrig. Sie sind in 26 Museen und Gedenkstätten entlang der einstigen innerdeutschen Grenze erhalten.

Während in Honolulu nur wenige Kilometer vom Waikiki-Strand entfernt das „Berlin Wall Freedom Monument“ an die deutsche Wiedervereinigung erinnert und Kapstadt-Besucher in der Touristenmeile Waterfront die Nelson Mandela geschenkten Originalmauerteile bewundern können, verkommen in Berlin die wenigen Mauerreste, das Denkmal Bernauer Straße wurde mit zwei riesigen Stahlplatten verfremdet.

Selbst dieses historische Monument, weiß der Direktor des AlliiertenMuseums, Helmut Trotnow, sei „nicht das Ergebnis städtischer Planung“. Die Bagger seien erst

wieder abgerückt, als er dem NVA-Offizier ein Schreiben Wolfgang Schäubles unter die Nase gehalten habe, in dem der den letzten Regierungschef der DDR um den Erhalt dieses Mauerabschnittes bat.

Die Gleichgültigkeit gegenüber der Geschichte hat sich in der Hauptstadt nicht geändert. Wenige Wochen bevor nun Diepgen auf den Gedanken verfiel, die Mauer so zu rekonstruieren, „daß sie den ganzen Schrecken ausdrückt“, sorgte der Senat für das vorerst letzte Mauer-Abrißspektakel: 15 Meter Hinterlandmauer mußten weichen. Sie standen auf einem Grundstück der Stadt und waren der Gestaltung des Prestige-Objektes „Potsdamer Platz“ im Wege. „Berliner Luft“ hatte ein Mauerkünstler auf den Beton gesprüht, bevor der zwischen die Baggerzähne kam.

IRINA REPKE







SPARKASSEN

# Verluste auf Rekordniveau

Der Ehrgeiz lokaler Politiker und Banker kostete die Sparkasse Mannheim Hunderte von Millionen Mark. Jahrelang sahen die Aufsichtsgremien weg.

**B**laß und sichtlich geknickt wirkt der Mann. Die über 15monatige Untersuchungshaft hat den Ex-Vorstand der Sparkasse Mannheim, Fridolin Hörner, 50, schwer gezeichnet.

Gegen ihn und seine früheren Vorstandskollegen Horst Hoffmann, 50, Hans Joachim Rieken, 66, und Helmut Sauer, 55, ermittelt die Staatsanwaltschaft Mannheim seit knapp eineinhalb Jahren wegen des Verdachts der Untreue. Sie sollen für die größte Pleite in der Geschichte der bundesdeutschen Sparkassen verantwortlich sein. Vorvergangene Woche legten die Behörden eine Teilanklage vor.

In der Amtszeit des Vorstandsquartetts explodierte das Kreditgeschäft. Doch zahlreiche Darlehen wurden ohne ausreichende Absicherung vergeben. Auf rund 850 Millionen Mark addiert sich der Wertberichtigungsbedarf. Um die Sparkasse zu stützen, mußte die Stadt aus ihrem Haushalt 50 Millionen Mark zuschießen.

Hörner und seine drei Mitangeklagten sehen sich zu Unrecht beschuldigt. „Ich weiß, daß ich willentlich keinen Schaden anrichten wollte“, sagt der Ex-Banker. Außerdem seien alle Kreditvergaben „mit den zuständigen Gremien abgestimmt gewesen“.

Gemeint sind der Verwaltungsrat und der Kreditausschuß der Sparkasse. Vorsitzender

beider Gremien ist der Mannheimer Oberbürgermeister Gerhard Widder.

Gerade Provinzpolitiker versuchen immer wieder, über die regionalen Sparkassen Infrastrukturpolitik zu betreiben. Das dient der Karriere, aber mancher kommt mit den betriebswirtschaftlichen Regeln nicht zurecht. So geraten Sparkassen, deren Gewährsträger Kommunen oder Landkreise sind, häufiger mal in die Bredouille.

In der zweitgrößten Stadt Baden-Württembergs bewegen sich die Schadenssummen jedoch auf Rekordniveau. „Die Politiker haben die Darlehen nicht etwa toleriert, sondern sogar gefordert“, sagt Hörner-Verteidiger Rolf Dieter Ruppert.

Im Fall der regionalen Fluggesellschaft Arcus Air etwa sei die treibende Kraft für immer neue Kredite die Stadt gewesen, gab der Eigentümer Erhard Ding gegenüber den Ermittlungsbeamten an. Der Unternehmer war von dem ehrgeizigen Widder angesprochen worden, ob er eine Fluglinie zwischen Mannheim und München betreiben wolle. Als sich herausstell-

te, daß die Airline Millionenverluste einfuhr, wollte der Unternehmer aussteigen.

Doch die Kommunalpolitiker, so Ding, „brauchten mich und meine Fluglinie“. Sonst hätte das Land den Ausbau des kleinen Mannheimer Flughafens mit seiner damals gerade mal 800 Meter langen Landebahn nicht bezuschußt. An dem Projekt aber hing der Oberbürgermeister. Widder bestreitet die Ding-Version. Im übrigen sei „für das operative Geschäft der Banken-vorstand verantwortlich gewesen“.

Am 27. April 1994 beriet der Kreditausschuß, der Darlehen ab fünf Millionen Mark zustimmen muß, mal wieder den Fall Arcus. Als der zuständige Sachbearbeiter der Bank das Ausfallpotential „bei einer sofortigen Insolvenz auf ca. 20 Millionen Mark“ schätzte, befand Widder laut Sitzungsprotokoll, daß „im Einzelfall auch Mißerfolge möglich“ wären, die aber „durch erzielte Erfolge in der Breite ... in Kauf zu nehmen“ seien.

Rund 15 Millionen Mark gewährte die Sparkasse einer großen Mannheimer Backstube. Mitinhaber war der Sohn eines CDU-Stadtrats, der auch im Verwaltungsrat saß. Die Bank mußte den Kredit fast völlig abschreiben. Allein bei den drei größten Engagements machte das Institut etwa 255 Millionen Mark Verlust.

Daß die Mannheimer jahrelang wichtige Kaufmannsregeln ignorieren konnten, liegt offenbar auch an mangelnder Kontrolle der Sparkassenaufsicht in Baden.

In einem internen Vermerk der ermittelnden Landespolizeidirektion Karlsruhe kommen die Beamten zu der Feststellung, daß in den Prüfberichten des Badischen Sparkassen- und Giroverbandes geschummelt worden sei. Die Sichtung von Unterlagen habe den „konkreten Verdacht“ ergeben, „daß die Inhalte von Prüfberichten zwischen dem Prüfverband und Verantwortlichen der Sparkasse Mannheim abgestimmt wurden“.

Auch das Berliner Bundesaufsichtsamt für das Kreditwesen stellt den Kontrolleuren ein vernichtendes Zeugnis aus. Bereits im Juni 1997 notierte das Aufsichtsamt: „Der Eindruck, daß über Fehlentscheidungen und Mißmanagement die Hand gehalten wurde, läßt sich anhand der Entwicklung der letzten drei Jahre belegen.“ Daß die Kreditabteilung der Sparkasse nicht mehr in der Lage war, das extrem ausgedehnte Geschäft zu bearbeiten, sei aus den Unterlagen des Badischen Sparkassen- und Giroverbandes „nicht zu entnehmen“ gewesen. Die Kontrolleure hätten „im Gegenteil kritische Bemerkungen absichtlich aus Bericht und Zusammenfassung herausgehalten“.

Gerhard Widder hat schon die Flucht nach vorn angetreten und räumte in einer Zeitungsanzeige ein, „auch ich habe Fehler gemacht“. Er will am nächsten Sonntag im zweiten Wahlgang als Oberbürgermeister wiedergewählt werden.

FELIX KURZ



B. BOSTELMANN / ARGUN

**Zentrale der Sparkasse Mannheim, Oberbürgermeister Widder: „Mißerfolge möglich“**



THEMA





# Ganz schnell Miese

Mittelständische Betriebe – vom Schlüsseldienst bis zur Tauchfirma – haben sich zusammengetan, um am Wiederaufbau des Kosovo mitzuverdienen.

Den Krieg im Kosovo hat er vom Fernsehsessel aus genau verfolgt. „Auf fast jedem Bild“, schwärmt Arnold Nicolaisen, „war im Hintergrund ein total zerstörter Backofen.“ Das, glaubt der 60jährige Backofenbaumeister aus Bochum, „ist meine Marktchance“.

Nicolaisen, der 1970 in einer Garage seinen Handel mit gebrauchten Bäckereimaschinen gründete, sieht sich als einer der deutschen Pioniere beim Wiederaufbau des Kosovo. „Ein bißchen Glücksritter“, sagt der gelernte Bergmann und langjährige Stahlarbeiter stolz, „war ich immer schon.“

Ein ganzer Pulk von kleinen und mittelständischen Betrieben möchte am Wiederaufbau in der Krisenregion mitverdienen. Handwerker, Dienstleister und Produzenten hoffen auf kosovo-albanische Kooperationspartner, öffentliche Aufträge und ein Stück vom Fördermittelkuchen, den EU-Kommission und Bund verteilen.

Mit der Realität haben ihre hochfliegenden Pläne oft wenig zu tun. „Wer sich nicht wenigstens ein bißchen auf dem Balkan auskennt, macht da ganz schnell Miese“, warnt Torsten Klette vom Deutschen Industrie- und Handelstag.

Der Aufbruchstimmung tut die Warnung keinen Abbruch: Mehr als 220 zumeist mittelständische Unternehmer aus der ganzen Republik haben sich über eine Hotline der Industrie- und Handelskammer (IHK) Dortmund zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen. Neben Planungsbüros, Bauunternehmen und Maschinenbauern schrieben sich auch Exoten vom Schlüsseldienst bis zum Möbelhaus als Mitglieder des „Kosovo-Unternehmenspools“ ein. Ein Geflügelzüchter aus Norddeutschland („Ich habe 200 Tonnen Brathähnchen nach Skopje geschickt. Jetzt suchen wir Zwischenhändler im Kosovo“) ist ebenso dabei wie ein Gerüstbauer aus dem nordrhein-westfälischen Dorsten.

IHK-Chef Klaus Günzel gibt sich optimistisch, daß er der bunten Truppe binnen weniger Wochen zum nötigen Know-how für Geschäfte im Krisengebiet verhelfen kann. Die drängendsten Fragen (Günzel: „Was ist kaputt, was wird am nötigsten gebraucht, wie läuft die Auftragsvergabe?“) soll ein Spätrupp vor Ort in Prizren klären. Später sind Info-Veranstaltungen



Zerstörter Ort im Kosovo: „Was ist kaputt, was wird am nötigsten gebraucht?“



Tauchermeister Barthel (M.), Mitarbeiter



Backofenbauer Nicolaisen



Schlüsseldienst-Inhaber Rutenhofer

**Potentielle Kosovo-Unternehmer**  
„Ein bißchen Glücksritter“

wie etwa zu den Handels- und Geschäftsgebräuchen im Kosovo geplant.

So will Günzel mithelfen, daß deutsche Firmen – anders als in Bosnien – „weit mehr als acht Prozent der Wiederaufbau-Aufträge“ ergattern. Und dafür sorgen, daß auch Kleinere zum Zuge kommen.

Norbert Barthel aus Mülheim an der Ruhr setzt auf den Dortmunder Pool. „Für einen x-beliebigen Handwerksmeister“, sagt der 53jährige selbstbewußt, lohne sich das Unternehmen Kosovo wahrscheinlich nicht. „Aber bei einem Spezialbetrieb wie bei uns ist das schon was anderes.“

Barthel ist Tauchermeister und Inhaber eines Bergungsunternehmens, das mit 65 Mitarbeitern – darunter 25 ehemalige Kampftaucher – und zwei Schwerlast-Schwimmkränen normalerweise Weltkriegsbomben und Schiffe aus Rhein, Mosel und Neckar birgt. Jetzt reizen den Hobby-Großwildjäger Aufgaben in neuen Revieren. Er würde „gern mithelfen, eingestürzte Brücken aus der Donau rauszuholen“.

Mit der Ortskenntnis hapert es allerdings noch. Barthel hat inzwischen „ein Problem“ entdeckt: „Die Donau fließt leider gar nicht durchs Kosovo.“ Jetzt will er sich erst mal aktuelle Karten beschaffen und nachschauen, ob es „vielleicht einen anderen interessanten Fluß dort unten gibt“.

Vorsorglich hat er am Schreibtisch durchgespielt, wie er seine Kräne auf den Balkan schaffen könnte: Nach 2100 Flußkilometern, 67 Schleusen und rund 4 Wochen Fahrtzeit, sagt Barthel, „wären wir zumindest schon mal in Belgrad“.

Andere beschleichen inzwischen Zweifel, ob ihre Waren und Dienste im Kosovo überhaupt gefragt sind. Dirk Rutenhofer, Mitinhaber des Dortmunder Schlüsseldienstes Weckbacher, der den Kosovaren gern „ordentlichen Einbruchschutz“ verkaufen möchte, schwant: „Der Privatmann im Kosovo ist froh, wenn ihm überhaupt irgendwas zum Abschließen geblieben ist.“

Auch in der Bauindustrie beurteilen Experten die Chancen unbedarfter Einsteiger im Aufbaugeschäft skeptisch. „Meistens“, sagt Rolf Bollinger, Geschäftsführer Auslandsbau beim Hauptverband der Deutschen Bauindustrie, „kommen am Ende doch eher die großen und in Krisengebieten erfahrenen Firmen zum Zuge.“

Glücksritter Nicolaisen („Ich bin ein Typ, der springt ins Wasser und schwimmt“) läßt sich von solchen Bedenken nicht bremsen. Rund 300 000 Mark, sagt der Backofenbauer, wolle er in das Balkan-Experiment investieren. Sollte nicht bald konkreter Rat aus Dortmund kommen, verkündet er, „fahre ich selbst ins Kosovo und suche mir dort einen Partner“.

Von dem Erfolg seiner Mission ist er fest überzeugt. „In fünf Jahren sind wir der stärkste Second-Hand-Backofenbauer im Kosovo.“

ANDREA STUPPE







Kurdische Demonstranten\*: Warnung vor erhöhtem Risiko

ASYL

## „Folter oder Willkür“

Das Innenministerium protestiert gegen den Entwurf des neuen Lageberichts zur Türkei, der das Asylrecht für Kurden stärkt. Außenminister Fischer hält den Text unter Verschluss.

Mitte Juni verkündete Ludger Volmer, Staatsminister im Auswärtigen Amt, im Auswärtigen Ausschuss des Bundestages Großes: eine Wende in der deutschen Türkeipolitik. Im neuen „Lagebericht“ zur Türkei, erklärte er, werde jetzt Klartext gesprochen. Anders als in den Zeiten der alten Regierung werde nun nicht mehr verschleiern vom „Süd-Ost-Problem“ geschwafelt – sondern das „Kurdenproblem“ beim Namen genannt.

Der einstige linke Vormann der Grünen redete sich derart in Rage, daß er sogar von „Kurdistan“ sprach – wofür ihn sofort ein CDU-Mann abwatschte.

Das folgenschwere Papier konnte Volmer den Abgeordneten jedoch nicht vorzeigen. Außenminister Joschka Fischer hat den Text-Entwurf des prokurdischen Lageberichts im Tresor seines Büroleiters wegschließen lassen. Die Angelegenheit ist neuerdings Chefsache.

Denn die Lageberichte des AA sind Grundlage der Asylentscheidungen. Sowohl das Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge (BAFl) als auch die Verwaltungsgerichte verlassen sich bei ihren Entscheidungen auf Bonner Expertisen: Wo wird gefoltert, welchen Volksgruppen droht staatliche Verfolgung, wo müssen Abgeschobene Gefängnis und Todesstrafe fürchten? Die Dossiers sind als Verschluss-

sache eingestuft – aus Sorge vor diplomatischen Verwicklungen.

Von Fischers Beamten hängt das Schicksal zahlloser Flüchtlinge ab – und für die Grünen, nach eigenem Verständnis die Partei der Menschenrechte, ihre Glaubwürdigkeit.

Einmal hat diese schon schweren Schaden genommen: Während Fischer im Kosovo-Krieg die Verfolgung der Kosovaren durch die Serben mit der der Juden im Dritten Reich verglich, trug sein Amt zur selben Zeit mit seinen Einschätzungen dazu bei, daß noch im März 2364 Asylanträge abgelehnt wurden. Ziemlich zerknirscht gestand Fischer auf dem Bielefelder Sonderparteitag der Grünen im Mai: „Das war ein Fehler, das muß ich akzeptieren.“

Seitdem sucht der grüne Vorzeigeminister nach einer Lösung für ein Problem, das kaum zu lösen ist. Werden die Lageberichte über die politische Situation in sogenannten Problemstaaten wie Algerien, Türkei, Nigeria oder Sri Lanka weiterhin geschönt, droht Ärger mit zahlreichen Menschenrechtsgruppen; zeichnen die Dossiers aber ein kritisches Bild der staatlichen Repression in den Ländern, droht eine höhere Anerkennungsquote bei den Asylanträgen und damit Streit mit den Innenministern der Bundesländer, die Flüchtlinge aufnehmen müssen.

Fischers Staatsminister Volmer heizte die Diskussion um die Objektivität der Lageberichte noch kräftig an. Sie seien von der alten Regierung bisweilen „aus innenpolitischen Gründen“ verfaßt worden – um den Ansturm der Asylsuchenden abzuwehren.

Zu welchem Schlingerkurs das Außenministerium auch unter der neuen politischen Führung fähig ist, zeigt der jüngste Lagebericht zu Sri Lanka aus dem Januar. Gewalt habe dort lange zur allgemein verbreiteten Verhörpraxis gehört, heißt es zunächst erstaunlich offen. Doch dann kriegte das Amt salomonisch die Kurve:

\* Am 17. April in Bonn.

„Die Sicherheitskräfte agieren im Vergleich zu früher im allgemeinen auch zurückhaltender.“

Fischer versuchte das Problem auf die internationale Ebene zu verlagern – und damit loszuwerden: Die Beurteilung der Zustände in den Herkunftsländern der Antragsteller sollte Organisationen wie dem UNO-Flüchtlingshilfswerk UNHCR übertragen werden. Aber dagegen hätten sich die deutschen Innenminister gewehrt – das UNHCR gilt als zu liberal. Selbst im Außenamt stießen die Pläne auf Widerstand. Bei einem Verzicht auf eigene Berichte fürchten die Ministerialen eine Flut von Einzelanfragen der Verwaltungsgerichte, deren Richter offensichtlich nur AA-Einschätzungen trauen.

Bei der Überprüfung der amtsinternen Abläufe bemerkten Fischers Rechercheure eine höchst fragwürdige Praxis: Seit Mitte vergangenen Jahres formulieren auch BAFI-Leute an den Berichten mit – also Mitarbeiter jener Behörde, die später über die Asylanträge entscheidet.

Das Innenministerium hat sie an deutsche Botschaften abgeordnet. In Ankara, Belgrad und anderen heiklen Auslandsvertretungen unterstützen sie das AA „bei der Feststellung der asyl- und abschiebungsrelevanten Lage vor Ort“.

Vorsorglich will Fischer künftig jedes brisante Dossier sehen und über die Freigabe selbst entscheiden. Manchem in seiner Partei und auch im eigenen Ministerium reicht das nicht. Gerd Poppe, Menschenrechtsbeauftragter im Auswärtigen Amt, fordert „mehr Mut vom eigenen Haus. Wir sollten unsere Empfehlungen so eindeutig formulieren, daß kein Richter sagen kann, er habe sie falsch verstanden“.

Was die Beurteilung der Türkei angeht, hat sich Fischer noch immer nicht zur Herausgabe eines neuen Lageberichts durchringen können. Die Auswirkungen dieser Expertise sind gravierender als in jedem anderen Fall: Einerseits droht noch mehr Ärger mit dem schwierigen Nato-Partner,



Minister Fischer (M.): Am liebsten raushalten

andererseits erwarten die in Deutschland lebenden Kurden von Rot-Grün Unterstützung. Bisher ist noch der alte Lagebericht gültig. Fischers Ministerium hat nur vorsichtige Korrekturen vorgenommen. Nach der Entführung des PKK-Chefs Abdullah Öcalan im Februar warnte das AA in einem sogenannten Ad-hoc-Bericht vor einem „erhöhten Risiko für kurdische Volkszugehörige“. Die „hochemotionalisierte Atmosphäre“ in der Türkei mache ihre Situation gefährlich.

Das Bundesinnenministerium aber wischte in einer Einschätzung für die Bundesländer die Bedenken beiseite. Die AA-Warnung sei „nicht so zu verstehen, daß damit Abschiebungen dieses Personenkreises generell nicht mehr möglich sind“. Nach „sorgfältiger Prüfung des Einzelfalles“ könne „grundsätzlich weiterhin abgeschoben werden“.

Hätte Fischer dem neuen Entwurf nun zugestimmt, wäre die Abschiebung von Kurden erheblich erschwert, wenn nicht fast unmöglich gemacht worden. Denn der bislang geheimegehaltene Text, dessen Freigabe durch den Außenminister auch Volmer längst erwartet hatte, ist eindeutiger und kritischer als je zuvor: Zwar würden

Kurden in der Türkei „nicht generell ethnisch verfolgt“. Aber selbst wer sich als Kurde „weder terroristisch noch separatistisch“ betätige, könne „Folter und Willkür“ ausgesetzt sein. Das kommt einem Affront der Regierung in Ankara gleich, die sich derzeit um die Aufnahme in die Europäische Union bemüht.

Auch droht Widerstand aus der eigenen Regierung. Das Innenministerium hat schon wissen lassen, daß ein solches Papier nicht akzeptable Auswirkungen habe. Selbst kriminelle Kurden könnten dann kaum noch abgeschoben werden.

Vorvergangenen Freitag debattierte Fischer mit seinen Leuten erneut das Problem. Weil das AA „nicht mehr den Schwarzen Peter haben“ will, müsse ein „neues Konzept“ her, entschied die Runde.

Es ist der Versuch, sich herauszuhalten. Künftig will das Auswärtige Amt in seinen Berichten keinerlei Wertung mehr abgeben. Anstelle von Sätzen wie „Gruppenverfolgung findet nicht statt“ tritt eine streng tatsachenorientierte Einzelfallschilderung. Die Richter sollen so gezwungen werden, sich ein eigenes Bild zu machen.

Um den Veränderungen in den problematischen Ländern gerecht zu werden, sollen die Berichte individuell in bestimmten Zeitabständen überarbeitet werden. Die Botschaften erhalten Anweisung, ihre Berichte ständig auf dem laufenden zu halten. Die Richter sollen die Aktualisierungen dann telefonisch abrufen können.

Einig war sich die Runde, daß innenpolitisch dominierte Gründe für das AA „irrelevant sind“. Man will verhindern, daß sich das Innenministerium „nach seinen Kriterien die Ablehnung von Asylsuchenden leichter“ macht.

Obwohl der umstrittene Text-Entwurf zur Türkei den neuen Grundsätzen schon sehr nahekommt, bleibt er vorerst im Panzerschrank. Auch die letzten wertenden Angaben müssen noch eliminiert werden.

STEFAN BERG, CAROLIN EMCKE,  
PAUL LERSCH, GEORG MASCOLO

\* Mit der Verteidigungsexpertin Angelika Beer (l.) beim Sonderparteitag der Grünen im Mai in Bielefeld.









Jung-Manager an der Lufthansa School of Business, Lufthansa-Zentrale in Köln: Geistige Auffrischung für die leitenden Kräfte

UNTERNEHMEN

## Lernen für die Rendite

Nach amerikanischem Vorbild gründen deutsche Konzerne firmeneigene Universitäten. Doch der akademische Anspruch wird in den Kaderschmieden kaum eingelöst.

Die Jung-Manager geben sich diesmal lässig und entspannt. Jürgen Siebenrock und Rainer Kröpke, beide 36, haben ihre Sakkos abgelegt, auf die milieugerechte Krawatte verzichtet, sitzen wie Studenten auf ihren Stühlen und lauschen dem Vortrag eines kräftigen Engländers, der sie über Unternehmensstrategien belehrt. Hin und wieder blättern sie in den Fotokopien, die vor ihnen liegen, oder machen sich kurze Notizen.

Siebenrock und Kröpke gehören zur jüngeren Manager-Elite der Lufthansa AG. Sie sind zur geistigen Auffrischung nicht an einer Universität gelandet, sondern in der firmeneigenen School of Business in Seeheim-Jugenheim, nahe Darmstadt, einer kleinen Betonburg zwischen alten Bäumen in schöner Hanglage.

Mit zwei Dutzend anderen leitenden Angestellten der Lufthansa diskutieren sie über Marktsegmente und Kundenzufriedenheit, müssen Kurzreferate über Schlüsselkompetenzen und Qualitätsmanagement halten, werfen mit Hilfe eines Overhead-Projektors Grafiken über Stärken und Schwächen anderer Fluglinien an die Wand.

Das Ziel der Übung: Lernen, die Konkurrenz zu schlagen.

In Seeheim-Jugenheim trainieren firmeneigene Experten und international an-

erkannte Wissenschaftler die hochrangigen Führungskräfte des Unternehmens. Siebenrock wurde eigens eingeflogen, damit er demnächst noch besser für die Renditesteigerung seines Unternehmens sorgen kann. Er lebt in Rio de Janeiro, arbeitet dort für Lufthansa Cargo und ist als stellvertretender Chef fürs Mittel- und Südamerika-Geschäft zuständig. Kröpkes Anfahrtsweg war kürzer, er ist General-Manager fürs Marketing der Lufthansa-Tochter Condor in Frankfurt.

Die Lufthansa gründete als erster deutscher Großkonzern im vergangenen Jahr eine eigene Firmen-Universität, die im ambitionierten Sprachgebrauch der Branche „Corporate University“ genannt wird. Andere Vertreter der deutschen Wirtschaft, darunter Bertelsmann, DaimlerChrysler oder die Metallgesellschaft, folgten kurz darauf.

Mit einer Universität im landläufigen Sinn haben die Firmen-Unis wenig gemeinsam. Da geht es natürlich nicht um Bildung im Humboldtschen Sinn, frei und aufklärerisch – Money matters.

Die Firmen hatten festgestellt, daß die traditionelle Fort- und Weiterbildung ihres Führungsnachwuchses wenig effektiv und ohnehin überholt ist. Die leitenden Angestellten waren in theorielastige Seminare

über Arbeitsrecht oder Personalführung geschickt worden, die wenig für die Praxis hergaben. Für die Leute von der Lufthansa aber soll sich in Zukunft alles um das „Intellectual Capital als essentiellen Baustein für den Erfolg“ und den „Return on Investment von Bildung“ drehen, sagt Michael Heuser, Leiter der Lufthansa School of Business. Im deutsch-englischen Kauderwelsch der Konzerne müssen solche Neuerungen unbedingt hip, dynamisch und kosmopolitisch klingen.

Was damit gemeint ist, spricht Walter Oechler, Wirtschaftsprofessor an der Universität Mannheim, sachlich und streng aus: „Die deutschen Unternehmen haben sich in der Vergangenheit zu sehr auf ihre Technik und ihre Produkte konzentriert, die Qualifizierung des Managements aber vernachlässigt.“ In vielen Wirtschaftssparten ist die Produktion weitgehend rationalisiert. Nun sind die Menschen dran – die Firmen schöpfen ihr sogenanntes Humankapital aus.

In Zeiten der Globalisierung, des Fusionsfiebers und der Dezentralisierung wird es für Großkonzerne zudem ziemlich schwierig, eine gemeinsame Firmenkultur zu entwickeln. Wer in Stuttgart „beim Daimler“ schaffen geht, was verbindet den mit seinem Pendant bei Chrysler in Auburn Hills bei Detroit? Oder was hat der leitende Angestellte im Bertelsmann-Buchclub mit dem Jung-Manager in der konzerneigenen Multimedia-Agentur Pixelpark gemeinsam?

„Früher funktionierte die Identifikation mit dem Unternehmen und seinen Zielen über das jahrelange Wachstum in der Hierarchie“, meint Ulrich Steger vom International Institute for Management Development in Lausanne. Heute müßten selbst





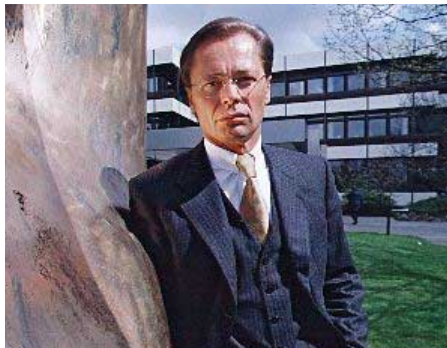
die leitenden Kräfte sich „ein gemeinsames Grundverständnis“ erst erarbeiten. Auch dazu dienen die Firmen-Unis.

Dort erhalten die Führungskräfte nicht nur Wissen über neue Trends, etwa in Sachen Multimedia, sie sollen vor allem auf die Konzern-Spitze eingeschworen werden und untereinander Kontakte knüpfen.

Für Thomas Middelhoff, Vorstandsvorsitzender von Bertelsmann, ist der Zweck der Corporate University des Gütersloher Konzerns denn auch, firmeninterne „Netzwerke zu bilden“ und die Manager an „lebenslanges Lernen“ zu gewöhnen. Das erfordert bei einem Medienriesen mit rund 300 Profit-Centern in über 50 Ländern ziemlich viele Seminare für die nächsten Manager-Generationen.

Abgekupfert haben die deutschen Konzern-Strategen das Modell der Corporate University in den USA. Dort organisieren über 1500 Unternehmen ihre Weiterbildung in entsprechenden Einrichtungen. Als Pionier gilt der Elektronik- und Kommunikationskonzern General Electric, der schon 1956 ein entsprechendes Bildungszentrum eröffnete, der Computerriese IBM betreibt heute das größte mit mehr als 10 000 Kursen im Jahr.

„Best Practice“ heißt eine gängige Methode, auf die der Nachwuchs getrimmt wird: Sezieren genauestens deine Konkurrenz, übernehme, was dir wertvoll erscheint, mixe eigene Ideen bei, werde der Beste.



**Bertelsmann-Chef Middelhoff**  
„Netzwerke bilden“

Übernehmen, um zu übertrumpfen – deshalb hat auch Wolf Bauer, Geschäftsführer der Bertelsmann-Tochter Ufa Film & TV Produktion, am Seminar „Mastering New Challenges“ („Übers Meistern neuer Herausforderungen“) der Bertelsmann-Uni teilgenommen. Dabei wurden unter anderem die Strategien von Konkurrenz-Konzernen wie Walt Disney und Time Warner analysiert.

Während in den Vereinigten Staaten viele der Konzern-Unis allen Mitarbeitern offenstehen, sind sie in der Bundesrepublik meist dem leitenden Management vorbehalten.

Bei DaimlerChrysler besitzen von den weltweit rund 460 000 Mitarbeitern nur einige Tausend den Status, der es erlaubt, in den erlauchten Kreis der Teilnehmer vorzustoßen.

Um flexibel und kostengünstig zu arbeiten, sind die Firmen-Universitäten meist virtuelle Einrichtungen. Sie verfügen nur über wenige eigene Räume und festangestellte Dozenten, nur selten über eine Bibliothek. Ein Team organisiert in Absprache mit dem Vorstand das Lehrangebot, die Kurse finden wahlweise in Firmengebäuden, bekannten Universitäten oder Konferenzzentren irgendwo auf der Welt statt.

Fachkompetenz kaufen die Unternehmen bei Experten: So kooperiert die Lufthansa unter anderem mit der Cranfield School of Management in Großbritannien und mit der Hitotsubashi University in Japan, DaimlerChrysler arbeitet mit dem Management Zentrum St. Gallen zusammen, Bertelsmann hat Abkommen mit der Harvard Business School, Teil der Harvard University an der amerikanischen Ostküste – alles erste Adressen der Management-Schulung.

Das reine Vergnügen ist die Fortbildung für die Nachwuchs-Manager nicht. Doch eine Einladung dazu ist eine Auszeichnung, die Karriere verheißt. Jung-Manager Siebenrock kennt schon den nächsten Termin. Für das Block-Seminar in einigen Monaten wird er nach Cranfield in Großbritannien reisen. Daheim in Rio will er jetzt aber erst einmal seine soeben erworbenen „Tools“ anwenden – die neuen Strategien aus dem Seminar in Seeheim-Jugenheim.

Der Kampf geht weiter. JOACHIM MOHR



**Harvard University in Cambridge:** Erste Adresse der Management-Schulung











J. RÖTGER / VISUM

KIRCHE

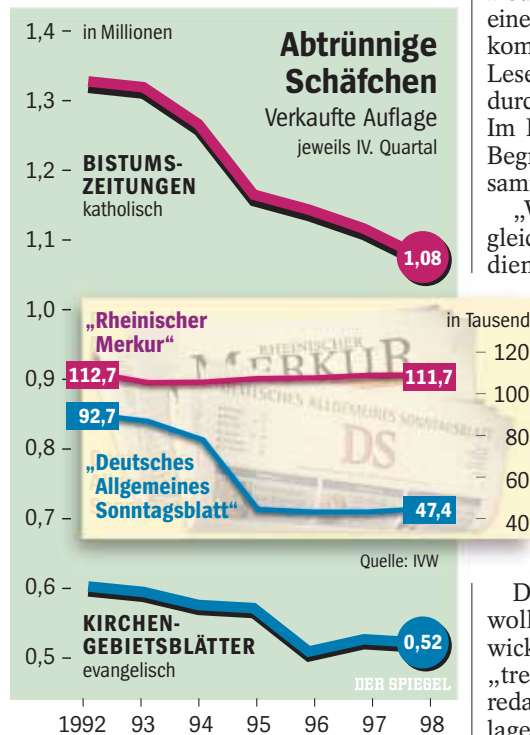
## Abo aus Mitleid

Mit massiven Subventionen versuchen die Bischöfe, ihre zahllosen Zeitschriften und Wochenblätter am Leben zu erhalten. Ohne großen Erfolg – die Auflagen sinken stetig.

**A**b und zu braucht Arnd Brummer Tagträume, um seinem tristen Chefredakteursalltag zu entfliehen. Dann stellt er sich vor, wie es wäre, wenn die evangelische Kirche aus seinem „Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt“ eine Art „Geo“ für Glauben und Spiritualität machen würde. Kein „Andachtsjodlerblatt oder Kundenmagazin für Gläubige“. Nein, eine bunte Monatszeitschrift, mit der die Kirche ein „positives Verhältnis zu Glauben und Lust“ präsentiert. Wenn auch ohne „Praymate des Monats“ zum Ausklappen in der Heftmitte.

Brummer, 42, trinkt seinen Kaffee aus einem schwarzen Becher mit der Aufschrift: „Wenn Sie meinen Job hätten, würden Sie auch trinken.“ In seinen neun Jahren an der Spitze des „Sonntagsblatts“ hat er trotz aller Bemühungen den schleichenden Niedergang der „Christlichen Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur“ nicht aufhalten können.

Neun Millionen Mark steckte die evangelische Kirche Jahr für Jahr in das Blatt, das ihr zusammen mit dem Süddeutschen Verlag („Süddeutsche Zeitung“) gehört.



Ende Juni haben die kirchlichen Gesellschafter ihr freudloses Organ, dessen Auflage in den vergangenen drei Jahrzehnten von über 130 000 auf magere 46 000 Exemplare abgebröckelt ist, dem Partner zur kompletten Übernahme angeboten.

Das Modell sieht vor, daß die Kirche weiter die publizistische Linie bestimmt und eine abgespeckte jährliche Subvention in Höhe von 4,5 Millionen Mark zahlt. Der Süddeutsche Verlag könnte durch den enormen Verlustvortrag in den nächsten fünf Jahren 35 Millionen bis 50 Millionen Mark Steuern sparen und diese Summe zurückinvestieren. Nach Brummers Vorstellungen würde das betuliche „Sonntagsblatt“ dann einem bunten Magazin weichen, das eine Atmosphäre erzeugen soll, mit der auch eine „Anwältin erreicht werden kann, die Gewissensnöte hat, weil sie abgetrieben hat“.

Fraglich ist, ob die Gremien der evangelischen Kirche mitziehen werden und Brummer damit die Gelegenheit geben, dem Jammertal zu entfliehen, in dem sich die gesamte kirchliche Presse befindet. Mit vielen Millionen versuchen die beiden großen Konfessionen, ihre Botschaft unter Volk zu bringen, doch die Schäfchen verweigern sich zunehmend dem frommen Tun. Die 23 wöchentlichen Bistumsblätter der katholischen und die 18 Kirchengebietsblätter der evangelischen Kirche erreichen zwar zusammen eine Auflage von 1,6 Millionen, doch die nimmt ständig ab. Nur wenige der Blättchen schaffen es, ohne kirchliche Subventionen auszukommen.

Die regionale Kirchenpresse befinde sich in einer „ihre Existenz bedrohenden Strukturkrise“, warnte eine Studie („Markt und Mandat“) der Evangelischen Kirche in Deutschland bereits vor zwei Jahren. Und eine Untersuchung der katholischen Kirche kommt zu dem Schluß: Die vorhandene Leserschaft wird älter und verschwindet durch den Generationswechsel vom Markt. Im Klartext: Die Leser sterben weg, der Begriff „Karteileiche“ erhält in diesem Zusammenhang eine neue Bedeutung.

„Wenigstens sinkt die Auflage nicht im gleichen Tempo wie die Zahl der Gottesdienstbesucher“, macht sich Hans-Josef

Joest Mut, der als Chefredakteur die münstersche Bistumszeitung „Kirche + Leben“ leitet (Auflage: 154 000). „Zwangsbeglückung auf Kirchensteuern“ nennt dagegen ein Kenner der Szene die „Wurstblätter“, die oft noch nicht einmal die Qualität von Lokalzeitungen der fünfziger Jahre erreichten. Und: „Die alten Mütterchen abonnieren die nur aus Mitleid.“

Die Macher verweisen in ihrer Not gern wolkig auf gesamtgesellschaftliche Entwicklungen. Glaube sei eben nicht mehr „trendy“, meint Michael Rutz, der Chefredakteur des „Rheinischen Merkur“ (Auflage: 111 700), der von den katholischen





# Kraft durch Schweigen

Wie die Diözese Stuttgart einen Chefredakteur feuerte

Mitten im frommen Schaffen für das „Katholische Sonntagsblatt“ des Bistums Rottenburg-Stuttgart erteilte Chefredakteur Uwe Renz die Kündigung. Wann er gedenke, die Redaktionsräume zu verlassen, fragte ihn der Bote seiner Kirchenoberen. Im Laufe des Nachmittags, erwiderte der Gefeuerte, schneller gehe es nicht. „Nein“, insistierte der Kurier, „bis in 30 Minuten wollen wir Sie hier nicht mehr sehen – okay, sagen wir bis in einer Stunde“ – Mobbing auf katholisch.

Der Journalist und Theologe Renz, 40, stand seit längerem bei seiner Bistumsleitung in Ungnade, weil er versucht hatte, aus dem verstaubten Kirchenblatt eine weltoffene Postille zu machen, die auch mal Kritisches über den eigenen Verein druckte – „ein Forum des Dialogs, so vielfältig, wie das Leben der Kirche und der Diözese nun eben mal ist“ (Renz). Sein letzter Kommentar endete mit dem Satz: „Die Gestalt der Kirche wird sich ändern, und eines Tages können Veränderungen möglich sein, an die heute niemand zu glauben wagt.“

Bis dahin hat es wohl noch Weile. Der Rauswurf des Redakteurs ist die letzte Tat des inzwischen in die vatikanische Kurie aufgerückten Rottenburger Oberhirten Walter Kasper. Seitdem die Leitung des Schwabenverlags, in dem das „Sonntagsblatt“ (Auflage 65 000) erscheint, in dürren Worten die Trennung von Renz verkündete („wegen erheblicher Probleme in der Zusammenarbeit mit der Verlagsleitung“) rumort es unter den Katholiken: Binnen weniger Tage bestellten Hunderte von Lesern die Kirchenzeitung ab, darunter 70 Pfarrer. Autoren verweigern ihre weitere Mitarbeit, Stuttgarter Fotografen wollen dem Blatt keine Bilder mehr liefern. Der Referent der katholischen Diözesen gab unter Protest sei-

ne Martinusmedaille, die höchste Auszeichnung der Diözese, an den Generalvikar zurück. Eine spontane „Initiative Katholisches Sonntagsblatt“ fordert die Rücknahme der Kündigung.

Bischof Kasper und seinem Domkapitel war der Renz-Kurs seit Jahren suspekt. Mal waren Texte über die Jungfrauengeburt zu locker, mal brachte ein



Bischof Kasper

Artikel über das Priesterbild des vom Papst geregelten Theologen Hans Küng die Kirchenleitung in Wallung. Als Renz sich weigerte, einen Nachruf auf ein langjähriges Aufsichtsratsmitglied des Schwabenverlags vor Veröffentlichung zur Genehmigung vorzulegen, wurde er abgemahnt, gleichzeitig ein neues Redaktionsstatut installiert. Das verlangte von der Redaktion, alle 14 Tage beim Bischof vorzusprechen und sämtliche Berichte über den Vatikan, die Bischofskonferenz oder den Rottenburger Diözesanrat vorab zensieren zu lassen. Renz willigte zähneknirschend ein.

Die Ruhepause währte nur kurz. Ein Bericht über „späte Väter“, garniert mit einem Bild Oskar Lafontaines, führte Ende März zum ersten Versuch, den Chefredakteur loszuwerden. Der Betriebsrat intervenierte – zunächst mit Erfolg. Ein Eklat zu diesem Zeitpunkt, so Insider, hätte den Abgang Kaspers nach Rom verdunkelt. Die Redaktion war so eingeschüchtert, daß sie Anfang Juni nicht wagte, eine Meldung über die Wahl Margot Käßmanns zur evangelischen Bischöfin zu drucken. Renz war da gerade im Urlaub. Erst nachdem Kasper abgereist war, exekutierte das Domkapitel Mitte Juni die Entlassung. An diesem Donnerstag verhandelt das Arbeitsgericht den Fall Renz.

Auf der Internetseite des „Katholischen Sonntagsblatts“ prangt derzeit der Spruch: „Schweigen gibt Kraft!“

UWE BECK, PETER WENSIERSKI

Bischöfen jedes Jahr mit geschätzten 16 Millionen Mark unterstützt wird.

„Die Lockerung kirchlicher Bindungen ist kein ausreichender Erklärungsgrund für die Abwanderung von Abonnenten“, widerspricht eine Studie des Allensbach-Instituts der Rutz-These, die auch von anderen Chefredakteuren kirchlicher Blätter gern bemüht wird. Abbesteller kritisierten die „Themenauswahl, Kommentare, Fotos, Bilder, die ganze äußere Aufmachung“ und die Gestaltung der frommen Blätter.

Kein Wunder bei Spitzenprodukten der Publizistik wie der „Kirchenzeitung“ für das Erzbistum Köln (Auflage: 75 000), das seinen alternden Lesern neben Tips gegen Nierensteine („Steter Tropfen höhlt den Stein“) und frommen Traktaten („Der Heilige Geist stößt neue Tore auf“) vor allem das segensreiche Wirken des Kölner Kardinals und „Kirchenzeitung“-Herausgebers Joachim Meisner preist, dem „Sondergesandten des Papstes für die Einweihung der Pfarrkirche von Astana in Kasachstan“.

Vergebens schlugen die kirchlichen Laien im Medienausschuß des Kölner Diözesanrates vor, das Blatt doch bitte den Anforderungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts anzupassen. Der Chefredakteur, ein vom Kardinal eingesetzter Prälat, wurde ausfällig. Anschließend benötigte der Mann Gottes nicht nur himmlischen, sondern auch juristischen Beistand.

Der Kardinal läßt den Priester seines Vertrauens weiter in seinen Artikeln („Kruzifixus mit monumentaler Ausstrahlung“) die eigene Sprachlosigkeit bekennen: „Die Vokabeln fehlen, um den spektakulären Neuerwerb des Kölner Diözesanmuseums gebührend zu würdigen.“

Die Halbwertszeit jener Chefredakteure, die gelegentlich eine gemäßigt kirchenkritische Position ins Kirchenblatt heben, ist dagegen oft gering. Das mußte zuletzt Uwe Renz, Chefredakteur des „Katholischen Sonntagsblatts“ des Bistums Rottenburg-Stuttgart, erfahren, der Ende Juni binnen einer Stunde seinen Schreibtisch zu räumen hatte (siehe Kasten).

Angeichts der kläglichen Ergebnisse der kirchlichen Presseanstrengungen werden die Stimmen lauter, die nach einem Ende der Subventionen rufen. So greift Matthias Nückel, Chefredakteur der kirchenunabhängigen, aber katholischen „Neuen Bildpost“, das „Subventionsunwesen“ an, mit dem der Markt verstopft werde.

„Sonntagsblatt“-Chef Brummer verbreitet dennoch Zweckoptimismus. Irgendwann werde auch die Kirche begreifen, daß sie in einer Mediengesellschaft ihre Berührungängste zur Popkultur aufgeben müsse. So wie das „Mediengenie“ Martin Luther, der bereits 1530 gefordert habe: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselben auf das Maul sehen.“

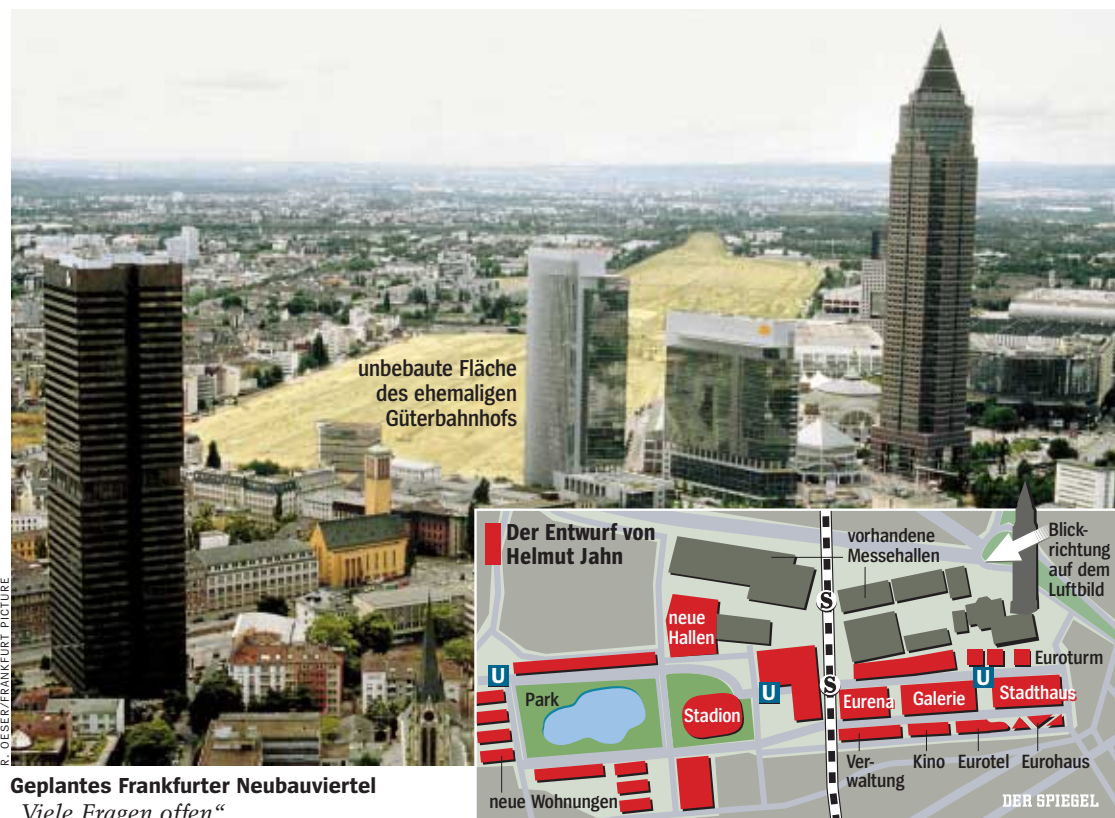
KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN



STÄDTEBAU

# Völlig überrollt

In der bauwütigen Finanzmetropole Frankfurt plant die Deutsche Bank ein ganzes Stadtviertel – Kosten: sechs Milliarden Mark.



Geplantes Frankfurter Neubauviertel  
„Viele Fragen offen“

Bescheiden sind die Frankfurter selten gewesen. Jetzt wollen sie klotzen wie noch nie.

Rund zwei Dutzend neuer Hochhäuser sollen nach der Jahrtausendwende in den Himmel über der Mainmetropole ragen, ein 365 Meter hoher „Millennium-Tower“ zielt auf den europäischen Höhenrekord. Weitere Großprojekte kommen dazu – vom 1,3 Milliarden Mark teuren Wohn- und Bürokomplex („Frankfurter Welle“), der an der Rückseite der Alten Oper aus dem Boden wächst, bis zu einem neuen Wohn- und Arbeitsquartier am Westhafen.

Allein mit den Plänen, die bereits den Segen des Magistrats haben, würde die hesische 650 000-Einwohner-Stadt zur Großbaustelle. Doch für die größte Bank der Welt, die in Frankfurt ihren Hauptsitz hat, ist das noch lange nicht genug.

Die Deutsche Bank, nach dem Kauf der US-Firma Bankers Trust die Nummer eins auf dem Globus, will die gewaltigste Baugrube Europas ausheben. Auf dem Areal des ehemaligen Hauptgüterbahnhofs soll ein gigantisches Wohn-, Arbeits-, Freizeit-

und Einkaufsviertel emporschießen. Mit einer Fläche von 90 Hektar und Kosten von sechs Milliarden Mark übertrumpft das Projekt des geschäftstüchtigen Kreditinstituts sogar die Daimler-City auf dem Potsdamer Platz in Berlin, die auf sechs Hektar vier Milliarden Mark verschlang.

Das riesige Grundstück, auf dem zur Zeit nur ein paar Gräser im Wind schaukeln, sorgt bei Immobilienkennern für leuchtende Augen – die Lage ist exzellent.

ner Kabarettbühne, einer Spielbank und mehreren Museen, beispielsweise für Autos oder Geld. Dazu kommen Wohn- und Bürotürme, eine Halle für Konzerte und Sportwettkämpfe („Eurena“), die 20 000 Besucher fassen soll, sowie ein Stadion für 50 000 Zuschauer.

Ein großer Wurf, so scheint es. Doch die Präsentation ist den Deutsch-Bankern gründlich mißlungen. Sie hatten offenbar vergessen, die Stadt rechtzeitig einzuweisen. Frankfurts Oberbürgermeisterin Petra Roth (CDU), die Ende Juni bei einem Treffen mit Bankchef Rolf Breuer völlig unvorbereitet vor das Jahn-Modell geführt wurde, ließ säuerlich verlauten: „Das Projekt ist sehr interessant, läßt aber viele Fragen offen.“ Deutlicher mokiert sich Martin Wentz (SPD), Dezernent für Stadtplanung: „Wir sind völlig überrollt worden.“

Nicht nur der Stil des Geldhauses ist fragwürdig. Die geplante Retortenstadt wirft eine ganze Reihe konkreter Probleme auf. So könnte die Messe, ein entscheidender Wirtschaftsfaktor für Frankfurt, kaum noch wachsen. Daß aber neue Hallen nötig sind, um Kunden wie die Internationale Automobilausstellung oder die Buchmesse in der Stadt zu halten, gilt als unstrittig. Der

Jahn-Entwurf verringert die Erweiterungsflächen um mehr als die Hälfte.

Große Sorgen bereitet den städtischen Planern auch das Nebeneinander von Messe, Sportarenen und Einkaufszentrum. Der Architekturprofessor Jochem Jourdan, der kürzlich im Auftrag der Stadt einen sogenannten Hochhausrahmenplan aufgestellt hat, sieht „eine wahnsinnige Verkehrsbelastung“ anrollen, wenn etwa an einem Messtag die Frankfurter Eintracht in dem neuen Stadion spielt.

Ganz besonders düpiert sieht sich eine Investorengruppe, die auf einem Teil des Geländes ein ebenfalls vielbeachtetes Bauwerk hochziehen möchte – ein Urban Entertainment Center mit Kaufhäusern und einem Musicaltheater (SPIEGEL 13/1999). Unterschriftsreife Verträge liegen vor, im Herbst sollte Baubeginn sein.

Ronald Hetzke, Manager des deutschkanadischen Investors Trizec-Hahn, hofft nun auf einen Kompromiß für sein Entertainment Center: „Ich bin aufgeschlossen für eine Zusammenarbeit mit der Deutschen Bank.“

DIETMAR PIEPER



# David und Goliath

Kurz vor der Kommunalwahl kippten Verfassungsrichter die Fünfprozenthürde in Nordrhein-Westfalen – eine Chance für mehr Demokratie?

Eigentlich möchte Norbert Hess lieber meditieren, denn das gehört zum Programm der Naturgesetz Partei, die mit Yogischen Fliegern die Welt retten will. Doch seit vergangener Woche plagen den Mann handfestere Nöte: Bis zum 6. August will er mehr als 100 Kandidaten für die Kommunalwahl in Nordrhein-Westfalen auftreiben.

Den Reisekaufmann Michael Krebs beschäftigen ähnlich diffizile Sorgen: Kann er sich als Vorsitzender der Königswinterer „Bürgerinitiative gegen den Fluglärm“ für die Wahl am 12. September selbst als Kandidat aufstellen, oder braucht er einen Vorstandsbeschluss? Den wird er bis zum Ablauf der Meldefrist nicht hinbekommen, denn seine Mitstreiter sind in Urlaub.

Mit seinem Urteilsspruch vom Dienstag vergangener Woche gegen die Fünfprozentklausel bei Kommunalwahlen hat der Verfassungsgerichtshof von NRW die Parteien mitten im Sommerloch aufgestört. Grüppchen und Bürgerinitiativen, die bisher keine Chance hatten, wollen jetzt antreten. Gewählt werden die Räte von 396 Städten und Gemeinden sowie 31 Kreistagen. Die SPD fürchtet nach ihrem desaströsen Abschneiden bei der Europawahl in NRW (minus 9,6 Prozent im Vergleich zur Bundestagswahl) nun den Verlust roter Bastionen in den Kommunen. Deswegen hatten sich die Sozialdemokraten bis zuletzt gegen den Wegfall der Fünfprozenthürde gesperrt. Geklagt hatten die PDS und die Öko-Splitterpartei ÖDP, die ihr „Recht auf Chancengleichheit“ verletzt sehen.

„Für uns große Parteien wird es enger“, fürchtet die Kölner Bürgermeisterin Renate Canisius (SPD). Auch NRW-Oppositionsführer Laurenz Meyer (CDU) erwartet Einbußen: „Bürgerinitiativen und Wählergemeinschaften bilden sich im konservativen Potential.“ Die FDP, die bei den letzten Kommunalwahlen vier Fünftel ihrer Mandate einbüßte und landesweit auf 3,8 Prozent schrumpfte, hofft dagegen auf erfolgreiche Wiederbelebung. In dieser Woche muß der Düsseldorfer Landtag 221 Abge-



„Rosa Liste“-Abgeordneter Niederbühl  
Partner der SPD

ordnete aus dem Urlaub holen, um das Wahlgesetz zu ändern. Ministerpräsident Wolfgang Clement (SPD) kommt aus dem US-Staat Minnesota zurück, wo er die Geburt seines Enkels Jannick gefeiert hat. Kosten des parlamentarischen Spektakels: mehrere hunderttausend Mark.

Was den Bürgern in NRW ins Haus steht, ist anderswo in der Republik längst Praxis – mit unterschiedlichen Resultaten. Bei den Kommunalwahlen in Niedersachsen gibt es keine Fünfprozenthürde, Sachsen-Anhalt hat dieses System vom Partner-Bundesland übernommen: Jeder Wähler hat drei Stimmen, kann für drei verschiedene Parteien oder Wählergruppen votieren, anteilig bekommen dann die Fraktionen ihre Mandate im Stadt- oder Gemeinderat. „Die befürchtete Zersplitterung in den Kommunalparlamenten“, sagt Landeswahlleiter Karl-Ludwig Strelen, „hat es nie gegeben.“ Splitterparteien spielen in Niedersachsen kaum eine Rolle.

Ganz anders in Baden-Württemberg und Bayern. Im Freistaat stellen die Freien Wähler und „sonstige“ Parteien insgesamt die stärkste Fraktion in den Kommunen. Sie kamen bei den Wahlen am 10. März 1996 auf insgesamt 41,8 Prozent der Sitze in Städten und Gemeinden. Die CSU erhielt lediglich 32,8 Prozent, die SPD 21,8, die Grünen blieben bei 3,7 hängen. Würzburg und Dachau werden von Oberbürgermeistern geleitet, die auf Listen von freien Wählergemeinschaften kandidiert haben.

\* Bei der Urteilsverkündung am 6. Juli.



## Hürden für den Einzug in Kommunalparlamente

### keine Beschränkung

Baden-Württemberg  
Bayern  
Berlin  
Brandenburg  
Niedersachsen  
Nordrhein-Westfalen\*  
Sachsen  
Sachsen-Anhalt

### 3%-Klausel

Rheinland-Pfalz

### 5%-Klausel

Bremen  
Hamburg  
Hessen  
Mecklenburg-Vorpommern  
Saarland  
Schleswig-Holstein  
Thüringen

\*Gesetzesentwurf wird vorbereitet

## NRW-Verfassungsrichter\* Recht auf Gleichheit

Im Münchner Stadtrat regiert Oberbürgermeister Christian Ude (SPD) mit den Grünen und dem Abgeordneten Thomas Niederbühl von der „Rosa Liste“ der Schwulen und Lesben. Fallweise wird er auch von der ÖDP und der Einmann-Gruppierung „David gegen Goliath“ unterstützt, die gegen Atomkraft kämpft.

In Baden-Württemberg werden in „erster Linie Persönlichkeiten gewählt und weniger die Parteien“, erklärt Norbert Bruggen vom Landes-Städtetag. Des-

halb sei eine Sperrklausel „nie diskutiert worden“. 43 Mandate hat die ÖDP im Ländle, mit Fünfprozentklausel wären es 15 weniger.

Nicht ganz uneigennützig strebt die neue CDU/FDP-Landesregierung in Hessen eine Änderung des Kommunalwahlgesetzes an. In dem Land, wo die FDP mit gerade mal 5,1 Prozent den Sprung in den Landtag schaffte, soll künftig eine Dreiprozentklausel gelten – damit der liberale Koalitionspartner auch bei weiterer Schwindsucht politisch präsent bleibt.

Kritiker der Aufweichung des parlamentarischen Numerus clausus verweisen gern auf die Verhältnisse im Reichstag der Weimarer Republik: Dort habe das Fehlen einer Sperrklausel zur Destabilisierung des Landes und letztlich zum Untergang der Demokratie beigetragen.

Doch Fachleute sehen im Verzicht auf die Fünfprozentbarriere an der Basis mehr Vor- als Nachteile für den politischen Wettbewerb. Dadurch könnten leichter neue Parteien entstehen, die den Etablierten Druck machen, glaubt der Staatsrechtler Hans Herbert von Arnim. Heraus komme „mehr Demokratie für den Bürger“.

Die Stabilität der Republik bleibt ungefährdet: An die Aufhebung der Zulassungsbeschränkung für Bundestag und Landtage denkt niemand ernsthaft.

BARBARA SCHMID

MINISTER

# Der Rüpel vom Dienst

Noch ist der grüne Umweltminister Jürgen Trittin in der Regierung unentbehrlich – als Feindbild und Sündenbock. Sein Gegenpart Joschka Fischer nimmt nun die Gespräche mit der Atomindustrie über den Ausstieg selbst in die Hand.



bungsmassage. Schröder holte seinen unberechenbarsten Mann an den Tisch zum Plausch. Der Kanzler schmauchte und trug sein Regieren-macht-Spaß-Gesicht.

Seht her, so sollten die Mitreisenden merken, der Jürgen gehört doch noch dazu – vor allem allerdings aus strategischen Gründen. Die Grünen haben derzeit keine überzeugende Alternative zu bieten, zudem wäre der Vorrat an Sündenböcken erschöpft, wenn Trittin nun wie Oskar Lafontaine und Bodo Hombach den Dienstwagen abgeben müßte.

Im Oktober allerdings, falls die SPD nach Sachsen, Thüringen und dem Saarland auch die Wahl in der deutschen Hauptstadt krachend verlieren sollte, herrscht womöglich Bedarf an einem, der schuld ist. Auch wenn der Kanzler einen Grund bräuchte, die rot-grüne Koalition aufzukündigen, stünde der Rüpel vom Dienst als Universalvorwand bereit.

Trittin weiß, daß er in den letzten neun Monaten überzogen hat. Mit seiner Rammbock-Politik hat er den Widerstandsgeist der Atombosse noch einmal richtig entfacht; das dümmert auch der grünen Basis langsam. Ohne Trittin, sagen selbst Sympathisanten, wäre der Ausstieg womöglich bereits vereinbart.

Trittin ist eines der großen Rätsel der rot-grünen Regierung. Kaum ein Minister startete vor neun Monaten mit so guten Voraussetzungen, keiner legte einen derart fulminanten Absturz hin.

Der Kaufmannsohn genoß eigentlich einen guten Ruf aus den Jahren als Bundes- und Europaminister im rot-grünen Hannover. Bei dem Ministerpräsidenten Schröder erarbeitete er sich damals das Prädikat: „Das ist ein Guter.“

Trittin hatte sein Ministerium gut organisiert und arbeitete sich fix in komplexe Themen ein. Sein Drang zur Korrektheit allerdings hat sich inzwischen ins Pedantisch-Etatistische gesteigert. In jedem Gesetzestext findet er noch ein Folterwerkzeug für die Atom-Industrie, etwa für die Blockade der für die Stromkonzerne notwendigen Castor-Transporte.

Formal alles richtig, atmosphärisch jedoch ein schwerer Fehler. Und das krasse Gegenteil dessen, was Schröder vorgibt: Krawall statt Konsens.

In Schröders Sinne hätten Trittin und Wirtschaftsminister Müller, der einstige

**Grünen-Minister Trittin:** Krawall statt Konsens

Der kälteste Punkt deutscher Politik lag vergangene Woche in knapp 13 Kilometer Höhe über dem Meeresspiegel. In der ersten Reihe des Luftwaffen-Airbus A 310 döste der Bundeskanzler, der Minister drei Reihen dahinter schien für Gerhard Schröder gar nicht mehr zu existieren.

Da hockte einsam ein schnauzbärtiger Mann und blätterte in einem Stoß Papiere. Keiner mochte mit ihm reden, nicht Innenminister Otto Schily, nicht Verteidigungsminister Rudolf Scharping, erst recht nicht Wirtschaftsminister Werner Müller. Mal ein verstohlener Blick, halb mitleidig, halb abschätzig, das war alles, was Jürgen Trittin auf dem Weg zum Staatsbesuch in die Ukraine zuteil wurde.

Das Dasein als Außenseiter im politischen Betrieb ist Trittin gewohnt. In diesen

Tagen ist aus dem jahrelangen Spiel allerdings Ernst geworden. Eine falsche Bewegung noch, und Schröder jagt den grünen Minister davon. Das wäre für Trittin womöglich sogar eine Erleichterung. Denn der lange Bremer ist seit Wochen einer permanenten öffentlichen Demütigung ausgesetzt wie einst der glücklose Bundestrainer Berti Vogts.

In deutschen Kneipen und Wohnzimmern ist Trittin das Symbol für das rot-grüne Böse an sich, für die in Bonn und Berlin, die ohnehin nur Mist machen. Was Franz Josef Strauß einst für die Linke war, ist der Umweltminister mitunter sogar für halb Europa – das Feindbild schlechthin.

Spätabends am vergangenen Donnerstag in Kiew gewährte der Kanzler dem einsamen Minister eine kleine Wiederbele-

F. DÄRCHINGER



Veba-Manager, gleich nach dem Machtwechsel eine gemeinsame Strategie für die Verhandlungen mit der Atomindustrie ausklügeln müssen. Statt dessen verzehrten sich die beiden im Kleinkrieg. Sieger natürlich, obwohl zuweilen nicht weniger provokant: Müller.

In Kiew taten die Streithähne wenigstens so, als seien sie sich einig. Denn der Besuch bei Präsident Leonid Kutschma war von politischer Brisanz. Scheitert der Staatschef bei den Wahlen Ende Oktober, droht die Gefahr, daß die Ukraine sich stärker an Moskau orientiert.

Ein Ausstieg der Deutschen aus den Kreditzusagen für die beiden Atomkraftwerke K2 und R4 würde das Risiko noch befördern. Die Russen sprängen bei der Fertigstellung der Meiler ein, und die für das Jahr 2000 angekündigte Abschaltung des letzten Reaktors von Tschernobyl – das Gegengeschäft für die Kredite – wäre womöglich auch dahin.

Hier ging es nicht um falsch und richtig, wie es Trittin gern gehabt hätte, sondern um das Abwägen zweier Übel. Als „gut“ bezeichnete Trittin nachher tapfer das Klima bei den gemeinsam mit Müller geführten Verhandlungen.

Trittin gilt mittlerweile als „einfach nicht konsensfähig“, wie einer seiner Parteifreunde sagt. Wie Lafontaine und Hombach begeisterter Polarisierer, definiert sich der einstige Hochschulkommunist stets aus einer Anti-Haltung. Er ist gegen die Staatsmacht, die Industrie. Trittin ist Django. Anders als der einsame Cowboy ist er allerdings ein miserabler Zocker. Beim Poker um den Atomausstieg „überreizt er noch mit dem letzten Mistblatt“, sagt eine hohe Genossin.

Ob Trittin auf einem grünen Atom-Sonderpartei tatsächlich noch bestehen



**Staatsgast Trittin am vorigen Freitag in Kiew\*:** *Guter Start, fulminanter Absturz*

könnte, falls die von Müller ausgegebene 35-Jahres-Frist für die deutschen Atomkraftwerke von der Regierung gegen den Willen des kleinen Koalitionspartners sanktioniert wird, ist eher unwahrscheinlich. Die Idee, mit der vermuteten Mehrheit der Partei im Rücken Politik gegen die Linie der Regierung machen zu können, war schon bei Lafontaine grandios gescheitert.

Macht hat, wer die Umfragen anführt – und das ist Fischer. Beide verbindet eine lange, innige Männerfeindschaft. Während der eine in Hannover Minister war, diente der andere in Frankfurt am Main. Trittin robbte sich wie Lafontaine mit Hilfe der Partei von links nach Bonn, Fischer eher gegen die Partei aus der Mitte heraus – wie Schröder.

Noch bei den Koalitionsverhandlungen im Oktober letzten Jahres waren die vier auf Augenhöhe, scheinbar gleichstarke

Partner, die alle strittigen Fragen unter sich ausmachten. Da hätte Trittin seine Fischer-Phobie noch abstellen und mit dem Ober-Grünen gemeinsame Sache machen können.

Es scheint die Lebensaufgabe von Trittin zu sein, einen Gegenentwurf zu Fischer zu versuchen. Wo aber der Außenminister Mitarbeiter verabschiedet, die ihm nicht mehr nützen, hält der Umweltminister treu an seinen fest. Wo Fischer das Gesicht in weltschmerzschwere Falten legt, grinst Trittin sein Grinsen, das Hohn und Unsicherheit, Hochmut und Freude am Chaos signalisiert. Fischer wirkt authentisch, Trittin künstlich. Der eine produziert historische TV-Bilder, der andere klemmt Reporter-Mikrofone in der Autotür ein.

Politisch so gut wie erledigt, dient Trittin Kanzler und Vize-Kanzler derzeit nur als Sandsack. Deshalb hat der Umweltminister noch einmal knapp drei Monate auf Bewährung für die Abwicklung der deutschen Atomkraft bekommen. In einer von ihm geleiteten Arbeitsgruppe sollen Experten verschiedener Ministerien ermitteln, wie der rechtssichere und entschädigungsfreie Atom-Ausstieg zu bewerkstelligen ist.

Obschon leidensfähiger als ein realpolitischer Scherpa, mußte Trittin von der fernen Ukraine aus vergangenen Freitag den Gipfel der Demütigung ertragen. Da traf sich Fischer, der bislang als einziger Umweltminister eine Atom-Anlage in Deutschland dichtgemacht hat, mit den vier wichtigsten Bossen der Stromwirtschaft. Die Botschaft ist klar. Der Ausstieg ist möglich – aber ohne Trittin.

Derweil überlegen der Umweltminister und seine Mitarbeiter, wie er sich künftig neu erfinden könnte. Eine Positiv-Strategie für Jürgen Trittin? Dann, sagt ein Minister-Kollege, „muß er aber wirklich verzweifelt sein“.

Hajo Schumacher



**Demonstrant Trittin\*:** *Folterwerkzeuge für die Atomindustrie*

\* Oben: mit Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye (l.); unten: am 4. März 1997 bei einer Anti-Atom-Demonstration in der Nähe von Gorleben.







Stihl, Schröder, Schulte

M. DARCHINGER

TARIFPARTEIEN

## Das Bündnis lebt

Die Tarifparteien beginnen damit, die Ergebnisse des Bündnisses für Arbeit umzusetzen. An diesem Dienstag will die IG Metall den Arbeitgeberverband Gesamtmetall zu vorzeitigen Verhandlungen auffordern. Erstes Thema sind die Überstunden – die Gewerkschaft möchte den Manteltarifvertrag, der eigentlich noch bis zum Jahr 2001 läuft, entsprechend ändern. Die IG Metall will möglichst für jede Überstunde einen zwingenden Freizeitausgleich erreichen; bisher werden die ersten 16 Überstunden im Monat ausgezahlt. Außerdem for-

dert sie die sogenannte „Rente mit 60“, die einen vorzeitigen Ruhestand ohne Rentenabschläge ermöglichen soll. Grundlage für den Vorstoß ist eine gemeinsame Erklärung von Arbeitgebern und Gewerkschaften zur künftigen Tarifpolitik, die DGB-Chef Dieter Schulte und DIHT-Präsident Hans-Peter Stihl zusammen mit Bundeskanzler Gerhard Schröder in der vergangenen Woche im Rahmen der Bündnisgespräche vorstellten. „Wir würden uns einem solchen Gesprächswunsch nicht verschließen“, sagt Gesamtmetallchef Werner Stumpfe. Klar ist ebenfalls, daß die Arbeitgeber ihrerseits Themen aus der Bündnis-Erklärung in den Gesprächen mit der IG Metall behandeln wollen: etwa die Einführung ertragsabhängiger Lohnbestandteile und die Reform des Flächentarifvertrages, die zu stärkeren betrieblichen Regelungskompetenzen führen sollen.

TELEKOMMUNIKATION

## Daimler gibt auf

Mit dem Verkauf der Telefonfirma Debitel für 3,2 Milliarden Mark an die schweizerische Swiscom haben DaimlerChrysler und der Handelskonzern Metro die Notbremse gezogen. Das Gemeinschaftsunternehmen, das mit großem Erfolg im lukrativen Handy-Geschäft startete, konnte in dem hart umkämpften neuen Telefonmarkt kaum Fuß fassen. Erst Anfang des Jahres mischte sich Debitel-Chef Joachim Dreyer mit einem Call-by-call-Angebot in den Preiskampf ein.



Dreyer

Doch die hohen Erwartungen erfüllten sich nicht. Statt der erhofften 15 Millionen Telefonminuten pro Tag konnten die Stuttgarter im Call-by-call-Geschäft meist nicht einmal eine Million Minuten verkaufen. Trotz der Schlappe gab es genug Kaufofferten

für die Firma. Die Interessenten, unter anderem die US-Firma MCI, France Télécom und Telfax, reizte vor allem das Handy-Geschäft mit den fast vier Millionen Debitel-Kunden in Europa.

TOURISTIK

## Boom für Billigangebote

Schnäppchenjäger, die im Urlaub bevorzugt günstige Last-Minute-Trips buchen, können demnächst mit einem noch größeren Angebot an Billigreisen rechnen. Das ist das Ergebnis eines Rechtsstreits, den sich die Marktführer TUI und Neckermann schon seit Monaten liefern und in dem jetzt eine wichtige Entscheidung gefallen ist. Die TUI-Tochter L'Tur hatte vor zwei Jahren mit Hilfe des Oberlandesgerichts in Düsseldorf der Neckermann-Last-Minute-Tochter Bucher untersagt, übriggebliebene Flüge und Hotelbetten bis zu sechs Wochen vor dem geplanten Abflug zu vermarkten. Liegen zwischen Buchung und Abreise mehr als zwei Wochen, so hatten die Richter damals entschieden, dürfe der werbewirksame Zusatz „Last Minute“ nicht verwendet werden. Das gilt nun nicht mehr. In der Revisionsverhandlung gegen das OLG-



N. WATHOFF / ARGUS

Last-Minute-Schalter (in Hamburg)

Urteil entschied der Bundesgerichtshof jetzt, daß auch längere Vorlaufzeiten zulässig sind. Bei dem vielfältigen Angebot der Großveranstalter, argumentierten die Richter, sei die Frist von 14 Tagen für die Kunden weniger wichtig als ein günstiger Preis. Branchenkenner erwarten nun, daß vom kommenden Jahr an auch anspruchsvolle Pauschalarrangements wie Kreuzfahrten oder Studienreisen bis zu fünf Wochen vor Reisebeginn als Last-Minute-Schnäppchen angeboten werden.

## HAUSEIGENTÜMER

## Krach bei den Vermietern

Den organisierten Vermietern steht ein handfester Krach ins Haus – wegen Finanzschlamperei im Verbandsmanagement. Der rheinische Landesverband der Deutschen Haus-, Wohnungs- und Grundeigentümer, mit rund 80 000 Mitgliedern der größte Beitragszahler im Zentralverband, hat zum Ende nächsten Jahres seinen Austritt aus der Dachorganisation beschlossen. Den Rheinländern werden vermutlich noch andere Landesverbände folgen. Auslöser des jüngsten Streits ist der geplante Neubau des Zentralverbands in der Berliner Mohrenstraße. Obwohl die Spitzenorganisation der privaten Vermieter chronisch knapp bei Kasse ist, hält deren Präsident, der frühere CDU-Staatssekretär Friedrich-Adolf Jahn, starr an seinem Vorhaben fest, die insgesamt 21,9 Millionen Mark teure Verbandszentrale hochzuziehen – für Fachleute ein Musterbeispiel grotes-



Jahn

ker Fehlplanung. Beispiel: Im sechsten und siebten Stock des Gebäudes sind Zweizimmerwohnungen vorgesehen, jede ist mit über 2,3 Millionen Mark so teuer wie eine Villa in bester Lage. Selbst bei einer Spitzenmiete von gut 4000 Mark für die 134-Quadratmeter-Wohnungen, so Experten, bringt jede Wohnung einen monatlichen Verlust von mehr als 7600 Mark. Die Baukosten seien „maßlos überhöht“, kritisiert Johann Eekhoff, ehemaliger Bonner Staatssekretär und Anführer der rheinischen Vermieter, er habe „das Vertrauen in die Solidität der Haushaltsführung des Zentralverbands verloren“.



Morisette

DPA

## INTERNET

## Rückschlag für Musikindustrie

Im Kampf gegen die Musik im Internet muß die Schallplattenindustrie einen Rückschlag verkraften. Mit einer Klage wollte der US-Branchenverband RIAA den Run auf die digitalen Walkman-Geräte, die Musik aus dem Internet im sogenannten MP3-Format speichern und wiedergeben, stoppen. Doch ein US-Gericht wies die Klage nun endgültig zurück. Jetzt wollen immer mehr Firmen, darunter auch Konzerne wie Lucent Technologies, Texas Instruments und RCA, Geräte für das MP3-Format zum Preis von rund 200 Dollar auf den Markt bringen. Die Schallplattenfirmen sehen in MP3 eine große Bedrohung, da im Cyberspace bereits Tausende von Songs, davon viele als Raubkopien, ko-

stenlos erhältlich sind. Sie arbeiten deshalb an eigenen Verfahren für den digitalen Musikvertrieb, mit dem Raubkopien verhindert werden sollen. Doch die dafür propagierte Technik steht frühestens zum Weihnachtsgeschäft 1999 zur Verfügung, und die Geräteindustrie will die dazu passenden Digitalplayer zunächst einmal so gestalten, daß sie auch weiterhin die umstrittenen Songs abspielen. Unterdessen schlagen sich immer mehr renommierte Künstler auf die Seite der MP3-Befürworter. So ließ Popstar Alanis Morisette eine ganze Tour vom Internet-Anbieter MP3.com sponsern und kündigte an, Anteile der US-Firma zu erwerben, wenn sie demnächst an die Börse geht.

## VERWALTUNG

## Schwerfällige Beamte

Bundeswirtschaftsminister Werner Müller will sein Ministerium radikal reformieren. Das geht aus dem unveröffentlichten Wirtschaftsbericht hervor, einer Aufgaben- und Kompetenzbeschreibung, die das Müller-Resort Mitte Juli vorlegen will. Der Bericht kündigt an, in einigen Bereichen des Ministeriums eine komplette Hierarchieebene zu streichen. Opfer von Müllers Umgestaltungswillen sollen die Unterabteilungsleiter (Grundgehalt: rund 12 600 Mark) werden. Fördern will der parteilose Wirtschaftsminister hingegen Frauen. Ihr Anteil an den Führungskräften im Wirtschaftsministerium soll in den nächsten Jahren von derzeit sechs auf rund zehn Prozent steigen. Als Nachteile der klassischen Strukturen im Ministerium führt der Bericht Abteilungsegoismus, vielstufige Hierarchien und geringe Eigenverantwortung des einzelnen an. Dadurch ergebe sich ein schwerfälliger, ineffizienter und unkreativer Verwaltungsablauf.



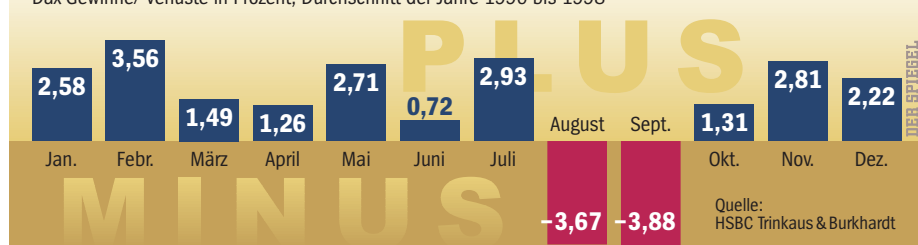
Wirtschaftsministerium in Berlin

P. LANGROCK / ZENIT



## Gute und schlechte Börsenmonate

Dax-Gewinne/-Verluste in Prozent, Durchschnitt der Jahre 1990 bis 1998



## BÖRSEN

## Ampeln auf Gelb

Die Sommer-Rallye hat begonnen, glaubt Ralph Acampora vom US-Brokerhaus Prudential Securities, und sie kann „berauschend“ werden. Bis in den September hinein könnte die Hausse andauern, weissagt der Börsenguru, er hält es für möglich, daß der Dow Jones Index auf 12 500 Punkte klettert. Auch die meisten deutschen Analysten sind zunächst noch optimistisch. Der Dax könnte bis zum Herbst rasch noch einige hundert Punkte nach oben springen, meint etwa Klaus Schlote von der Dresdner Bank. Gleichwohl sieht der Analyst auch etliche Gefahren. Die Ampeln seien längst auf Gelb gesprungen, so Schlote: „Das größte Risiko ist die Wall Street – es riecht nach Crash.“ Auch Thomas Teetz von HSBC Trinkaus befürchtet, daß ein Kurssturz in den USA bis in die deutschen Börsensäle schwappet. Die Monate August und September waren in den vergangenen Jahren zumeist sehr schwach, weiß Teetz, der Dax könnte bis auf 5200 Punkte rutschen. In einer Studie vergleicht die Investmentbank HSBC das amerikanische Wirtschaftswunder mit der Lage in Japan vor dem Crash 1990. Die Ähnlichkeiten überraschen: Die hohe Liquidität und die geringe Sparquote, so das Fazit, eine starke Währung und eine schwache Leistungsbilanz seien typische Vorboten eines Börsenkrachs.

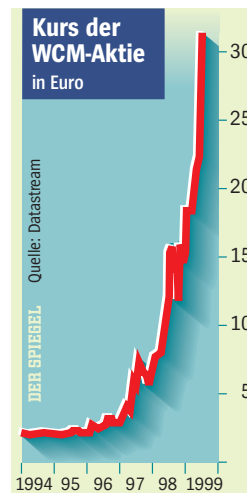


Acampora

## AKTIEN

## Highflyer WCM

Nur ganz wenige Aktien außerhalb des Neuen Marktes sind im Wert so stark gestiegen wie die Papiere von WCM. Independent Research bescheinigt dem Unternehmen „eine ungewöhnliche, aber auch ungewöhnlich erfolgreiche Geschäftsstrategie“. Die WCM Beteiligungs- und Grundbesitz-AG verdient Geld mit zwei höchst unterschiedlichen Bereichen: mit grundsolidem Immobilienbesitz und mit Aktienspekulationen. Derzeit gehören der WCM rund 24 000 Wohnungen, vermutlich werden bald 31 000 Eisenbahnerwohnungen aus dem Bundesbesitz hinzukommen. Das Unternehmen hat kürzlich 25,3 Prozent der RSE Grundbesitz und Beteiligungs AG (42 000 Wohnungen) übernommen und will zum Jahresende mit der RSE fusionieren; der RSE-Kurs hat sich seit Jahresanfang verdreifacht. Neben dem Wohnungsgeschäft beteiligt sich die WCM an unterbewerteten Unternehmen, die sie nach einiger Zeit meist mit ordentlichem Gewinn verkauft.



## INVESTMENTFONDS

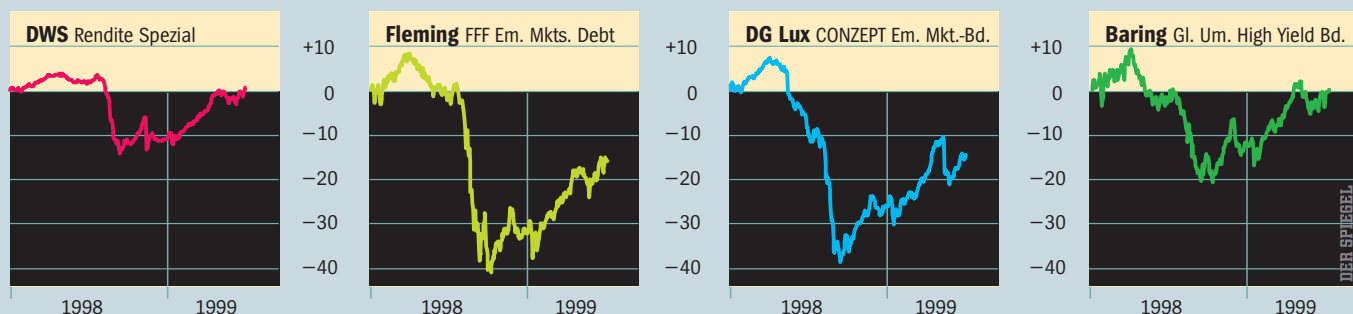
## Renaissance der Junk-Bonds

Früher waren sie als Junk-Bonds (Ramsch-Anleihen) verschrien, jetzt erleben die Risikopapiere als High-Yield-Bonds (Hochzinsanleihen) eine überraschende Renaissance. Investmentfonds, die sich auf Anleihen aus hochverschuldeten Entwicklungsländern oder von Unternehmen mit schlechter Bonität spezialisiert haben, konnten seit Anfang des Jahres mit Renditen bis zu 25 Prozent glänzen. Vorausgegangen war allerdings im Herbst ein tiefer Sturz der Kurse, als während der

Rußland-Krise die internationalen Anleger keine Risiken mehr eingehen mochten. Angesichts niedriger Zinsen für europäische Staatsanleihen sind die Anleger nun wieder mutiger geworden. Die Union Investment, drittgrößte deutsche Fondsgesellschaft, hat jetzt den Fonds UniRenta HighYield aufgelegt, der zu über 60 Prozent in Entwicklungsländern anlegen will. Doch die Risiken bleiben groß. Auf dem US-Markt für Hochzinsanleihen ist die Zahl der notleidenden Papiere bereits kräftig gestiegen. Etliche Unternehmen können ihre Schulden nicht mehr bedienen. Peter Ludewig von der Berliner Fonds-Vermögensverwaltung F & V bezweifelt, daß die Renditesteigerungen der vergangenen Monate wiederholbar sind.

Wertentwicklung von High Yield Fonds seit Anfang 1998 in Prozent, auf Euro-Basis

Quelle: Datastream







VW-Chef Piëch, Bentley-Studie: Wachsende Zweifel an den Plänen für die Luxusklasse

W. SCHMIDT / NOVUM

AUTOINDUSTRIE

# Wolfsburger Wirren

Kippt die Autokonjunktur? Sicher ist: Die hohen Wachstumsraten der Vergangenheit sind erst mal vorbei. Das trifft besonders den VW-Konzern, der sich die Zukunft schöngerechnet hatte. Doch die neue Modellvielfalt bringt nicht die erhofften Erfolge.

Christian Breitsprecher beobachtet seit mehreren Jahren die deutsche Autoindustrie, nicht als Hobby, sondern höchst professionell als Analyst der Deutschen Bank. Auf seinem Spezialgebiet sollte ihm eigentlich niemand viel vormachen können. Vergangene Woche aber gestand Breitsprecher: „Ich bin verwirrt.“

Mehreren hunderttausend Aktionären und Mitarbeitern des VW-Konzerns ging es offenbar nicht anders. Das Wolfsburger Unternehmen sorgte mit höchst widersprüchlichen Signalen für Unruhe an der Börse und in den Fabriken.

In Göteborg wurden positive Meldungen über den Konzern verbreitet. VW-Chef Ferdinand Piëch präsentierte das erste Drei-Liter-Auto der Branche, eine Sonderversion des Lupo, als „Meilenstein in der Automobilgeschichte“ und gab Rekordzahlen für das erste Halbjahr bekannt. Der Konzern (Marken VW, Audi, Škoda, Seat) hat weltweit 8,5 Prozent mehr Autos ver-

kauft als zur gleichen Zeit im Vorjahr. Und das war schon ein Rekordjahr.

In Deutschland aber machten Krisenmeldungen die Runde. „Volkswagen kürzt die deutsche Produktion um 20 Prozent“, titelte die „Financial Times“. Und in den deutschen Werken (Wolfsburg, Emden, Hannover, Kassel, Braunschweig, Salzgitter, Mosel) fragten irritierte Beschäftigte ihre Betriebsräte, was denn los sei bei VW.

Für die Volkswagen-Beschäftigten, die in den vergangenen Jahren Überstunden und Sonderschichten fuhren, gilt jetzt wieder die Vier-Tage-Woche mit 28,8 Stunden, die im Krisenjahr 1993 eingeführt worden war, um die Entlassung von 30 000 Arbeitern zu verhindern. In Wolfsburg (Golf-, Bora- und Lupo-Produktion) und in Emden (Passat-Montage) stehen bis zum Jahresende freitags die Bänder still.

Die Nachrichten aus Wolfsburg sorgten in der gesamten Branche für Aufsehen. Kippt die Automobilkonjunktur, die den

deutschen Herstellern in den vergangenen Jahren Produktionsrekorde bescherte? Oder hat nur der VW-Konzern Probleme im Stammgeschäft, die er bislang hinter dem PR-Rummel um die gekauften Edelmarken Bentley, Bugatti und Lamborghini versteckte?

Bereits im vergangenen Jahr hatte der damalige BMW-Chef Bernd Pischetsrieder vor einem Ende der glänzend laufenden Autokonjunktur gewarnt. Die Konkurrenten hatten sich darüber eher mokiert. Auch sie wußten, daß die Krisen in Asien und Lateinamerika für sinkende Verkaufszahlen sorgen werden, daß wichtige Märkte wie Italien schwächeln werden, weil dort eine Verschrottungsprämie für Altfahrzeuge ausläuft. Doch öffentlich sprechen wollten sie darüber nicht.

Von einer Krise kann auch jetzt noch keine Rede sein. In Westeuropa wird der Absatz nach Schätzung des Prognoseinstituts Marketing Systems noch leicht zule-



gen. Und beim Export in die USA erreichen die deutschen Hersteller neue Rekordmarken, die den Verkaufsrückgang in Asien und Lateinamerika fast ausgleichen. Verabschieden allerdings müssen sich die Hersteller von den hohen Wachstumsraten der vergangenen Jahre.

Die verwirrenden Meldungen aus Wolfsburg aber haben mit dieser Entwicklung wenig zu tun. Sie sind das Ergebnis einer Fehleinschätzung durch den VW-Vorstand, der im Herbst vergangenen Jahres die „Planungsrunde 47“ verabschiedete, den internen Fünfjahresplan für die Jahre 1999 bis 2003.

Die Eckpunkte gab der VW-Vorsitzende Piëch vor, der die Produktion des Konzerns von 4,8 Millionen Fahrzeugen im vergangenen Jahr auf sechs Millionen im Jahr 2003 steigern will. Immer neue Modellvarianten auf wenigen Plattformen sollen dem Konzern eine Sonderkonjunktur beschern und ihn weitgehend unanfällig für das Auf und Ab in einzelnen Märkten machen.

Vertriebsvorstand Robert Büchelhofer glaubte offenbar, seinen Chef in Sachen Optimismus noch überbieten zu müssen. Schon für 1999 plante er glänzende Wachstumsraten für die Marke Volkswagen ein. Die Produktion sollte in Westeuropa von 1,94 Millionen Fahrzeugen auf 2,33 Millionen erhöht werden, ein Plus von 20 Prozent.

Doch die neuen Modelle, die das Wachstum bringen sollten, enttäuschen. Der Beetle ist vielen Kunden zu teuer, der Bora trifft offenbar nicht den Geschmack des

deutschen Publikums, und der Lupo zeigt die Grenzen der Plattformstrategie.

Der Kleinwagen ist eigentlich ein Seat Arosa, der mit anderen Scheinwerfern und anderer Innenausstattung als Volkswagen angeboten wird. Diese Art von Marken-Mischmasch geht den Kunden anscheinend zu weit.

Büchelhofer bot den Händlern bis Ende Juni eine Prämie von 1500 Mark, wenn sie einen neuen Lupo verkaufen und dafür einen Gebrauchtwagen einer anderen Marke in Zahlung nehmen. Dennoch wurden in den ersten fünf Monaten hierzulande gerade mal 29136 Lupos abgesetzt.

Unerwartet schlecht läuft in Deutschland auch der Beetle, der falsch positioniert ist. Er ist teurer als der Golf, obwohl das Spaßauto für junge Leute eher billiger sein mußte. Der Konzern mußte wegen des schleppenden Absatzes sogar die Pläne für eine Neuaufteilung der Produktion aufgeben.

Ursprünglich sollte der Beetle, der bislang aus dem mexikanischen VW-Werk

stammt, auch in Wolfsburg montiert werden. Aber weil hierzulande in den ersten fünf Monaten nur gut 14 000 Beetle verkauft wurden, besteht kein Bedarf für eine zusätzliche Beetle-Montage.

Seit diesem Frühjahr liegen die Auftragseingänge unter Plan. Dennoch hielt Vertriebschef Büchelhofer an seinen Prognosen fest. Er wollte wohl die im Sommer anstehende Verlängerung seines Vertrags nicht gefährden, mutmaßen VW-Manager. Doch nachdem die Marke Volkswagen einen eigenen Vertriebschef bekam, was als partielle Entmachtung Büchelhofers angesehen wird, revidierte der Konzern seine Absatzprognosen.

In Westeuropa sollen 300 000 Autos weniger produziert werden als geplant. Das sind immer noch fast 100 000 mehr als 1998 und wäre kein Anlaß für Krisenmeldungen. Doch weil in den Werken bis vor kurzem Sonderschichten gefahren wurden, muß die Fertigung plötzlich und stark gebremst werden.

Die Fehlplanung hat Folgen. Knapp 6000 befristet Beschäftigte haben kaum noch Chancen, im September, wenn ihr Vertrag ausläuft, übernommen zu werden. Und die Rentabilität des Konzerns leidet ebenfalls. Milliarden teure Produktionsanlagen werden nur vier Tage in der Woche ausgelastet. Das ist höchst ineffizient und derzeit einmalig in der deutschen Autoindustrie.

Trotz solcher Widrigkeiten im Stammgeschäft baut der Konzern für rund eine Milliarde Mark in Wolfsburg die „Autostadt“ mit Freizeitpark, Museum und Luxushotel. Weitere Milliarden sollen für die Entwicklung neuer Modelle von Bentley, Bugatti und Lamborghini und ein Oberklassefahrzeug der Marke VW ausgegeben werden.

Im Konzern wachsen die Zweifel daran, ob die Zukunftspläne des Vorsitzenden für die Super-Luxusklasse sinnvoll sind oder ob die Investitionen nicht stärker auf das Hauptgeschäft konzentriert werden sollten.

In Gefahr gerät jetzt auch ein wichtiges Ziel des VW-Vorsitzenden. Nach seinem Dienstantritt vor sechseinhalb Jahren versprach er, eine Umsatzrendite von 6,5 Prozent zu erreichen. Im vergangenen Jahr lag der VW-Konzern immerhin schon bei 4,7 Prozent. Eine weitere deutliche Steigerung ist 1999 wegen der jetzt reduzierten Absatzerwartungen für die Marke Volkswagen wohl kaum möglich.

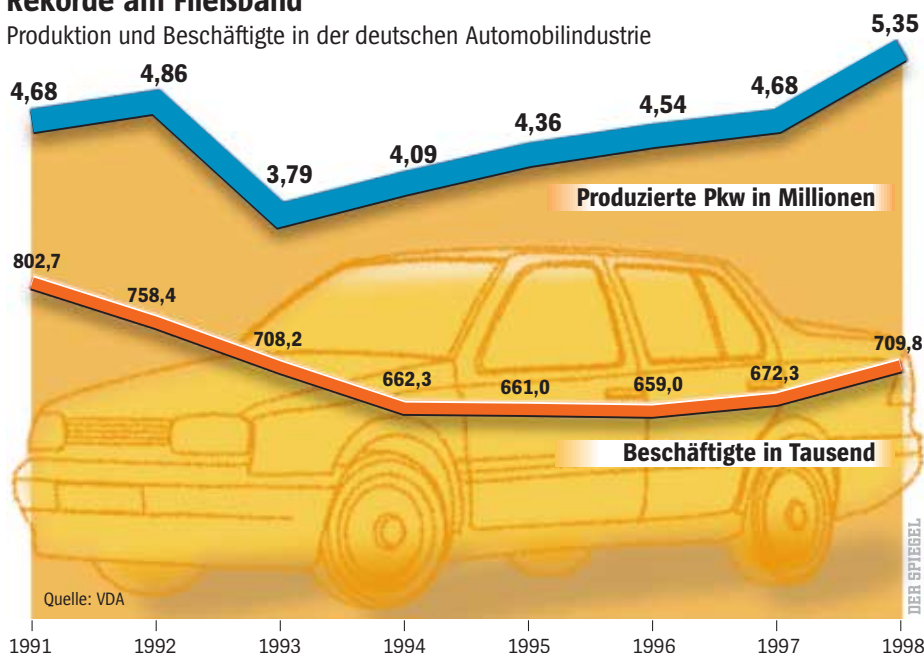
Analyst Breitsprecher hat seine Konsequenzen gezogen. Er hat die Gewinnerwartungen für den VW-Konzern reduziert und die Aktie abgewertet von „kaufen“ auf „neutral“. DIETMAR HAWRANEK



Modell der VW-Autostadt: Freizeitpark, Museum und Luxushotel

## Rekorde am Fließband

Produktion und Beschäftigte in der deutschen Automobilindustrie



TOURISTIK

# „Nichts ist ewig“

Innerhalb weniger Jahre hat Ex-Banker Michael Frenzel den verschlafenen Rohstoffriesen Preussag zu Europas größtem Reisegiganten umgebaut. Doch sein Ehrgeiz geht weiter.



Preussag-Chef Frenzel: „Wir standen mit dem Rücken zur Wand“

Das Büro von Michael Frenzel, 52, in der hannoverschen Preussag-Zentrale ist kaum wiederzuerkennen. Wo früher eine brave Radierung für gepflegte Langeweile sorgte, hängen neuerdings knallbunte Bilder spanischer Künstler. „Die habe ich selbst in Mallorca ausgesucht“, erzählt der Preussag-Chef.

Auch die spielzeuggroßen Waggonen und Kesselwagen auf der Anrichte sind verschwunden. Statt dessen stehen dort verschiedene Flugzeugmodelle.

Frenzels Büro symbolisiert einen Wandel, wie es ihn so radikal bei noch keinem deutschen Traditionsunternehmen gegeben hat: Innerhalb weniger Jahre hat der unterkühlte Ex-Banker den verschlafenen Mischkonzern (35 Milliarden Mark Umsatz, 66.000 Beschäftigte) zu Europas größtem Touristikgiganten umgekrempelt und angestammte Geschäftsfelder wie den Anlagenbau oder die Telekommunikation abgestoßen. Das Geschäft mit den schönsten Wochen des Jahres trägt bereits jetzt mehr als 40 Prozent zum Umsatz bei und soll bald zwei Drittel der Einnahmen ausmachen.

Seinen jüngsten Coup landete der ehemalige Kommunalpolitiker Ende Juni. Von Oktober an werden die zusammengekauften Touristikbeteiligungen wie die TUI-Gruppe, Hapag-Lloyd, die Reisebüroketten First oder der britische Reise-

riesen Thomas Cook in die gesonderte Sparte Hapag Touristik Union (HTU) ausgegliedert. Sie ist dem Preussag-Vorstand direkt unterstellt. Das Nachsehen haben dabei die Manager des 1997 übernommenen Traditionskonzerns Hapag-Lloyd in Hamburg.

Hapag-Lloyd-Chef Bernd Wrede, einer der Verlierer in Frenzels Firmen-Monopoly, muß seine einträgliche Charterfluggesellschaft und Reisebüroketten abgeben und bekommt dafür die Transport- und Logistikunternehmen VTG-Lehnkering und Algeco von der Preussag zugeschanzt. „Es läßt sich nicht leugnen“, kritisiert der Manager hanseatisch zurückhaltend, „daß der Abgang wertvoller ist als der Zugang.“

Auch Wredes Ex-Kollegen Claus Wülfers, 60, bootete Frenzel aus. Der frühere Hapag-Lloyd-Flug-Chef bescherte der Firma durch seine Sparsamkeit hohe Gewinne und hatte sich Hoffnungen auf einen Job in der HTU-Spitze gemacht. Nun darf er den Preussag-Chef nur noch beraten.

„Es ist doch ein Umding“, empört sich ein Arbeitnehmervertreter, „daß wir unsere Filetstücke bei der Preussag einbringen, aber unsere Leute dort künftig nichts mehr zu sagen haben.“ Frenzel nimmt den Frust seiner Betriebsräte und Führungs-

kräfte bewußt in Kauf. Bestätigung findet er anderswo – bei einer Gruppe, die für den Preussag-Konzern bislang nur Hohn und Spott übrig hatte, den Analysten.

Seit der Science-fiction-Fan im Sommer 1997 beschloß, seinen Gemischtwarenladen aus Stahlhütten, Kohlezechen oder Feuermeldern in Europas größten Touristikkonzern zu verwandeln, mauserte sich die Preussag-Aktie vom Ladenhüter zum Liebling der Börsianer. In den vergangenen zwölf Monaten hat sich der Kurs des Papiers fast verdoppelt.

Branchenkenner hatten dem ehemaligen Beteiligungsmanager der WestLB einen solchen Kraftakt kaum zugetraut. Als Frenzel auf Wunsch seines damaligen Chefs Friedel Neuber, 64, vor gut zehn Jahren an die Spitze des Preussag-Konzerns (WestLB-Anteil: 34 Prozent) rückte, fand er ein bunt zusammengewürfeltes Konglomerat aus Stahl-, Schiffbau- und Transportunternehmen vor. „Wir waren in keinem unserer Geschäftsfelder Marktführer und in unterproportional wachsenden Branchen vertreten“, erinnert sich der Preussag-Chef mit Grausen.

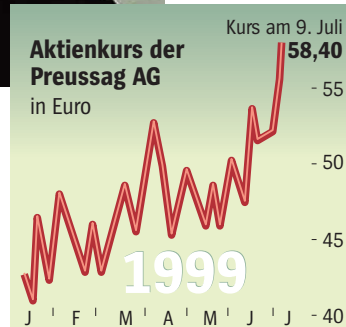
Mit Rückendeckung seines Mentors und Aufsichtsratschefs Neuber begann Frenzel das Firmendickicht zu lichten. Vor vier Jahren verkaufte er den angeschlagenen Mobilfunkhersteller Hagenkuk. Die Tochterfirma hatte der staatliche Salzgitterkonzern eingebracht, der 1989 mit der Preussag fusioniert wurde. Den Waggonbau und das Kfz-Zulieferergeschäft, ebenfalls eine Altlast aus Salzgitterzeiten, stieß der Sozialdemokrat schon vorher ab.

Der Erfolg der Aktion hielt sich in Grenzen. „Ende 1996“, gibt Frenzel selbstkritisch zu, „standen wir mit dem Rücken zur Wand.“ Der Reserveleutnant und seine Kollegen begannen nach neuen Wachstumsmärkten Ausschau zu halten.

Ein Wiedereinstieg in die Telekommunikation schien Frenzel zu riskant. Auch vor dem Ausbau der Gebäudetechnik schreckte der Preussag-Chef zurück. „Ich wollte das Schicksal des Konzerns nicht von einer dieser beiden Sparten abhängig machen“, rechtfertigt er seine Entscheidung.

Schließlich kam Frenzel der Zufall zu Hilfe. Lufthansa-Chef Jürgen Weber hatte beschlossen, seinen Anteil an dem Hamburger Reederei- und Touristikkonzern Hapag-Lloyd zu verkaufen, weil er seinen Charterableger Condor mit der Karstadt-Tochter Neckermann vereinigen wollte. Eine Beteiligung an beiden Unternehmen hätte das Kartellamt nicht zugelassen.

Daraufhin signalisierten auch die übrigen Aktionäre Verkaufsbereitschaft. Frenzel und sein Aufseher Neuber, der 30 Pro-





zent an der TUI hielt, erkannten die einmalige Chance, sich eine Mehrheit an Europas größtem Reiseveranstalter zu sichern und sie mit der Touristiksparte von Hapag-Lloyd zu verschmelzen.

Die Hamburger brachten weitere 30 Prozent an der TUI in die Firmenehe ein. Die restlichen Prozente steuerten die Fürther Schickedanz-Gruppe (Quelle-Versand) und die Bahn bei.

Seither ist Frenzel in seinem Ehrgeiz, die HTU zum weltgrößten Reisekonzern auszubauen, nicht mehr zu bremsen. Um den Kaufpreis von 2,8 Milliarden Mark für seine Neuerwerbung Hapag-Lloyd wieder hereinzubekommen und Kapital für weitere Firmenkäufe aufzutreiben, verkauft der Preussag-Chef ein Unternehmen nach dem anderen, zuletzt so traditionsreiche Unternehmen wie den Anlagenbauer Noell, den Schiffbauer HDW, seine Stahltochter und die Kohlezeche Ibbenbüren.

Gleichzeitig kaufte er im großen Stil Touristikbeteiligungen zu. Ende vergangenen Jahres schnappte er sich Deutschlands größte Reisebüroketten First. Demnächst soll auch noch der britische Reiseveranstalter Thomas Cook mehrheitlich zur großen HTU-Familie stoßen.

Der Zusammenprall der unterschiedlichen Unternehmenskulturen sorgt intern immer wieder für Zoff. Die sparsamen Hapag-Lloyd-Manager werfen ihren TUI-Kollegen Verschwendungssucht vor. Die wiederum stören sich am Führungsstil der neuen Preussag-Herren. „Bei uns stehen die Türen immer offen“, erzählt ein TUI-Topmanager, „Frenzel und seine Berater bunkern sich in ihren Chefbüros ein.“

In der schillernden Touristikbranche wird der Quereinsteiger trotzdem als Shooting-Star gefeiert. „Frenzel“, schwärmt ein hochrangiger Lufthansa-Manager, „ist zur Zeit der mit Abstand professionellste Spieler auf dem Markt.“

Da mag was dran sein. Wahr ist aber auch, daß Frenzels radikaler Umbau ohne die Hilfe seines mächtigen Mentors Neuber kaum möglich gewesen wäre.

Der einflußreiche Banker hatte bereits in den achtziger Jahren ein Sammelsurium



**Preussag-Ferienclub (in der Türkei):** Hilfe vom mächtigen Mentor

aus Touristikbeteiligungen zusammengekauft, darunter den Düsseldorfer Reiseveranstalter LTU, den britischen Ferienspezialisten Thomas Cook oder 1993 das 30-Prozent-Paket an der TUI. Auch an dem Geschäftsreiseprozessisten First erwarb der ehrgeizige Banker Anteile.

Neuber wollte aus seinen Touristikbausteinen schon vor Jahren einen Urlaubskonzern zimmern. Doch Konkurrenten und das Kartellamt machten dem Banker immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Nun darf Frenzel vollenden, was Neuber verwehrt blieb.

Auch die zehn Jahre zurückliegende Fusion mit dem Staatskonzern Salzgitter erleichterte es Frenzel, seinen ehrgeizigen Plan umzusetzen. Seine Vorgänger durften den gesunden und ertragsstarken Konzern, zu dem auch noch über 30000 Wohnungen gehören, damals zum Schnäppchenpreis von knapp 2,5 Milliarden Mark übernehmen. Dabei war das Unternehmen nach Ansicht von Fachleuten mindestens 3,5 Milliarden Mark wert. Die günstig erworbenen Firmen und Immobilien konnte der Preussag-Chef gewinnbringend verkaufen und damit einen Teil seiner Touristik-Neuerwerbungen finanzieren.

Ende des Jahres kann Frenzel seine Kriegskasse erneut auffüllen. Dann läuft

die zehnjährige Verkaufsbeschränkung für die Mietwohnungen aus.

Frenzel reagiert sichtlich sauer, wenn er als Handlanger seines Übervaters Friedel Neuber dargestellt wird. „Wenn man Unterstützung von seinem Großaktionär hat, kann man das doch nutzen“, wehrt er sich.

Der Ehrgeiz des Konzernbauers ist noch lange nicht gestillt. Als nächstes Land will er – „ein hochinteressanter Markt“ – Spanien aufrollen. Auch in Frankreich und Italien würde der Manager lieber heute als morgen einsteigen. Der erste Vorstoß ging allerdings ins Leere: Club-Med-Großaktionär Giovanni Agnelli, dem Frenzel gern seine Feriendörfer und den italienischen Veranstalter Alpitour abkaufen würde, ließ den Deutschen erst mal abblitzen.

Frenzel läßt sich dadurch nicht entmutigen. Er hat schon den nächsten Übernahmekandidaten im Visier, den Schweizer Fernreiseprozessisten Kuoni (6,5 Milliarden Mark Umsatz). Einer Kooperation haben die Schweizer schon zugestimmt.

Gelingt es Frenzel, auch noch Kuoni zu schlucken, ist er seinem Ziel, zur Nummer eins im weltweiten Touristikgeschäft aufzusteigen, ein gutes Stück nähergerückt. Analysten rechnen damit, daß er spätestens dann die Reste der alten Preussag abstoßen wird. „Nichts ist ewig in diesem Konzern“, sagt der Chef vielsagend.

Er macht sich allerdings keine Illusionen, daß er mit jedem weiteren Schritt Preussag noch attraktiver macht für einen Aufkäufer, der dasselbe Ziel verfolgt wie er – den eigenen Konzern ins wachstumskräftige Tourismusgeschäft zu beamen. Deshalb muß er den Börsenkurs so hoch wie möglich halten.

Und dann ist da auch noch sein Mentor Neuber. Der geht im Jahr 2002 aufs Altenteil, und niemand zweifelt, wen er sich als Nachfolger wünscht: seinen Ziehsohn Frenzel. Doch der hat wenig Interesse an dem gutdotierten Job. „Ich habe so viel Spaß am Tourismusgeschäft“, bekennt er, „daß ich gern da bleiben möchte, wo ich bin.“

DINAH DECKSTEIN

## Auf dem Weg zum Reisekonzern

Die neue Preussag-Konzernstruktur

### TOURISTIK

46300 Mitarbeiter

- Hapag Touristik Union GmbH
- TUI Deutschland, Niederlande, Österreich
- Thomas Cook
- First-Reisebüro
- andere

ERWARTETER UMSATZ

20 Milliarden Mark

### ENERGIE/GRUNDSTOFFE

7200 Mitarbeiter

- Preussag Energie (Erdöl- und Erdgasgeschäft)
- Deutag Gruppe (Bohrungen im On- und Offshorebereich)
- andere

10 Milliarden Mark

### LOGISTIK

8700 Mitarbeiter

- Hapag-Lloyd AG (Transport)
- VTG-Lehnkering (Tanklager und Transportmittel)
- Algeco (Mobil- und Industriebauten)
- andere

6 Milliarden Mark

### GEBÄUDETECHNIK

13500 Mitarbeiter

- Fels-Werke (Baustoffe)
- Wolf-Gruppe (Heizsysteme)
- andere

4 Milliarden Mark

**PREUSSAG**

DER SPIEGEL





SAP-Zentrale in Walldorf: „Die Computerwelt steckt in einem ähnlichen Umbruch wie vor zehn Jahren“

FOTOS: R. KWIOTEK / ZEITENSPIEGEL

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Es gibt eine klare Marschrichtung“

SAP-Mitbegründer Hasso Plattner über die Zukunft des Internet, die Nachteile des Börsenbooms und die Strategie seines Unternehmens

**SPIEGEL:** Herr Plattner, Sie sind als letzter aus dem Gründungsquintett von SAP noch im Tagesgeschäft aktiv, Sie sind Vorstandssprecher und haben jetzt auch persönlich die Verantwortung für die Internet-Strategie übernommen. Bleibt da noch Zeit für Ihr Lieblingshobby, das Golfspielen?

**Plattner:** In letzter Zeit komme ich kaum noch dazu. Mein Handicap hat sich auch schon von 19 auf 21 verschlechtert. Aber bei SAP stehen wichtige Entscheidungen mit weitreichenden Konsequenzen an, die meine volle Aufmerksamkeit fordern.

**SPIEGEL:** Worum geht es?

**Plattner:** Die Branche steckt in einem ähnlichen Umbruch wie vor gut zehn Jahren, als der PC seinen Durchbruch erlebte. Jetzt verändert das Internet die Welt noch viel schneller, als wir es erwarten konnten.

**SPIEGEL:** Den Markt für Unternehmenssoftware beherrscht SAP seit Jahren wie keine andere Firma. Im Internet dagegen haben Sie noch wenig zu bieten. Hat SAP den Anschluß verpaßt?

**Plattner:** Als der PC die Großrechner verdrängte, konnten wir unsere bewährte Strategie mit anderen Mitteln fortsetzen. Jetzt ist eine echte Neuausrichtung erforderlich, bei der es darauf ankommt, zur richtigen Zeit die richtigen Weichen zu stellen. Wenn man zu früh kommt, verbrät man nur Geld, aber wenn man den Trend verpaßt, ist man leicht aus dem Rennen.

**SPIEGEL:** Viele Experten werfen Ihnen vor, SAP

habe den grundlegenden Wandel durch das Internet zu spät erkannt.

**Plattner:** Das ist Unsinn. Wir beschäftigen uns seit 1996 intensiv mit dem Internet, wir haben Produkte angekündigt und geliefert, was ja in dieser Branche nicht selbstverständlich ist. Aber das Interesse bei unseren Kunden war gering. Wir hatten damals schon die richtige Vision, aber offenbar nicht das passende Marketing.

**SPIEGEL:** Vielleicht waren die Produkte nicht überzeugend.

**Plattner:** Vermutlich haben wir damals nicht klar genug erkannt, daß durch das Internet ganz andere Benutzer angesprochen werden. Früher wurde unsere Software nur von Profi-Usern benutzt, jetzt kommen immer mehr Gelegenheitsnutzer und Computer-Neulinge dazu. Die Software für diese Anwender muß viel schicker und poppiger sein als bisher. Unsere Standardsoftware R/3 sah nun mal nicht nach Fun aus.

**SPIEGEL:** Welche Konsequenz haben Sie aus dieser Erkenntnis gezogen?

**Plattner:** Wir haben das Design verbessert und unsere Software überschaubarer gemacht. Ein Hobbyfotograf kommt ja auch nicht mit einer Profikamera zurecht. Und wenn alle Mitarbeiter einer Firma am PC arbeiten, dann sind viele Funktionen, die wir früher mühsam gemeinsam mit unseren Kunden erarbeitet haben, nicht mehr sinnvoll, weil sie das Programm zu komplex machen.

**SPIEGEL:** Dennoch konnte Ihre Internet-Strategie bislang kaum überzeugen. Selbst SAP-Mitarbeiter äußern offen Zweifel, und Analysten rechnen für die nächsten Quartale mit deutlich niedrigeren Zuwächsen bei Umsatz und Gewinn.

**Plattner:** Mag sein, daß wir das Internet anfangs nur als Accessoire gesehen haben, um die Möglichkeiten der EDV in den Unternehmen zu vergrößern. Aber der



## Hasso Plattner

verließ 1972 zusammen mit vier Kollegen den Computerkonzern IBM, um eine eigene Firma zu gründen. Sie hatten die damals revolutionäre Idee, Standardsoftware für die Buchhaltung zu entwickeln. Nach dem Börsengang 1988 stiegen die Umsätze sprunghaft an, SAP entwickelte sich zum Weltmarktführer bei Unternehmenssoftware. Doch mit dem Siegeszug des Internet bekam die Erfolgskurve von SAP einen Knacks. Plattner, 55, seit 1997 Vorstandssprecher, will das Unternehmen deshalb neu ausrichten und das Internet zum „Kern all unserer Überlegungen“ machen.

Wandel ist gravierender, und jetzt ist das Internet zum Kern aller unserer Überlegungen geworden. Dabei muß man nicht unbedingt der erste sein. Es reicht, wenn man Besseres zu bieten hat als die Konkurrenz.

**SPIEGEL:** Ist Ihr Reformansatz nicht immer noch zu zaghaft? Manche Ihrer amerikanischen Konkurrenten behaupten, der Markt für Unternehmenssoftware, mit der SAP groß geworden ist, sei tot. In Zukunft laufe alles über das Internet, SAP werde dadurch in den Grundfesten erschüttert.

**Plattner:** Das ist eine geradezu groteske Verzerrung. Es macht mich richtig sauer, wenn sogar Topleute unserer Branche wie Scott McNeally von Sun oder Oracle-Chef Larry Ellison aus sehr eigennützigen Motiven so einen Quatsch verzapfen.

**SPIEGEL:** Was ist so falsch an deren Einschätzung?

**Plattner:** Das Internet hat sicher dramatische Auswirkungen auf den Verkauf, auf Vertriebs- und Marketingabteilungen. Aber nach wie vor beruht die Wirtschaft doch darauf, daß wir Autos, Computer, Flugzeuge, Häuser, Maschinen und andere Produkte entwerfen, sie herstellen und physisch zum Kunden transportieren und dann auch noch abrechnen. Das alles soll jetzt über Internet-Portale gesteuert werden? Meine Projektabrechnung macht mir in Zukunft also Yahoo, meine Abstimmung in der Fertigung bekomme ich bei AOL, und meine Ersatzteilbeschaffung erledigt Amazon.com? Das ist doch absurd, und über kurz oder lang wird die Industrie sagen: Diese Hypestorys helfen uns nicht weiter, wir brauchen jemanden, der uns wirklich hilft, das Internet in unsere strategischen Zukunftspläne einzubeziehen – etwa beim Online-Handel. Denn das Einkaufen im Netz ist zu praktisch, als daß es ein Mißerfolg werden könnte. Man kann wie auf einem richtigen Markt bummeln, die Ware anschauen und wieder gehen, ohne etwas zu kaufen – anders als im Laden, wo man sofort angesprochen wird und sich unter Druck gesetzt fühlt.

**SPIEGEL:** Welchen Zeitraum glauben Sie denn seriös überblicken zu können?

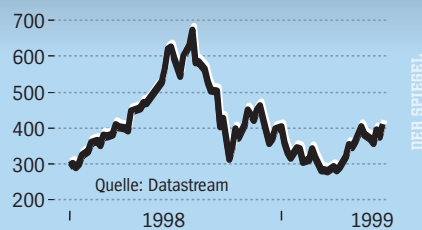
**Plattner:** Bislang ist die Entwicklung der kommenden drei Jahre absehbar. Und wir werden in dieser Zeit in Richtung Internet zehnmal soviel machen müssen, wie wir es in den vergangenen drei Jahren gemacht haben. Denn daß da eine Lawine in Gang gekommen ist, auf die sich die Unternehmen einstellen müssen, ist klar.

**SPIEGEL:** SAP will sich auf diese Lawine mit mySAP.com einstellen. Werden Sie jetzt zum Online-Versandhändler?

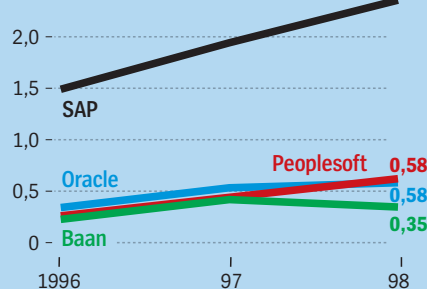
**Plattner:** Nein. Wir arbeiten daran, alle Firmen, die unsere Software R/3 einsetzen, unter einem Internet-Portal zu vereinigen. Wenn alle mitmachen, sind das 20 000 bis 30 000 Adressen aus allen Branchen. Wenn diese Firmen ihren internen Einkauf über mySAP.com abwickeln, dann führt das

## Daten aus der Denkfabrik SAP im Vergleich

### Kurs der SAP-Aktie in Euro

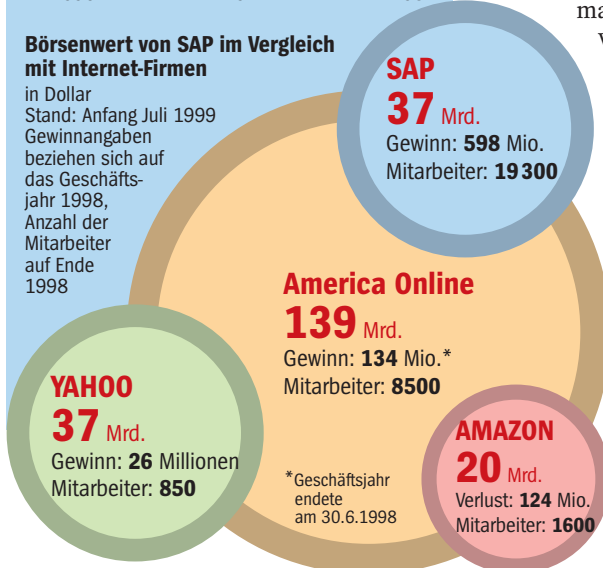


### Umsatz mit Unternehmenssoftware in Milliarden Dollar



### Börsenwert von SAP im Vergleich mit Internet-Firmen

in Dollar  
Stand: Anfang Juli 1999  
Gewinnangaben  
beziehen sich auf  
das Geschäftsjahr 1998,  
Anzahl der Mitarbeiter  
auf Ende 1998



zu einer dramatischen Reduzierung der Geschäftsvorfälle in den Firmen. Jeder Mitarbeiter kann seine Arbeits- und Büromittel per Internet bestellen, wobei elektronische Codes genau festlegen, was, in welchem Umfang und zu welchen Preisen er bestellen kann. Ich könnte mir auch vorstellen, daß die Fluggesellschaften ihre Geschäfte mit allen Firmen, die SAP-Software einsetzen, direkt und ohne Einschaltung eines Reisebüros über dieses Portal abwickeln. Da geht es um enorme Summen. Allein unser Reisetat beläuft sich auf über 400 Millionen Mark im Jahr.

**SPIEGEL:** Welche Auswirkungen wird das Internet für die Verbraucher haben?

**Plattner:** In der ersten Runde wird ein gnadenloser Preiskampf auf der Consumer-Seite entbrennen. Nie zuvor war das Produktangebot so transparent, nie zuvor hatten die Anbieter die Möglichkeit zu so

schnellen Reaktionen. Den besten Rabatt und den günstigsten Preis erwischt man eben nicht dadurch, daß man in der Stadt ein paar Geschäfte abklappert, sondern durch elektronische Suchmaschinen. Damit kann jeder Verbraucher leicht feststellen, welcher Anbieter sich am besten darstellt, wer den besten Preis bietet und wer den besten Service leistet.

**SPIEGEL:** Droht da nicht eine Zweiteilung der Verbraucher – auf der einen Seite die Elite der Informierten und auf der anderen Seite die Info-Habenichtse?

**Plattner:** Wenn die Gesellschaft immer mehr auf Informationen aufbaut, dann muß der freie Zugriff auf diese Informationen so etwas wie ein Grundrecht werden, dann müssen zum Beispiel Schulen oder Bibliotheken den Zugang zum Internet ermöglichen. Vielleicht wird auch der Fernseher zum Träger des Volks-Internet, erste Kombinationen von TV-Gerät und Internet-Zugang gibt es ja bereits. Aber die Technik muß noch viel einfacher werden, etwa so wie beim Videotext im Fernsehen.

**SPIEGEL:** Skeptiker befürchten einen massiven Verlust an Privatsphäre, wenn der Surfer mit jedem Mausklick eine Datenspur im Cyberspace hinterläßt. Sehen Sie da auch die dunkle Seite des Internet?

**Plattner:** Machen wir uns doch nichts vor: Schon jetzt bekomme ich 90 Prozent meiner Post, weil irgendwelche Adressenhändler meine Anschrift verkauft haben. Jeder Trick wird genutzt, um meine Aufmerksamkeit zu wecken, obwohl es klare Datenschutzgesetze gibt. Das wird sich im Internet noch verstärken, und das Rauschen der Informationen, die einen gar nicht interessieren, könnte vorübergehend schon sehr groß werden. Aber

dann wird sich auch schnell ein neuer Verhaltenskodex entwickeln.

**SPIEGEL:** Sehen Sie das Problem der Pornographie im Internet auch so locker?

**Plattner:** Das sehe ich überhaupt nicht locker. Aber man darf dem Internet auch nicht Sachen anhängen, die in den vergangenen 20 Jahren schon längst im Fernsehen vorgezeichnet wurden. Und wenn das TV mehr technische Möglichkeiten bieten würde, hätte sich die Pornographie auch dort noch weiter ausgebreitet. Warum, so frage ich mich, sollte sich das Internet völlig moralisch entwickeln, wenn das Fernsehen die Pornographie bereits salonfähig gemacht hat.

**SPIEGEL:** Pornographie, Verlust an Privatsphäre – beschleunigt das Internet den Trend zu einer amoralischen Gesellschaft?

**Plattner:** Immer wenn sich so etwas ausbreitete, gab es in der Menschheitsgeschichte eine neue Moral, einen Drang da-





T. EVERKE

**SAP-Aktion zum Börsenstart in New York:** „Das macht mich schon fuchsig“

nach, wieder Ordnung und Regeln zu schaffen. Das wird auch im Internet-Zeitalter passieren. Im Fernsehen gibt es schon Ansätze zu einer neuen Moral. Plötzlich gibt es dort keine Zigarettenwerbung mehr.

**SPIEGEL:** Aber im Cyberspace verliert der Staat zunehmend an Bedeutung, denn Computernetze halten sich nicht an nationale Grenzen. Wie soll der Staat gegen Auswüchse und Gesetzesverstöße vorgehen?

**Plattner:** Verbrechen werden auch jetzt bestraft. Ich glaube nicht, daß die Kriminalität durch das Internet steigt, denn seine Transparenz ist der größte Schutz. Wenn alles elektronisch protokolliert wird und später nachvollzogen werden kann, dann ist die Hürde für Kriminelle im Cyberspace sogar größer als im echten Leben. Bedenken Sie nur, wie schnell der Autor des berühmten Melissa-Virus, der im März zahllose Computer vorübergehend lahmgelegt hat, gefaßt werden konnte. Das ist doch ein hoffnungsvolles Indiz. Außerdem bin ich sicher, daß es schon bald eine virtuelle Polizei, etwa eine elektronische Interpol, geben wird, die über Ländergrenzen hinweg operieren kann.

**SPIEGEL:** Ist die digitale Welt nicht viel anfälliger für kriminelle Attacken?

**Plattner:** Auch jetzt gibt es Verrückte, die die Schienenverbindung zwischen Berlin und Frankfurt aufreißen, und es gibt Leute, die Strommasten absägen. Die Hacker im Internet richten dagegen nicht mal Personenschaden an. Aber dennoch muß es natürlich auch dafür Gesetze geben. Solche Entwicklungen sind doch ganz normal. Kreditkartenbetrug zum Beispiel hat es bei den alten Römern noch nicht gegeben, dennoch haben wir das Problem in den Griff bekommen.

**SPIEGEL:** Sie haben keine Sorgen, daß sich das Internet zu einem neuen Wilden Westen entwickelt?

**Plattner:** Natürlich muß eine neue Balance zwischen Privatsphäre und Gesetzesschutz gefunden werden. Dafür brauchen wir neue Regeln, denn manche der alten Geset-

ze passen nicht mehr in die Zeit. Aber es gibt auch eine klare Marschrichtung: Das Internet entwickelt sich weiter. Es gibt kein Zurück mehr. Mit unseren typisch europäischen Bedenken halten wir nichts auf. Eher kann man auf die regelnde Kraft des Marktes vertrauen, und die ist im Internet viel größer als in den früheren technischen Revolutionen, die ich mitgemacht habe.

**SPIEGEL:** Was macht Sie so sicher?

**Plattner:** Ich vertraue auf gruppendynamische Effekte. Ich glaube, daß sich Gruppen zu sehr gerechten Systemen und ganz bestimmt nicht zur Diktatur hin entwickeln, wenn sie frei diskutieren können. Wer eine bestimmte Freiheit hat, der gibt sie nicht wieder her – und das Internet bietet alle Freiheiten der Information. Deshalb bin ich auch überzeugt, daß man es nicht diktatorisch beherrschen kann. Wer das versuchte, würde gnadenlos von der Net-Community niedergemacht. Alle können es sehen, es gibt viel zu viele Spieler, zu viele Trägergesellschaften. Einer, der falsch spielt, würde gnadenlos entlarvt.

**SPIEGEL:** Das klingt stark nach beruflich begründetem Optimismus.

**Plattner:** Eigentlich bin ich eher Skeptiker. Aber wenn man sich am Internet reiben will, sind es die zwischenmenschlichen Themen, die mich zum Grübeln bringen.

**SPIEGEL:** Woran denken Sie?

**Plattner:** Alles wird mechanisiert und digital zerlegt und entfernt sich damit immer

weiter von der realen Welt. Auf der anderen Seite besitzt das Internet mehr Leben als alle früheren Entwicklungen der Computertechnik, weil es interaktiver ist. Damit verstärkt es die Illusion einer realen Welt. Es ist die perfektste der nichtrealen Welten. Dennoch wird das Internet niemals das echte Leben, die zwischenmenschlichen Beziehungen ersetzen, etwa das persönliche Gespräch oder den Sex.

**SPIEGEL:** Besonders heftig hat das Internet offensichtlich die Phantasie der Börsianer angeregt. Selbst Firmen, die noch nie einen Pfennig Gewinn erwirtschaftet haben, werden mit Milliardensummen an der Börse bewertet.

**Plattner:** Ja, aber das ist noch nicht mal elektronisches Geld, geschweige denn Papiergeld oder gar Gold. Das ist wie eine Wette beim Pferderennen. Allerdings läuft dieses Vabanquespiel schon zu lange zu gut, um es als Luftblase abzuqualifizieren.

**SPIEGEL:** Ärgert es Sie, wenn Newcomer innerhalb weniger Monate fast den gleichen Börsenwert erreichen wie SAP, die dafür mehr als 20 Jahre brauchte?

**Plattner:** Ein bißchen fuchsig macht mich das schon. Wir werden daran gemessen, welchen Gewinn wir erwirtschaften, die anderen werden, sarkastisch gesagt, daran gemessen, welchen Verlust sie machen. Bisweilen ist diese ungleiche Bewertung ein echter Nachteil für uns.

**SPIEGEL:** In welcher Beziehung?

**Plattner:** Das größte Handicap entsteht bei der Rekrutierung neuer Mitarbeiter. Wir mußten schon einen kräftigen Aderlaß an Managern hinnehmen, weil sie von diesen „.com“-Firmen lukrative Angebote mit Stock-options erhielten.

**SPIEGEL:** Sprechen Sie von Einzelfällen, oder ist das ein größeres Problem?

**Plattner:** Das sind keine Einzelfälle. Das ist ein nicht nur in Amerika grassierendes Problem, und die Summen, um die es geht, werden immer höher. Die Versprechungen zum Beispiel, die mein früherer Kollege Paul Wahl einigen unserer Mitarbeiter im mittleren Management gemacht hat, waren völlig unvorstellbar in SAP-Dimensionen. Und ich kann es keinem Mitarbeiter verdenken, wenn er uns verläßt, weil er

potentiell zigmal mehr verdienen kann, als im größten deutschen Konzern der Chef verdient. Für diese Entwicklung reichte meine Phantasie vor drei Jahren noch nicht aus.

**SPIEGEL:** Was wollen Sie dagegen unternehmen?

**Plattner:** Dagegen läßt sich nichts machen. Man kann nur auf die Kräfte des Marktes hoffen. Aber kurzfristig tut es uns sehr weh.

**SPIEGEL:** Herr Plattner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



R. KNOTEK / ZEITUNGSPHOTO

**Plattner (r.), SPIEGEL-Redakteure\*:** „Richtige Vision“

\* Peter Bölke und Klaus-Peter Kerbusch in der SAP-Zentrale in Walldorf.

POST

# Angriff der Rosinenpicker

Das Briefmonopol der Deutschen Post gerät in Gefahr. Ausgerechnet vor dem Börsengang drohen Milliardenausfälle.

Viel Grund zum Feiern hat Jungunternehmer Daniel Giersch in seiner kurzen Karriere noch nicht gehabt. Seit er vor wenigen Jahren mit seinem kleinen Fahrradkurierdienst KDI in Itzehoe gegen die Deutsche Post AG angetreten ist, gehören „Rufmordkampagnen, Übergriffe ausrastender Postboten und nervenzehrende juristische Auseinandersetzungen“, so Giersch, zum Alltag des 25jährigen Existenzgründers.

Am vergangenen Dienstag jedoch herrschte bei den 35 Mitarbeitern des kleinen Kurierdienstes Partystimmung. Grund war eine Entscheidung des Verwaltungsgerichts Köln. Das hatte kurz zuvor eine Klage der Deutschen Post AG zurückgewiesen, die Giersch und rund 180 Unternehmer-Kollegen in der gesamten Republik um ihre Existenz gebracht hätte.

Genauso viele Klein- und Kleinstfirmen haben sich nämlich in den vergangenen Jahren mit teilweise hohem Risiko in eine Marktlücke gestürzt. In Städten wie Itzehoe, Düsseldorf oder Bremen holen sie kiloweise Briefe in Behörden, Unternehmen oder Privathaushalten ab und bringen sie – innerhalb der Stadtgrenzen – in Rekordtempo zum gewünschten Empfänger.

Gegen die unkonventionellen Zusteller auf ihren bunten Bikes haben die blau-gelb uniformierten Briefträger der Post nur selten eine Chance. „Wir sind“, sagt Giersch, „ganz einfach schneller und flexibler.“ Und das zu unschlagbaren Preisen.

Während der gelbe Riese für einen Standardbrief Porto in Höhe von 1,10 Mark kas-



Post-Konkurrent Giersch mit Fahrradkurieren: „Einfach schneller und flexibler“

siert und sich die Zustellung eines Din-B4-Kuverts sogar mit drei Mark vergüten lässt, nehmen Firmen wie KDI in den von ihnen versorgten Städten lediglich zwischen 80 Pfennig und einer Mark.

Das Geschäft boomt. In dem 35 000-Einwohner-Städtchen Itzehoe beispielsweise befördert KDI mit seinen 35 Bikern inzwischen rund 80 Prozent aller innerstädtischen Briefsendungen. „Tante Frieda von nebenan“ (Giersch) gehört genauso zu den Kunden wie das Krankenhaus, Behörden oder Rechtsanwälte.

Der Ex-Monopolist bemühte die Juristen. Das Ganze, sagt Post-Chef Klaus Zumwinkel, sei ein unzulässiger Eingriff in das bis zum Jahr 2002 garantierte Briefmonopol, er zog gegen die lästigen „Rosinenpicker“ vor Gericht.

Das hätte er besser nicht getan: Wenn die Kurierdienste ihre Briefe innerhalb eines Tages zustellten, beschieden die Richter, liege keine Verletzung des Monopols vor. Dann nämlich werde ein zusätzlicher Service erbracht, den das Bonner Staatsunternehmen selbst gar nicht anbiete.

Für Zumwinkel, der den Konzern mit seinen rund 260 000 Angestellten im nächsten Jahr an die Börse bringen will, könnte das Urteil schlimme Folgen haben.

Konsequent hatte der Post-Chef den schwerfälligen Koloß in den vergangenen

Monaten auf den Börsengang vorbereitet. Service und Produkte wurden verbessert. Mehr als zehn Milliarden Mark investierte der frühere McKinsey-Manager in wichtige Zukäufe wie das Schweizer Logistikunternehmen Danzas, die Postbank oder eine Beteiligung an der weltweit operierenden Luftfrachtgesellschaft DHL.

Doch um diese Expansion finanzieren zu können, ist der Post-Chef dringend auf die sicheren Milliardeneinnahmen des Monopolgeschäfts angewiesen. Genau die drohen Zumwinkel nun wegzubrechen.

Bisher hatten sich wegen der unsicheren Rechtslage nur wenige kleine Firmen in den Markt gewagt. Trotz einzelner Erfolge wie in Itzehoe ist ihr Anteil an dem 19 Milliarden Mark schweren Briefgeschäft mit 0,3 Prozent verschwindend gering.

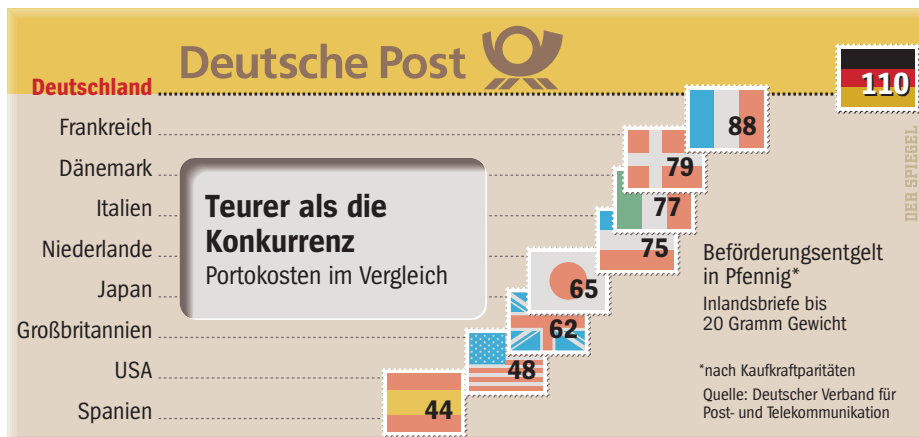
Mit dem Kölner Urteil dürfte sich dies jedoch schnell ändern. Die bestehenden Unternehmen wollen ihr Geschäft zügig ausweiten, Großunternehmen wie der Deutsche Paket Dienst oder German Parcel könnten in das Kuriergeschäft einsteigen.

„Kaum ein Kunde“, prophezeit Anwalt Ralf Wojtek, der zahlreiche Kurierdienste vertritt, „wird dann noch bereit sein, die hohen Preise der Post zu bezahlen.“ Das Unternehmen müsste das Porto senken und damit Milliarden einbußen hinnehmen.

Ganz soweit ist es noch nicht. Kampflos will Post-Chef Zumwinkel den Markt nicht an die Konkurrenten abgeben. Vergangene Woche diskutierte er mit Vorstandskollegen über geeignete Reaktionen. Eine Option: Die Post führt einen niedrigeren City-Preis ein. So könnte sie der neuen Konkurrenz begegnen – und gleichzeitig die Preise bei allen anderen Briefsendungen unangetastet lassen.

Sollte die Bonner Regulierungsbehörde dieses Modell nicht genehmigen, erwägt die Post den Aufbau einer eigenen Radlertruppe. Die würde unter denselben Bedingungen wie die exotische Konkurrenz arbeiten und könnte deshalb auch niedrigere Preise nehmen.

FRANK DOHMEN, OLIVER LINK







T. RAUTERT / VISUM

**Boomstadt Barcelona:** Ist das iberische Beispiel ein Vorbild für das deutsche Bündnis für Arbeit?

ARBEITSMARKT

# Das spanische Wunder

Beschäftigungsboom in Spanien: Gemeinsam mit Gewerkschaften und Arbeitgebern hat die konservative Regierung den Arbeitsmarkt reformiert – mit Erfolg.

Jeder Winkel ist besetzt. Kartons mit Sektkübeln stapeln sich in der Eingangshalle, hinterm Empfangstisch liegen Sektkübel parat, im langen Flur lagern Präsente für die Gäste. Nur für Besucher ist kein Platz mehr frei. „Wir haben so viele neue Leute eingestellt, daß wir dringend umziehen müßten“, erklärt Yolanda Torres, 33, Chefin der Marketing-Agentur „Equipo Singular“ in Barcelona.

Weil mittlerweile 25 Mitarbeiter in dem Büro untergekommen sind, das Torres 1995 noch für drei Kollegen nutzen wollte, mu-

tieren die Eingangsräume stets zur Lagerhalle, wenn wieder mal eine Party für einen Großkunden fällig ist.

Die Agentur von Torres kommt ins Geschäft, wenn Unternehmen bei Shows ihren Reichtum zelebrieren wollen – und das ist fast jeden Tag der Fall: mal bei der Teenager-Party für MTV auf Ibiza, dann bei der Modenschau in Barcelona. „Nach vor zwei Jahren mußten wir erklären, was Event-Marketing überhaupt ist“, erzählt Torres. „Jetzt können wir uns vor Anfragen kaum noch retten.“

neuen Jobs in Euroland, also bei den Mitgliedsstaaten der Währungsunion. Zwar hat Spanien immer noch die höchste Arbeitslosenquote in der Europäischen Union – je nach Erhebungsmethode liegt sie bei 18 oder 10,8 Prozent. Doch nirgendwo bessert die Lage sich so schnell.

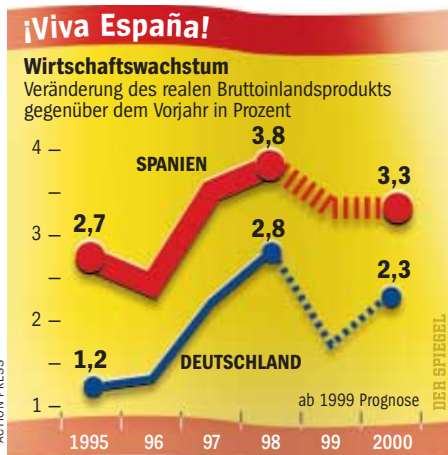
Die Zeiten, in denen Spanien vor allem als verlängerte Werkbank für deutsche Autobauer oder als Oliven-Exporteur reüssierte, sind passé. Für Schlagzeilen sorgen international erfolgreiche Exporteure wie die Designer-Kette Zara oder der Süßigkeiten-Produzent Smint, der es mit Branchenriesen wie Wrigley's aufnimmt. Für das Jobwachstum verantwortlich sind junge, agile Service-Firmen wie die Agentur von Torres. Und immer mehr Spanier, Privatleute und Unternehmer, wollen den Wohlstand zeigen: Allein bei Mercedes hat sich der Absatz in den vergangenen fünf Jahren vervierfacht.

Schon ist die Begeisterung über das spanische Wirtschaftswunder bis nach Deutschland vorgedrungen. Industriepäsident Hans-Olaf Henkel preist bei jeder Gelegenheit das iberische Beispiel, auch bei der nächsten Bündnis-Runde im Kanzleramt will er schwärmen: „Da sieht man, was eine klare Liberalisierungspolitik am Arbeitsmarkt bringt.“

Tatsächlich haben die Spanier einiges geschafft, worüber die Deutschen noch debattieren: Wie der deutsche Kanzler Gerhard Schröder hat der spanische Ministerpräsident José María Aznar unmittelbar nach der Wahl einen Dialog mit den Tarifpartnern angebahnt – mit erstaunlichem Erfolg. Ausgerechnet die konservative Regierung hat dem Land mehr sozialen Frieden beschert: 1995 gab es noch 64 flächen-deckende Streiks in Spanien, 1997 waren es



Premier Aznar





noch zehn, 1998 wurde das Land nur dreimal bestreikt.

Vereinbart haben Politik und Wirtschaft unter anderem, für bestimmte Zielgruppen die Sozialbeiträge vom Staat zu subventionieren – ähnlich wie es kürzlich Experten aus der sogenannten Benchmarking-Gruppe im deutschen Bündnis für Arbeit vorgeschlagen hatten. Das passende Programm lieferte, wie beim deutschen Kanzler, ein Gemeinschaftspapier mit dem Briten-Premier Tony Blair. Beide Regierungschefs werben darin für mehr Eigenverantwortung, Deregulierung und neue Pflichten für Arbeitssuchende.

Entscheidend für den Boom der vergangenen Jahre, da sind sich die meisten Investoren und Ökonomen einig, ist die Kombination von guter Konjunktur und Reformpolitik: Aznar hat einerseits soziale Standards wie den Kündigungsschutz gelockert und damit die Hürden für Neueinstellungen gesenkt und andererseits durch seinen Sozialdialog ein gutes Klima für Investoren

Trotzdem zögerte er keine Sekunde, als Siemens ihm im vergangenen März nur einen Jahresvertrag anbot. „Eine feste Stelle für einen Einsteiger wäre absolut unüblich gewesen“, sagt der Jungmanager leichthin. „Hätte ich darauf gedrängt, wäre das nur als Zeichen von Unsicherheit ausgelegt worden, hätte aber nichts gebracht.“

Von Acebrons Kurzzeit-Vertrag profitierte Siemens schließlich doppelt: Erstens war das Risiko eines Fehlgriiffs geringer, zweitens fiel der Konzern unter ein staatliches Förderprogramm. Danach sind für alle Beschäftigten, deren Kurzzeit-Verträge in dauerhafte Bindungen umgewandelt werden, zwei Jahre lang weniger Sozialbeiträge fällig. Schon in der Anlaufphase hat das Programm Erfolg: Fast zwei Millionen befristete Jobs sind in Langzeitstellen umgewandelt worden. Allein bei Siemens veränderte die Personalabteilung 150 von etwa 2000 Verträgen.

Die Lockerung der Arbeitsverhältnisse hatte in den Vorjahren ausgerechnet die

nalen Abteilung der mächtigen Allgemeinen Arbeiterunion UGT. „Aber mit der neuen Regierung machen wir unsere Geschäfte.“

Die wichtigsten werden in einem unauffälligen Betonklotz unweit des Prado in Madrid vorbereitet. Zurückgezogen, still und effizient arbeiten hier die Mitarbeiter des Wirtschafts- und Sozialrats der Regierung, den Arbeitgeber, Gewerkschaften und Politik zu je einem Drittel besetzen. Der soll offiziell zwar nur Ratschläge und Expertisen zu Gesetzesvorhaben abgeben. Tatsächlich wird dort jedoch ausgekugelt, welche Linie als konsensfähig gilt.

Dabei geht es stets um heikle Fragen. Zur Zeit prüfen die Experten zum Beispiel, wieviel Mobilität den Arbeitslosen künftig abverlangt werden kann. Seit die Wirtschaft kräftig wächst, beklagen die Unternehmen in reichen Regionen Fachkräftemangel, während in armen Gebieten die Arbeitslosenquote über 30 Prozent beträgt. Doch die meisten Arbeitssuchenden, das



Ingenieur Acebron

### Spanische Nachwuchskräfte Die Hürden wurden gesenkt

geschaffen. „Die Beziehungen zu den Gewerkschaften sind harmonisch wie noch nie“, jubelt Antonio Manrique, Personalchef bei Siemens in Spanien.

Bislang bestand auf dem spanischen Arbeitsmarkt eine absurde Konstellation. Ein rigides Arbeitsrecht schützte alle, die feste Stellen hatten. Bei Kündigungen mußten oft extrem hohe Abfindungen gezahlt werden – bis zu 42 Monatsverdienste. In Deutschland sind selten mehr als zwölf Monatsgehälter fällig.

Diese Regeln hat die neue Regierung nun gelockert. Denn was als Schutz gedacht war, bewirkte eine Erosion: Bei neun von zehn neuen Arbeitsplätzen wurden nur Kurzzeit-Verträge abgeschlossen – selbst bei hochqualifizierten Kandidaten.

José María Acebron, 31, zum Beispiel hätte für seinen neuen Job bei der spanischen Siemens-Tochter kaum besser vorbereitet sein können: Schon 1991 gehörte Acebron zum Siemens-Förderkreis für ausgewählte Ingenieur-Studenten, für seine Diplomarbeit recherchierte er acht Monate in der Münchner Siemens-Zentrale, anschließend promovierte er in Barcelona.



Marketing-Expertin Torres

sozialistische Regierung unter Felipe González durchgesetzt. Über „contratos basura“, Müllverträge, klagen die Gewerkschaften seitdem. Damals bekam das historische Bündnis zwischen Sozialisten und Gewerkschaften tiefe Risse. Die Sozialisten privatisierten die großen Staatsbetriebe, senkten die öffentlichen Ausgaben und änderten das Arbeitsrecht per Dekret – und die Gewerkschaften quittierten das mit flächendeckendem Protest.

Heute profitiert Aznar ähnlich wie Briten-Premier Blair von den Aufräumarbeiten seiner Vorgänger. Die Gewerkschaften haben es den spanischen Konservativen leichtgemacht: Schon kleine Änderungen in ihrem Sinne, etwa beim Ladenschluß, empfanden sie als große Zugeständnisse. „Das Herz der meisten von uns schlägt zwar noch immer für die Sozialisten“, sagt José María Arche, Leiter der internatio-



Jungmanager bei Smint

zeigen Umfragen, würden eher den Beruf wechseln als den Wohnort.

Die stille Konsenssuche im Wirtschaftsrat hat Vorteile für alle Beteiligten: Die Tarifpartner steigern dadurch ihren Einfluß, haben sie sich erst einmal verständigt, setzt sich die Politik nur selten über Empfehlungen hinweg. Die Regierung wiederum kann unliebsame Entscheidungen delegieren – Gewerkschaften und Arbeitgeber rangeln erst mal untereinander.

Wie lange die neue Friedfertigkeit erhalten bleibt, weiß keiner ganz genau. Bisher haben sich die Beteiligten nur arrangiert. Über die richtige Wirtschaftspolitik wird nach wie vor gestritten: Ökonomen drängen auf weitere Arbeitsmarktreformen, die Gewerkschaften wollen statt dessen die 35-Stunden-Woche, die Arbeitgeber sind gegen alle Arbeitszeitverkürzungen.

Schon im Wahlkampf des kommenden Jahres könnten die alten Gegensätze aufbrechen. Doch anders als seine Vorgänger kann Aznar mit Beschäftigungszahlen gegen Ideologen und Miesmacher antreten, hofft Ana García Fermendia, Stabschefin beim Wirtschaftsrat: „Alle haben erst mal gelernt, daß Konsens sich lohnt.“

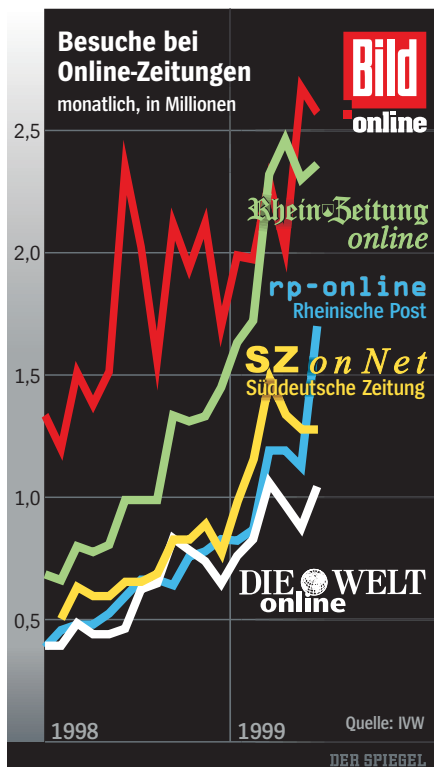
ELISABETH NIEJAHN



## INTERNET-PRESSE

## Total lokal

Mit ungewöhnlichen Ideen haben es zwei Regionalzeitungen geschafft, mit ihren Online-Ausgaben den überregionalen Konkurrenten den Rang abzulaufen. So werden die Internet-Seiten der „Rhein Zeitung“ aus Koblenz und der „Rheinischen Post“ aus Düsseldorf häufiger angeklickt als die der „Süddeutschen Zeitung“ aus München oder der „Welt“ aus Berlin – ganz zu schweigen von der „Frankfurter Allgemeinen“, die im weltweiten Netz außer Abo-Werbung wenig bereithält. „Wir sind eben sehr viel aktueller“, meint Erik Felske, Leiter der Online-Redaktion der „Rheinischen Post“. Allein der „Live-Ticker“ von der Tennismeisterschaft in Wimbledon wurde an einem Tag 120 000mal angeklickt. Zwei Drittel aller Besucher wählen die Internet-Seiten der Zeitung, um überregionale Nachrichten abzufragen. Mit „Stau-Meldungen in Echtzeit“ soll aber auch die regionale Kundschaft angezogen werden. Die „Rhein Zeitung“ in



Koblenz schaffte es mit ihrem Online-Angebot im April sogar, den Marktführer „Bild“ zu überrunden, indem laufend aktuelle dpa-Meldungen ins Netz gestellt werden. „Bild-Online“-Chef Michael Bogdan: „Man muß neidlos anerkennen, daß die ein gutes Angebot machen.“

## TV-RECHTE

## Zwei Milliarden Mark für die Bundesliga?

Ein wahrer Geldregen steht der Fußball-Bundesliga bevor. Allein für die Übertragungsrechte im Bezahl-Fernsehen (Pay-TV) fordert der Deutsche Fußball-Bund (DFB) rund 300 Millionen Mark pro Saison ab Herbst 2000 – eine Verdoppelung der bisherigen Preise. Die Münchner Kirch-Gruppe (Sat 1, Premiere World) erwägt sogar eine milliardenschwere Komplettlösung: Sie will en bloc alle Fernsehrechte der Bundesliga – Pay- und Free-TV – auf lange Sicht kaufen. Im Gespräch ist eine Laufzeit von fünf Jahren, die mit insgesamt über zwei Milliarden Mark dotiert sein dürfte. Eine solche Summe soll vor allem reiche Spitzenclubs wie Bayern München locken, die mit einer für sie profitableren Einzelvermarktung auf eigene Faust drohen. Pay-TV-Alleinanbieter Kirch hat auch im Free-TV bei der Bundesliga kaum Konkurrenz: ARD, ZDF und Medientycoon Rupert Murdoch (TM 3) sprachen sich gegen einen Rechtekauf aus. Der anstehende Deal zwischen Kirch und dem DFB sei „ein klassischer Fall der Preisbildung im zweiseitigen Monopol“, so ein Beteiligter. „Die Gespräche sind in der Frühphase“, sagt ein Kirch-Sprecher, es gebe noch keine „formalen und informellen Angebote“.



Bundesliga-Spiel (Bayern München gegen Werder Bremen)

## SOAPS

## „Marienhof“ im Kino

Aus der Herz-Schmerz-Mixtur der Daily Soaps wird erstmals ein Kinofilm. Die Münchner Produktionsfirma Bavaria dreht von Oktober an ein Leinwand-Werk zur ARD-Dauerserie „Marienhof“, das im Frühjahr 2000 erscheinen soll. Das simple Skript: Vor dem Hintergrund der Arbeiten zu der TV-Schmalzserie, die bislang immerhin 6 Hochzeiten und 16 Todesfälle erlebt hat, verlieben sich zwei Mitarbeiter des „Marienhof“-Teams. Der von den Soap-Autoren geschriebene und von Michael von Mossner produzierte Film interessiert nach einer Bavaria-Umfrage potentiell 4,5 Millionen. „Wenn nur die Hälfte ins Kino geht, haben wir einen

richtigen Hit“, sagt Sprecher Hansgert Eschweiler. Für die Schmonzette (Arbeitstitel: „Marienhof – Der Film“) will Bavaria, ein Ableger der öffentlich-rechtlichen Sender WDR und SWR, staatliche Millionen-Zuschüsse.



TV-Serie „Marienhof“



## Im Frühtau

Dem großen Manitu hat es gefallen, die Gattung des Homo sapiens in Morgenmenschen und Morgenmuffel zu teilen. Schon zur



Jugendzeit nervten die matinalen Euphoriker, die mit dem Lehrer zusammen „Im Frühtau zu Berge wir zieh'n, fallera“ schmetterten, während auf die anderen das unausgeschlafene Gemüt drückte wie der Muckefuck, den es zum Frühstück in Jugendherbergen zu trinken gab.

Später, im Beruf, lernen die Schlummerhasen die uner-

bittliche Aufgeräumtheit und die markigen „Guten Morgen!“-Wünsche der Bettflüchter fürchten.

Einzig das Fernsehen bietet dem Morgenmuffel zur Zeit noch eine Alternative: Vergangenen Freitag zum Beispiel war das wieder zu besichtigen. Während im Frühstücks-TV von Sat 1 die Moderatoren bereits um 5.30 Uhr zu Techno-Klängen die Hüften schwingen und so auf die am Wochenende ausstehende Berliner Love Parade einstimmen – selbst der Mops auf dem Sofa wedelte mit dem Schwanz dazu –, blieb dem schlafverliebten Tageseinstieger eine Oase: das gemeinsame „Morgenmagazin“ von ARD und ZDF.

Dort standen die Mitwirkenden im Regen am Starnberger See. Ein Alt-Öhi aus der Fernseh-Steinzeit, Harry Valérien, erzählte Anekdoten und rollte das R so vertraut wie eh und je, Balsam für die noch müde Seele.

Doch mit solchen Schonräumen könnte es bald vorbei sein. Pro Sieben will im nächsten Jahr eine satirische „MorningShow“ auf den Markt werfen, früh um sechs gibt's dann, wie der Sender verkündet, die „erste Late Night des Tages“. Zur Riege der Comedy-Frühsportler soll etwa Wigald Boning gehören, der mit schwer lustigen „Staureports“ und getürkten „Wetterberichten“ den Tag einläutet.

Kalauerkeulen wie die Frage nach dem Gegenteil von Reformhaus (Antwort: Reh hinterm Haus, fallera) werden im Frühtau niedergehen. Und der Trend könnte Schule machen. Die Comedy-Welle, die dem Zuschauer bereits während des Tages und am Abend auf den Wecker geht, wird selbst zum Wecker.

## QUOTEN

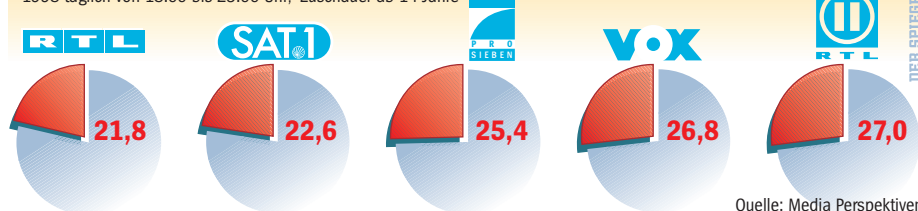
### Attraktive Werbung

Fast 5000 Spots gingen 1998 Tag für Tag auf das deutsche TV-Publikum nieder – das entspricht 31 Stunden Werbung, eine Verdopplung gegenüber 1993. Die Angst der Reklamewirtschaft und die Hoffnung der Kulturkritiker beruhen auf der Annahme, die Zahl der Werbeflüchter, die sich per Fernbedienung den Spots entziehen, sei groß. Das ist, so zeigt eine Untersuchung im Fachblatt „Media Perspektiven“, nicht der Fall. Wegzappende Reklamemuffel machen

nur rund ein Fünftel des Publikums aus. Dies ergibt sich aus dem Vergleich der Reichweiten des Programms mit denen der anschließenden Werbeblöcke. Bei ARD und ZDF, die nur am Vorabend Reklame senden dürfen, ist die Anzahl der Flüchter mit 19,0 beziehungsweise 12,9 Prozent noch geringer. Eine Illusion ist die Vermutung, gut gemachte Spots erzielen innerhalb eines Werbeblocks höhere Quoten als schlechte: Alle Spots haben die annähernd gleiche Reichweite wie der gesamte Block, nicht eben ein Anreiz, durch besonders kreative und besonders teure Beiträge aufzufallen.

#### Die Umschalter Anteil der Zuschauer, die bei Werbeblöcken den Sender wechseln

1998 täglich von 18.00 bis 23.00 Uhr, Zuschauer ab 14 Jahre



## TV-HISTORIE

### Geschichte im Fernsehspiel

Große Titel: „Besuch aus der Zone“ (1958), „Die Unverbesserlichen“ (1965), „Nachrede auf Klara Heydebreck“ (1969), „Todesspiel“ (1997) – diese Fernsehspiele und TV-Dokumentationen sind Werke, in denen sich die Geschichte der Bundesrepublik spiegelt. Insgesamt 50 solcher Produktionen aus 50 Jahren Bundesrepublik behandelt ein im Verlag der Autoren erschienenes Buch mit dem Titel „Deutschland auf der Mattscheibe“. Herausgeber ist der ehemalige WDR-Redakteur Martin Wiebel. Der verdienstvolle Band mit erklärenden Texten zu den Produktionen ist von der Wehmut über den Niedergang des politischen Fernsehspiels bestimmt. TV-ästhetische Fortschritte bei anderen Stoffen werden leider kaum erwähnt.

## PROJEKTE

### Esther teilt aus



„Im Fadenkreuz“-Star Schweins

Iris Berben („Rosa Roth“) versüßt gelegentlich als verschattete Ermittlerin den Samstagabend. Auch Hannelore Hoger („Bella Block“) wirkt zuweilen auf diesem Sendeplatz. Nun folgt als dritte Schöne im Bunde: Esther Schweins. Im Herbst wird die rothaarige Aktrice, von der Comedy („RTL Samstag Nacht“) zur ernsthaften Schauspielerin gereift, in der Reihe „Im Fadenkreuz“ zu sehen sein. Sie stellt die Chefin einer Bodyguard-Firma dar, eine mit dem St.-Pauli-Kiez vertraute Frau, die hart im Nehmen wie im Austeilen ist. Bisher sind drei Filme beschlossen, die für das ZDF von Aspekt Telefilm produziert werden.



Amick (r.) in „Freundinnen über den Tod hinaus“

## Vorschau

### Einschalten

#### Freundinnen über den Tod hinaus

**Dienstag, 20.15 Uhr, Sat 1**

Handfester US-Psychothriller, der zum erstenmal im deutschen Fernsehen zu sehen ist. Eine junge Staatsanwältin (Mädchen Amick) hat es mit einem besonders heimtückischen Serienkiller zu tun. Es entwickelt sich eine tödliche Schachpartie, in der auch ein hinterlistiger Geschworener mitmisch. Das TV-Movie verarbeitet geschickt Ver-

satzstücke, die man aus dem Kino, etwa dem „Schweigen der Lämmer“, schon kennt.

#### Dr. Vogt: Verhängnisvolle Diagnose

**Mittwoch, 20.15 Uhr, ARD**

Schon in früheren Filmen aus der ARD-Ärztereihe ist Sven-Eric Bechtolf als Darsteller des Oberarztes Vogt angenehm aufgefallen: ein Schauspieler, der mit leisen Tönen arbeitet. Auch die neue Geschichte (Regie: Ines Anna Krämer, Buch: Kai Hensel) bleibt der Linie treu, durch unspektakuläre, aber präzise Milieuzeichnung zu überzeugen. Im Mittelpunkt steht Vogts neuer Chef, Professor Jordan (Walter Kreye).

Der neue Mann an der Spitze gibt sich dynamisch. Doch bald entdeckt Vogt, daß etwas mit Professor Jordan nicht stimmt: Er leidet an Alzheimer. Kreye gelingt es beeindruckend, die Tragödie des fortschreitenden Gedächtnisverlustes darzustellen.

#### Themenabend:

#### Viagra und die Folgen

**Donnerstag, 20.45 Uhr, Arte**

Mit Diskussionen und Reportagen versucht Arte, ein Stück Lifestyle-Medizin zu klären. Eine Dokumentation (Beginn: 22.25 Uhr) nimmt sich eines besonders heiklen Problems an: der Potenzstörungen junger Menschen.

#### Polizeiruf 110:

#### Über den Dächern von Schwerin

**Sonntag, 20.15 Uhr, ARD**

Über den Dächern der Meck-Pomm-Metropole turnt nicht wie einst in Nizza Cary Grant, sondern Schornsteinfeger Jens (Uwe Rohde). Der Kaminkehrer erpreßt mit Fotos aus luftiger Höhe lokale Politikergrößen, die sich drunten mit Callgirls verlustieren. In dem Film (Regie: Hans Erich Viet) entwickelt sich eine mäßig spannende Geschichte, die nur erträglich ist, weil der bedächtige Kommissar Groth (Kurt Böwe) und sein übereifriger Kollege (Uwe Steimle) wie immer brillieren.

### Ausschalten

#### Musikantenscheune

**Montag, 20.15 Uhr, ARD**

„Holz vor der Hütte und im Kopf das Stroh, Volksmusi ist lustig, Volksmusi macht froh“, singen die Quotenkraxler.

#### Männer sind zum Küssen da

**Montag, 22.15 Uhr, ZDF**

Immer wenn es Sommer wird, verordnen die Herren des Lerchenberges dem Fernsehvolk etwas, dem es entgegenfiebert: die jährliche Dosis ZDF-Erotik. „Sommernachtsphantasien“ heißen die Filmreihen pränten-tiös, meist Ladenhüter aus den hinteren Regalen. Immerhin bringen die Liebesspiele, die – na klar – auch anspruchsvoll sein sollen, gute zwei Millionen Zuschauer. Der heutige Streifen aus den USA, eine deutsche Erstaufführung (Regie: Zoe Clarke-Williams), handelt von

einer selbstbewußten Frau (Sean Young), die Männer so konsumiert, wie es sonst die Männer mit den Frauen tun: als reine Sexobjekte.

#### Fußball

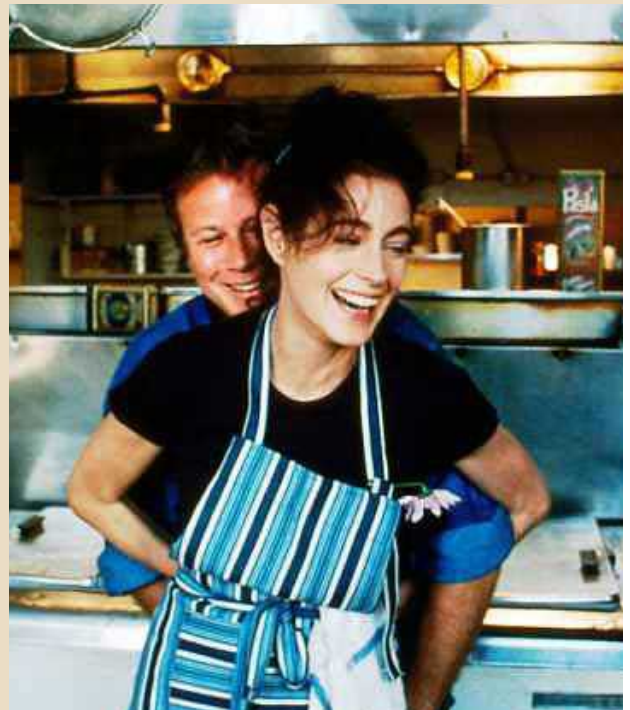
**Dienstag, 18.00 Uhr, ZDF**

Live aus dem Erzgebirgsstadion in Aue: Das erste Halbfinalspiel des DFB-Ligapokals. Aber selbst hartgesottene Lederfreunde möchten mal ruhen auf der – aua – Aue der Fußball-Losigkeit.

#### Vera am Mittag

**Mittwoch, 12.00 Uhr, Sat 1**

„Überraschung – heute heiraten wir bei Vera“. Denn was Vera zusammengefügt hat, das darf Bärbel trennen, heißt es im Buch der Talk-Propheten. Und Hans Meiser kann noch mal über alles sprechen.



Young mit John Heard in „Männer sind zum Küssen da“



TV-SHOWS

# „Das letzte Lagerfeuer“

„Wetten, daß...?“ wagt sich nach Mallorca. Das Mammutunternehmen ist logistisches Abenteuer und finanzielles Experiment. Hinter den Kulissen wird die Frage diskutiert: Wieviel Kommerz verträgt die mächtigste TV-Show Europas?

**C**harter-Ticket? Hartschalenkoffer? Sonnenöl? Als Clarissa Sturny Anfang des Jahres damit begann, ihren Mallorca-Trip zu planen, blieb es nicht beim üblichen Touristen-Paket.

Da sind zum Beispiel die 14 Container mit tonnenschwerem Bühnenkreppe, die sie durch ganz Europa transportieren, auf Fähren verfrachten und nach Palma bringen muß. Da sind die sechs Laster mit Licht-, Bild- und Tontechnik. Dazu die drei Trucks mit Scheinwerfern, gar nicht zu reden von Übertragungs- und Gerätewagen.

Sturny reist nicht allein. 206 Kameraleute und Kabelträger, Ingenieure und Techniker, Bühnen- und Maskenbildner brauchen Flüge, Hotels und einen Terminplan. 211 Künstler, Komparsen und Kandidaten müssen betütert und bei Laune gehalten werden.

Sturny sucht auf Mallorca keinen Zeitvertreib. Als Produktionsleiterin von „Wetten, daß...?“ organisiert sie ihn. Am kommenden Samstag soll der funkelndste Stern am europäischen TV-Unterhaltungshimmel das erstmal auf der Urlaubsinsel leuchten.

Und weil dieser Stern immer schon heller strahlte als alle anderen, braucht er schrecklich viel Strom. In der alten Stierkampfarena Coliseo Balear mußte Sturny die Steckdosen nur scharf anschauen, „dann würden wir wahrscheinlich schon ganz Palma lahmlegen“. Im Februar hat sie vor Ort den Mietvertrag klagemacht und war angenehm erschüttert von dem ebenso bezaubernden wie maroden Ambiente. Also wird auch die eigene Stromversorgung eingepackt.



Moderator Gottschalk mit Regisseur Arnz, mit Madonna (1998), Jackson (1995): Nur Bill Clinton

Aber was ist, wenn Fahren oder Fluggesellschaften plötzlich streiken? Was, wenn es am 17. Juli regnet? Und was erst soll sie tun, wenn brütende Hitze das Theater mit seinen 5600 Zuschauern und 417 ZDF-Helfern in einen Kochtopf verwandelt?

Die 49jährige wird dafür bezahlt, das Unplanbare zu planen. Das ist diesmal besonders kostspielig. Und wenn sie eines nicht mehr hören kann, dann sind es jene Bedenkenträger, die ihr vorrechnen, daß das mediale Auslandsabenteuer viel zu teuer wird mit all den Eventualitäten.

Eine normale „Wetten, daß...?“-Sendung kostet rund 1,6 Millionen Mark. Der Mallorca-Trip kann weit mehr als das Doppelte verschlingen, wird intern orakelt, auch wenn die Werbewirtschaft gern bereit wäre, mit mehr Geld einzuspringen. Das öffentlich-rechtliche ZDF zieht sich. Noch. Werbung jenseits der 20-Uhr-Schallmauer ist verpönt bis verboten. Man hat einen Auftrag, auch wenn der „Unterhaltung“ heißt.

Plattenbosse zum Beispiel bezahlen die „Wetten, daß...“-Auftritte ihrer Supermegagiga-Weltstars schon immer selbst,

weil man eine neue CD, Tournee oder wenigstens Schönheit nirgendwo sonst so groß rausbringen kann. Seit Jahren hat Haribo den Moderatoren-Star Thomas Gottschalk unter Vertrag. Zwei Millionen Mark soll er jährlich für seine Goldbären-Auftritte bekommen. Seit wenigen Monaten darf das Nasch-Werk auch die Show sponsern.

Doch weil das diesmal alles noch nicht reichte, durfte erstmals ein Charterunternehmen mit einsteigen. LTU organisiert alle Flüge und Hotels sowie den gesamten Kartenverkauf. Im ZDF wird nicht nur der schleichende Werbe-Einfall durchaus argwöhnisch beobachtet.

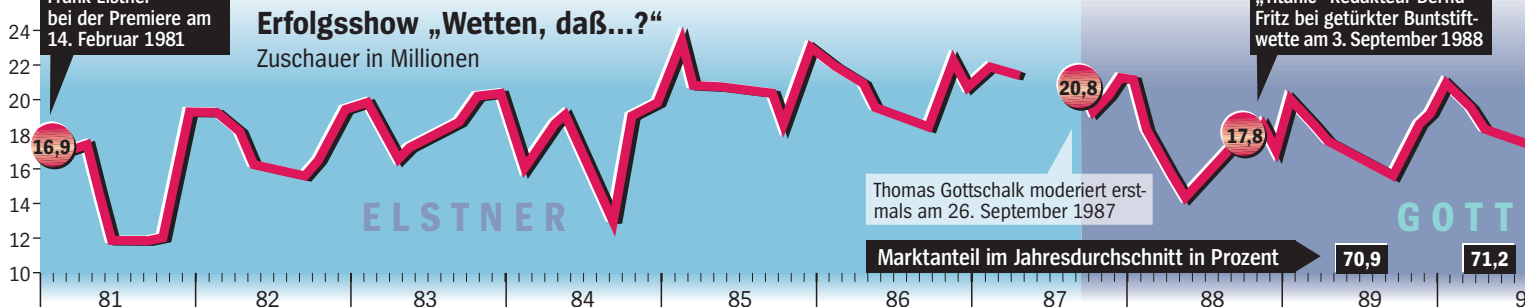
Vor acht Jahren wagte sich die Show in Xanten das erstmal unter freien Himmel und wäre im Regen fast abgesoffen. Gottschalks Berater Antonio Geissler kann deshalb momentan gar nicht tief genug stapeln: „Mallorca ist ein Experiment“ – auch für die Frage: Wieviel Kommerz verträgt die Show in Zukunft?



Frank Elstner bei der Premiere am 14. Februar 1981



„Titanic“-Redakteur Bernd Fritz bei getürkter Buntstiftwette am 3. September 1988







Coliseo Balear in Palma de Mallorca



Wenn ZDF-Unterhaltungschef Viktor Worms der Kopf der Show ist, Regisseur Arnz ihr Arm und Gottschalk das Gesicht, dann ist Weber ihr Herz. Mit Assistentin und Sekretärin sitzt sie im 8. Stock des ZDF-Hochhauses am Mainzer Lerchenberg und... nichts und. Wo man Scharen zynischer Entertainment-Profis erwartet, sieht es aus wie in der Kfz-Zulassungsstelle von Hagen: still, langweilig, betulich.

„Wetten, daß...?“ ist auf beinahe bizarre Art ein Familienbetrieb geblieben, zu dessen innerstem Kreis neben Sturny, Arnz und Weber, Gottschalk, Geissler und Worms nur wenige Zugang haben. Die alljährliche Klausurtagung zur Planung der nächsten sechs Sendungen ist wohl der geheimste Zirkel, den das ZDF zu bieten hat.

Nach jeder Show sichtet Weber in ihrer kleinen Bürowabe 1500 Wettvorschläge, wählt aus und prüft, bevor sich ihr Millionenpublikum fragen darf: Kann jemand mit einem Mähdrescher das Alphabet in eine Tastatur hacken, eine Wärmflasche so lange aufblasen, bis sie platzt, oder Fußballer nur an deren Waden erkennen?

„Die Faszination des Schrecklichen“ nennt Regisseur Arnz den Zuschauerreiz am live vorgebrachten Absurditäten-Kabinett germanischer Tüftelleidenschaft. Die Show habe das „Glück der frühen Ge-

und der Papst waren noch nicht da, aber was haben die beiden schon zu verkaufen?

„Mallorca war eine Schnapsidee“, sagt Regisseur Alexander Arnz, der das Format vor 18 Jahren mit Frank Elstner erfand. Damals, nach der ersten Sendung in der Düsseldorfer Messehalle, ließ er die Premierenfeier sausen, fuhr nach Hause und stöhnte seiner Frau entgegen: „Jetzt muß ich wieder Lkw fahren.“

Die Premiere war nicht schlecht, sie war eine Katastrophe: Eine geschlagene Stunde lang hatte Elstner mit seinem Grundschullehrer-Charme gebraucht, um überhaupt die Spielregeln zu erklären. Der halbblinde Stargast Curd Jürgens schoß einen Armbrustpfeil neben die Zielscheibe, und Elstner schrie dennoch: „Treffer.“

Irgendwas traf die Show dennoch: zunächst das Herz der Kritiker, viel später sogar das der Zuschauer. Der verwiterte Bühnen-Bär Arnz hat seit-her alles überstanden: vier Unterhaltungschefs und drei Moderatorenwechsel, Quotentäler und die Höhenflüge eitler Künst-

ler. Als die schwarze Popchanteuse Grace Jones das komplette Bühnenbild umwerfen wollte, schmiß Arnz lieber sie raus.

Auch die Show hat alles überlebt: die Krawallkonkurrenz der Privatsender wie das Moderations-Intermezzo des Quoten-Ossis Wolfgang Lippert oder den Skandal um Bernd Fritz. Der Redakteur des Satiereblättchens „Titanic“ mogelte sich an allen Vorkontrollen vorbei, gab als Wettkandidat vor, er könne Buntstifte nur am Geschmack erkennen, und grinste dann knapp 18 Millionen Deutschen live entgegen, alles sei nur Betrug gewesen. Der „Titanic“-Redakteur hatte unter der Augenblende durchgelinst.

Sie könne diesen Super-GAU noch heute nicht fassen, sagt Beate Weber, die zuständige ZDF-Redakteurin. Sie habe am Bühnenrand gestanden, Fritz gehört und kein Wort verstanden, „als rede der in einer Fremdsprache“. Elf Jahre ist das nun her, aber die 43jährige hat seither kein Wort mit dem Fälscher gewechselt. „Ich habe mich in einem Menschen getäuscht“, sagt sie bitter. „Ich bin da ziemlich sensibel.“

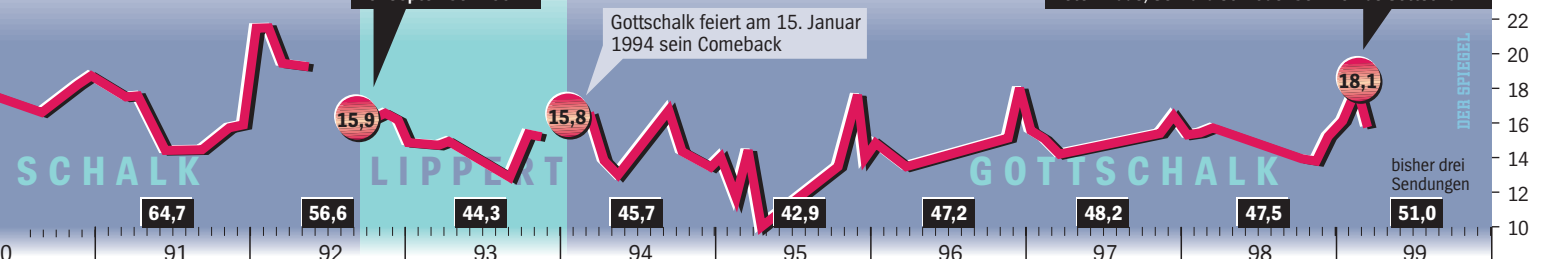


Wolfgang Lippert übernimmt die Show am 26. September 1992

Gottschalk feiert am 15. Januar 1994 sein Comeback



Prominente Gäste (v. li.) am 20. Februar 1999: Harald Schmidt, Heidi Klum, Helmut Dietl, Veronica Ferres, Peter Kraus, Gerhard Schröder bei Thomas Gottschalk



burt“, glaubt Weber, weil sie ihre Größe in der Urzeit des öffentlich-rechtlichen Monopols errang, als Einschaltquoten von 20 Millionen noch zum guten Ton gehörten. Zumindest ist sie der einzige Monolith aus grauer TV-Zeit, der seine Größe konservieren konnte. „Das letzte deutsche Lagerfeuer“, schwärmt Worms von Romantik, Risiko und den Ritualen deutscher Wochenendgemütlichkeit.

Mittlerweile ist das Lagerfeuer der größten und mächtigsten TV-Hochöfen Europas. Sechsmal im Jahr ein nationales Ereignis mit internationaler Dekoration. In der monatlichen Quoten-Abrechnung kann eine einzige Zwei-Stunden-Show ein halbes Prozent ausmachen.

Wenn die Eurovisionshymne erklingt, schaut jeder zweite Deutsche zu, der gerade vor der Glotze hockt – nicht nur, wenn sich Paul McCartney, Cher oder Madonna angekündigt haben. Zu „Wetten, daß...?“ kommt mittlerweile jeder. Nur der Papst und Bill Clinton waren noch nicht da. Aber was haben die schon zu verkaufen?

Die deutsche Musikindustrie war die erste Branche, die den unglaublichen Werbewert des TV-Wanderzirkusses erkannte. „Dort drängeln sich die Superstars“, sagt der EMI-Electrola-Chef Heinz Canibol. „So einer Show brauchst du nicht mit Karlchen Atemlos zu kommen“, sekundiert sein BMG-Ariola-Kollege Thomas Stein und kobert das ZDF lieber gleich mit eigener A-Klasse: Whitney Houston auf-



**ZDF-Redakteurin Weber**  
„Glück der frühen Geburt“

wärts. Mediale Macht sucht massenkompatiblen Mainstream – und findet ihn auch.

Bevor Michael Jackson vor dreieinhalb Jahren bei „Wetten, daß...?“ auftrat, war sein Album „History“ längst wieder in den Katakomben der Chart-Statistiker verschwunden. Sony-Chef Jochen Leuschner bekommt noch heute leuchtende Augen: Jackson bei Gottschalk sei „vielleicht das Aufregendste“ gewesen, was er bislang erlebt habe.

Nicht nur, weil er vorher knapp eine Million Mark investieren mußte, um den Star überhaupt ins Land zu holen. Nach der

Show schoß die Platte zurück an die Spitze der Charts und verkaufte sich noch 600 000 mal. „Das war“, schwärmt Leuschner, „ein Riesenschub.“

Für ein bißchen Werbung täte die Industrie fast alles, um bei „Wetten, daß...?“ präsent zu sein. LTU übernahm nun nicht nur den Transport und die Unterbringung der ZDF-Mannschaft, sondern auch den komplizierten Kartenverkauf. 88 Mark kosteten die Mallorca-Tickets, die längst zu Schwarzmarktpreisen bis zu 1000 Mark gehandelt werden sollen.

2000 Karten schlug LTU auf der Insel los, 3600 in Deutschland. Knapp die Hälfte der hiesigen Käufer buchte einen Urlaub um das Samstagabendereignis herum. Es sei „ein sehr gutes Geschäft“, sagt LTU-Mann Marco Dadomo, „und knallhart kalkuliert“.

ZDF-intern wird die fürsorgliche Belagerung durch Wirtschaft und Werbung dennoch kritisch gesehen, spätestens seit Gottschalk in der Februar-Sendung den Film „Late Show“ vorstellte. Gottschalk war einer der Hauptdarsteller und hatte als Gäste auch noch den Regisseur Helmut Dietl sowie seine Film-Kollegen Veronica Ferres und Harald Schmidt eingeladen, um mit ihnen das gemeinsame Produkt zu promoten.

„Wir dürfen das Format nicht im geringsten verbiegen“, sagt Unterhaltungschef Worms. Gegen plumpe Werbeauftritte „sind wir immun“. Über weniger plumpe Geschäfte denken derweil Gottschalks Bruder Christoph und seine Firma Dolce Media nach. Mallorca soll erst der Anfang sein.

Der Vermarktungs-Mann lächelt milde, wenn er an die T-Shirts, Baseball-Käppis oder Brettspiele denkt, die bislang unter dem Namen der Show verkauft wurden. Er träumt von Internet-Angeboten, flankierenden „Events“ rund um die Show und einer Auktion von Star-Devotionalien. „Wäre doch toll, wenn wir mal Madonnas BH versteigern könnten oder ein Notenblatt von Paul McCartney.“

Ja, wenn man bei einem Privatsender wäre... Dann gäbe es wunderbar teure Werbepausen und Gewinnsuperlative (gestiftet von DaimlerChrysler bis TUI), es gäbe „Wetten, daß...?“-Spielzeuge, -Reisen und -Autos und vielleicht eine Modekollektion mit dem Slogan: „Wetten, daß Sie damit nicht nur Ihrer Frau imponieren?“

Es gehe „nicht ums Geldverdienen“, sagt Christoph Gottschalk, „sondern darum, die riesigen Kosten zu kompensieren“. Dann könne man mit der Show ja auch mal nach Kapstadt, Teneriffa oder Florida, was dann zwar noch teurer werden würde, aber...

Produktionsleiterin Sturny hat zwar momentan wirklich keine Zeit für derlei Planspiele, ist aber präventiv „sprachlos“. Nach dem kommenden Samstag, sagt sie, muß sie erst mal Urlaub machen. „Aber nicht auf Mallorca.“

THOMAS TUMA



# Souvenirs aus dem Müll?

Ein angesehener Bildjournalist hat offenbar unter seinem eigenen Namen Fotos von Kollegen vermarktet – viel Arbeit für deutsche Richter.

Ob er Seesterne aufnahm, die auf einen Sandstrand gespült worden waren, ob er tätowierte Kohlen-schlepper aus der DDR ablichtete oder das futuristisch anmutende Bauwerk der Universität von Katar – Fans und Kollegen schätzten die Bilder des Esseners Eberhard Grames, 46, fast immer als Meisterwerke.

Als einer der wenigen Deutschen durfte Grames seine stilvollen Kompositionen im New Yorker Museum of Modern Art ausstellen. Seine Bildbände haben längst Kultstatus. Und überall in Deutschland saß der bekannte Lichtbildner in Gremien, die sich der Förderung des Nachwuchses verschrieben haben.

Ausgerechnet der Schöngest unter Deutschlands Fotografen hat nun die ganze Branche in Aufruhr versetzt: Jüngere Kollegen werfen Grames vor, er habe sie abgezockt. Die Justiz beschäftigt sich gleich mehrfach mit dem Fall. In einem ersten Urteil nach einem Hauptsacheverfahren bescheinigte das Landgericht Hamburg dem bärtigen Lichtbildner, er habe Kollegen betrogen: Grames habe sich von ihnen Fotos angeeignet und unter seinem Namen verkauft.

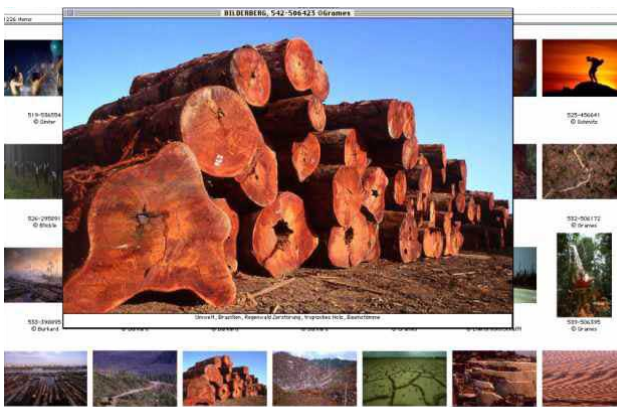
Nur durch Zufall, sagen die Betroffenen, seien sie Grames auf die Schliche gekommen: Der eine fand seine Panorama-Aufnahmen von der portugiesischen Algarve im Foyer der Firma Agfa in Leverkusen ausgestellt, ein anderer entdeckte sein Bild von einem belebten Café in Barcelona in einem Fachmagazin, ein dritter sah sein Foto aus dem Regenwald von Brasilien in einer Wochenzeitung. Angeblicher Schöpfer aller Bilder: Eberhard Grames.

Bei dem Bilderstreit geht es für die Fotografen um Grundsätzliches. Die meisten von ihnen arbeiten als Freiberufler. Viele dienen als „Assistenten“ zunächst bei den Etablierten, um überhaupt ins Geschäft zu kommen. So machte sich auch zunächst niemand Gedanken, als Grames sie auf Fotoreisen schickte.

Um auf ein angemessenes Einkommen zu kommen, sind die meisten Lichtbildner auf strikte Vermarktung ihrer Fotos angewiesen. Seitdem es möglich ist, Bilder am Computer fast beliebig zu manipulieren und damit auch die Urheberschaft zu kaschieren, wachen die Bildberichterstat-ter



Fotograf Grames: „Orgie der Hinterhältigkeit“



Angebliches Grames-Foto\*: Marktängiges Diamaterial

noch pingeliger als früher über korrektes Geschäftsgebaren.

Der Streit eskalierte, nachdem das Verbandsorgan „FreeLens“ Ende 1997 Grames' Praktiken angeprangert hatte. Dem Fotografen wurde in dem Bericht vorgeworfen, daß er das Archivmaterial einiger Kollegen „nach marktängigem Diamaterial durchgekämmt“ habe, um es der Fotoagentur allover seiner Freundin zugänglich zu machen.

Im nachhinein hätten sich viele Abrechnungen der Agentur als falsch oder „offenkundig manipuliert“ herausgestellt, Fotografen hätten in Einzelfällen nur einen Bruchteil des ihnen zustehenden Honorars bekommen. Allover stritt alle Vorwürfe ab und konterte mit Strafanzeigen.

Mehr als alles andere kritisierten die Lichtbildner aber, daß Grames ihre Fotos als eigene ausgegeben habe. Der Meister habe sie aus unterschiedlichen Gründen in die ganze Welt geschickt und später Fotos aus Spanien, Portugal, Brasilien oder

\* Aus dem Regenwald.

Holland ohne ihr Wissen unter seinem Namen veröffentlicht.

Als die Vorwürfe öffentlich wurden, witterte Grames eine „generalstabsmäßig geplante Intrige“ gegen sich und seine Freundin: Die Beschuldigungen durch die Kollegen seien „eine Orgie der Hinterhältigkeit“. Die Fachwelt informierte er mit einer achtseitigen Hochglanzbrochure über seine Sicht der Dinge. Und „FreeLens“ schickte er zu 28 Punkten eine Gegendarstellung.

Hamburger Richter mußten schließlich entscheiden, wer nun auf den Auslöser gedrückt hatte. Daß japanische Reisegruppen vom Eiffelturm schon mal völlig identische Fotos schießen können, ist durchaus denkbar. Aber die „theoretische Möglichkeit“, daß Aufnahmen wie vom Platz in Barcelona gleich von zwei Fotografen gemacht werden können, schlossen die Hamburger Richter aus.

Als Beweis dafür, daß sie und nicht Grames fotografiert hatten, legten die Grames-Gegner Bilder aus der gleichen Reihe vor, die noch in ihrem Besitz waren.

Nach eingehender Prüfung der Fotos, nach der

Anhörung von Zeugen und der Begutachtung von Reiseunterlagen kam das Gericht zu dem Schluß, daß Grames tatsächlich „ihm gelieferte Fotos unter eigenem Namen vermarktet“ hat. Der Artikel in „FreeLens“ wurde, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, als wahr beurteilt.

Doch das Scharmützel wird schon bald in die nächste Runde gehen: Die Fotografen haben ihren einstigen Förderer wegen Prozeßbetrugs und dessen Freundin wegen Abrechnungsbetrugs angezeigt.

Grames wiederum stellte bei der Staatsanwaltschaft Strafantrag gegen die Kollegen wegen angeblich falscher Erklärung an Eides statt. Er beharrt darauf, daß er die Bilder gemacht habe. Die von seinen Widersachern beigebrachten Dias seien „Assistenten-Souvenirs aus der Mülltonne“. Sein Anwalt weist ausdrücklich darauf hin, daß das Urteil noch nicht rechtskräftig ist; ob Grames Rechtsmittel einlegt, werde geprüft.

Die Annahme indes, urteilte das Hamburger Gericht, „daß alle diese Fotografen den Kläger bestohlen, ist gänzlich unwahrscheinlich“.

UDO LUDWIG





TRENDS

## Schmuggeln als Sport

Der Edinburgher Hugo Fluendy, 30, über das neue britische Szene-Hobby „Shop Putting“

**SPIEGEL:** Herr Fluendy, Shop Putter schmuggeln eigene Kleidung in Markenläden und hoffen, daß Leute sie zu kaufen versuchen. Was bezwecken Sie mit dieser Aktion?

**Fluendy:** Wir wollen darauf aufmerksam machen, daß die Konsumkultur dabei ist, Individualität ganz und gar auszumerzen.

**SPIEGEL:** Es kann doch aber jeder Mensch kaufen, worauf er Lust hat.

**Fluendy:** Das ist eben der Irrtum. Mode ist heute völlig homogen. Von Chicago bis Schanghai bekommen Sie in den gleichen Kettenläden die gleichen Klamotten.

**SPIEGEL:** Was haben Sie denn schon versucht, in einem Laden zu verkaufen?

**Fluendy:** In dem Markenshop „Diesel“ habe ich die Bluse einer Stewardess von British Airways auf die Stange geschmuggelt. Mit getürktem Preisschild.

**SPIEGEL:** Und warteten dann stundenlang, ob sie gekauft wird?

**Fluendy:** Nein, ich will ja nicht auffallen. Wenn der Schwindel auffliegt, bin ich meist nicht dabei.

**SPIEGEL:** Wie reagieren die Abteilungsleiter?

**Fluendy:** Bei Diesel waren sie glücklich. Sie sagten, sie fänden alles gut, das zum Denken anregt.

**SPIEGEL:** Strafe hat man Ihnen noch nicht angedroht?

**Fluendy:** Ich glaube, Shop Putting befindet sich in einer juristischen Grauzone. Aber wenn ich dafür mal vor Gericht müßte, hätte ich großen Spaß.



Fluendy

A. DASCHNER

MODE

## Poesie für die Wäsche

Wer heute noch mit dem Bedrucken von T-Shirts groß herauskommen will, scheint naiv. Für die Hamburger Dichterin Ina Kurz, 34, ist der Plan aufgegangen. Am Anfang waren die Hemdchen bloß Werbung für Kurz' Jobvermittlungsagentur „Maegde u. Knechte“, bis die meisten Anrufer „nicht mehr nach Jobs fragten, sondern nur noch

nach den T-Shirts “. Seit Kurz' Worte prominente Oberkörper wie die von Nena, Marius Müller-Westernhagen und DJ Hell kleiden, haben manche Einsichten der studierten Theologin die Welt gesehen. Da steht dann etwa „Arbeit macht Arbeit“ oder „Geistige Sanität“ oder „Elastisches Gewissen“. Die per Hand aufgedruckten und waschmaschinenfesten Bekenntnisse

finden sich zwischen Halsausschnitt und Brust, denn von Oberweite verzerrte Buchstaben sind Kurz' Sache nicht, „das lenkt vom Denken ab“. Sofern sie nicht gerade nach New York liefert oder in Bundeswehrdepots Unterhemden abstaubt, hilft die Dichterin jedem Besucher ihres Hamburger Ateliers, die für ihn richtige Wortwahl zu treffen.



FOTOS: A. STEFFEN (ILL.: M. WITT (re.))

Sängerin Nena (mit Sohn), Dichterin Kurz



WERBUNG

## Hartes Leben

Als gutem Grund ist Juno rund“ – das leuchtet ein. Nach dem Sinn des Spruchs sollte man nicht fragen, Argumente haben in der Werbung nichts verloren: „Sind wir nicht alle ein bißchen Bluna?“ scherzte einst eine Brausefirma, und Camelia schenkte „allen Frauen Sicherheit und Selbstvertrauen“. Dem Linguisten Roman Jakobson zufolge schätzt der Mensch am Reim, daß er sich einprägt. Das gilt auch für politische Slogans: „Jetzt zur Wahl seid alle schlauer – wählt SPD und Ollenhauer“, so was läßt

sich hören, im Unterschied zum steifen „Freiheit statt Sozialismus“. Wann und von wem diese Ohrwürmer gedichtet wurden, verrät Wolfgang Hars' „Lexikon der Werbesprüche“ (Eichborn Verlag; 408 Seiten) – ein alphabetischer Leitfaden durch die Reklame-Geschichte der Bundesrepublik. Nebenbei gibt

das Buch Einblick in den Wandel deutscher Sitten: Als Anfang der achtziger Jahre Hakle-Toilettenpapier versprach, das Leben habe „wieder ein kleines bißchen an Härte verloren“, streikte die ARD. So was könne man niemandem zum Abendessen zumuten, entschieden die Verantwortlichen und verboten die Ausstrahlung.





# Die jungen Milden

Sie halten Sex für überschätzt, Rebellion für eine hohle Geste und beharren auf dem Recht, ihre Vorstellungen vom Lebensglück individuell und auf eigene Rechnung zu verwirklichen: Nach den skeptischen Jungen der Aufbaujahre, den Revoluzzern von '68 und der Spaßguerrilla der Neunziger präsentiert sich die Jugend der Jahrtausendwende als pragmatische Generation.

**D**ie ganze Welt ist eine Party – und die Love Parade in Berlin längst das Routine-Bacchanal der Epoche. Infernalisch lärmend, halb nackt, grell bunt und schwer gut drauf trat die Jugend '99 am Wochenende abermals an, die Hauptstadt in einen hippen Hoppelgarten zu verwandeln. Traditionell treiben kiloweise Aufputschdrogen, Unmengen von Powerdrinks und Alkohol die Jubelfeier der schieren Selbstbegeisterung an, das Zucken Hunderttausender Arme und Beine in Ekstase.







**Love Parade in Berlin 1997,  
Skater-Show**  
*Ich-Suche im Dschungel des  
Hier und Jetzt*

Von 50 Trucks mit Hunderten von Riesen-Boxen stießen wummernde Beats in die tanzenden Leiber; und für den Abend nach der großen Tortour de Dance luden die Techno-Clubs von Berlin zum Weiterzappeln mit Sven Väth, DJ Moguai, Niels van Gogh, DJ Tomcraft und zahllosen anderen Plattengurus. Motto des gigantomanen Liebesspektakels: „Music is the key“.

Frei nach Bundeskanzler Gerhard Schröder: Wir haben verstanden, aber – der

Schlüssel zu was? Etwa zum Verständnis der Jugend von heute?

Seit die Love Parade in den frühen neunziger Jahren zum fröhlichen Massenevent und zum Kultereignis wurde, fragen Eltern, Sozialforscher, Medienwissenschaftler und Journalisten: Was treibt sie da eigentlich, unsere Jugend? Was treibt sie an, was treibt sie um – und wohin geht sie? Wie soll man sie überhaupt nennen, die heute 15- bis 25jährigen Millennium-Kids?

Die 68er kennt jedes aufgeweckte Kind – mit Schröder und Fischer sitzen sie in der Bundesregierung und kämpfen um Sparhaushalt und Rentenreform. Auch die 78er, Nachzügler der Revolte, WG-erprobt, Müsli-gestählt und gehärtet im Beziehungskampf, sind zusammen mit den Pionieren der Punk-Bewegung unauffällig ins Establishment nachgerutscht. Und die 89er, Teenager und Twens beim Mauerfall, haben die Not zur Tugend gemacht und schlugen ohne ideologisches Gepäck gleich den Direktkurs auf Erfolg und Karriere ein – nicht RAF, sondern BWL war ihr Ding, nicht das Kapital entlarven, sondern es schnell vermehren, das Motto.

Was bleibt da den 99ern? Die „Generation Y“, wie ratlose US-Marktforscher die Jungkonsumenten der Gegenwart behelfsweise nennen (siehe Seite 107), scheint eine Jugend im Vorbeirauschen zu sein, ohne eigenes Verhältnis zu ihrer Zeit: Wie auch die vom SPIEGEL in Auftrag gegebene Emnid-Umfrage unter mehr als 1000 Jugendlichen zeigt, ist sie eine No-Label-Generation, mit der weder eine Vision noch deren Gegenteil, etwa der Schlachtruf „No Fu-

G. SCHÖNHARTING / OSTKREUZ

## Jugend 1999 SPIEGEL-Umfrage unter den 15- bis 25jährigen; Angaben in Prozent

Wogegen lohnt es sich zu **kämpfen**?

Mehrfachnennungen möglich

Umweltzerstörung	95
soziale Ungerechtigkeit	90
Diktatoren	83
Spaßfeindlichkeit der Gesellschaft	56
Politiker	44
Autoritäten wie Eltern oder Lehrer	26

Wovor haben Sie am meisten **Angst**?

Krieg	53
Einsamkeit	13
Arbeitslosigkeit	13
Umweltkatastrophen	10
Kriminalität	6
Scheidung der Eltern	5

Welcher Begriff paßt am besten zu Ihrer **Generation**?

realistisch	33
cool	24
ehrig	21
verträumt	19
politisch	2

Welche der folgenden Aussagen beschreiben am besten Ihr Verhältnis zum **Staat**?

Ich fühle mich verantwortlich für das, was in meinem Land passiert	61
Was der Staat macht, interessiert mich nur, wenn es mich betrifft	34
Was der Staat macht, ist mir egal	4

DER SPIEGEL





Kundin in einem Berliner Szene-Laden: Jagd nach einem Leben ohne Langeweile

ture!“, das Protest-Fanal in den frühen Achtzigern, zu verbinden ist.

Auf die Sinn-Fahnder der Linken und die kritischen Köpfe unter den heute 40jährigen wirkt die neueste Jugend leicht wie die Spreu im Winde, präsent auf jeder Benutzeroberfläche, aber geschichtslos, ohne Anker im Zeitgeist. Zehn Jahre nach dem Fall der Mauer, 50 Jahre nach Gründung der Bundesrepublik, am Übergang ins nächste Jahrtausend: nur Drum'n'Bass und Dosenbier, MTV samt Hohn und Spott?

„Die wissen einfach nichts mehr“, erzählte jüngst TV-Entertainer Harald Schmidt, 41, in kleiner Runde aus eigener Erfahrung über seine blutjungen Mitarbeiter. Der Late-Night-Zyniker ehrlich entsetzt: „Die wissen nicht mal mehr, wer Uwe Seeler war.“

Schmidt kennt Ulrike Hanitzsch, 21, nicht. Sie weiß es. Über sich und ihre Altersgenossen urteilt die in Schwerin geborene Dolmetsch-Studentin für Portugiesisch und Italienisch: „Wir probieren herum und suchen das Beste für uns.“ Dann buchstabiert sie vorsichtshalber die Konsonantenfolge ihres Namens zum Mitschreiben: „Wie Nietzsche, nur ohne e.“ Verwirrende Jugend – also doch gebildet?

Eigentlich möchte Hanitzsch Schauspielerin werden; für den Fall, daß das nicht klappt, betreibt sie ihr Studium mit großer

Disziplin – nur auf vielen Gleisen gibt es den Weg zum Glück. Die Studentin singt in einem Chor, treibt Sport, ist politisch interessiert, geht wählen, liest Zeitung und hat seit der Wende „ganz Europa“ und halb Südamerika bereist – Brasilien, Argentinien, Paraguay inklusive. Nur Techno



„Wir probieren herum und suchen das Beste für uns“

Rossella Cestaro, 23, und Ulrike Hanitzsch, 21, Studentinnen

mag sie nicht. Eigentlich mag keiner ihrer Freunde Techno. Lieber hören sie die neuesten Nachrichten aus aller Welt.

Ihre Tischnachbarin im Berliner Szene-Lokal „Strandbad-Mitte“, Rossella Cestaro, 23, hört sowieso nur klassische Musik. Tanzen geht sie nicht. „Lieber lese ich einen Roman.“ Seit einem Dreivierteljahr lebt die Italienerin aus der Nähe von Triest in der deutschen Hauptstadt und bereitet sich für die Aufnahmeprüfung an der Musikhochschule im Fach Violine vor. Auch Sven

Haeusler, 30, der ein Musikstudio in Berlin betreibt, kann mit der Love Parade nichts anfangen: „Das Ding ist sowieso völlig beliebig geworden“, kommentiert er fachmännisch. „Musikalisch sind die Leute um 20 eh nicht mehr so festgelegt. Überall entwickeln sich Mischformen wie Jazz-Jungle oder Surf-Jungle“ – wer auf seine Individualität hält, der braucht für die eigenen Vorlieben einen exquisiten Namen.

Klischees sind dazu da, der Wirklichkeit ausgeliefert zu werden: Die 90er sind so wenig wie die 68er oder 89er eine auch nur annähernd homogene Altersgruppe, und die Love Parade, der Exzeß für nur einen Tag, steht keineswegs als das einzige Symbol ihrer Generation da. Das Motto „Gib Gas – Ich will Spaß“ ist nicht das programmatische Bekenntnis der Milleniumkids.

Ob es die skeptische Generation der fünfziger Jahre war, die antiautoritäre der späten sechziger, die Punks Ende der siebziger oder die Yuppies der achtziger Jahre – stets prägte eine aktive Minderheit das Bild der Jungen für die Gesellschaft, und auch der Nachwuchs identifizierte sich damit. Jugend war immer eine Vorhut. Den existentialistischen, moralischen, revoltierenden oder geschäftstüchtigen Trendsettern folgte, in gehörigem Abstand, gewiß, der gesellschaftliche Mainstream.

Die gegenwärtig 15- bis 25jährigen gehören zur ersten Generation in der Bundes-

republik, die ohne Revolte, ja ohne irgend-einen deutlich artikulierten Widerspruch gegen die Älteren, zumal die leiblichen Eltern, aufzuwachsen scheint. 95 Prozent haben Vertrauen zu ihren Eltern, 63 Prozent beschreiben ihre Erziehung als „liebervoll“. „Meine Mutter ist wie eine gute Freundin“, sagt etwa die 16jährige Schülerin Lea Römer, „wir gehen sogar gemeinsam auf Partys.“ Ihre Cousine Levke, 18, pflichtet bei: „Wir haben unseren Eltern nichts vorzuwerfen, wir profitieren von ihrer Toleranz.“

Ein ganz neuer Zug der Zeit. Sogar die als unpolitisch gescholtenen 89er konnten mit einem prononciert postideologischen Pragmatismus, mit Yuppie-Gehabe und geckenhaftem Börsen-Outfit ihre oft sozial und politisch engagierten Eltern verstören.

Nun aber scheint jede Möglichkeit verschwunden, sich politisch, kulturell und ästhetisch von den Alten abzusetzen – von einem Programm einer radikal anderen Zukunft, einst Utopie genannt, dem „Noch-nicht“-Universum des Philosophen Ernst Bloch, ganz zu schweigen.

Passend zum Millennium-Wechsel präsentiert die Generation der 99er die Summe der Hoffnungen und Enttäuschungen des 20. Jahrhunderts: eine Mischung aus Desillusionierung und neuer Lust auf Wirklichkeit.

Bei der Abschiedssitzung des Deutschen Bundestages in Bonn am 1. Juli trat die neue Situation zutage: Junge grüne Abgeordnete applaudierten dem christdemokratischen Altkanzler Kohl. Milde blickten die Nachkommen auf die Vergangenheit, frühweise auf die Gegenwart. „Die BRD“, findet der Hamburger Gymnasiast Thorsten, „ist ein guter Staat, dessen sind wir uns bewußt. Unsere Kritik ist nur Feilarbeit.“

Es scheint, als manifestiere sich hier der diffuse Konsens über die demokratische Gesellschaft der Bundesrepublik, deren wesentliche Botschaft die ihrer eigenen – erfolgreichen – Kontinuität ist.

Im Osten allerdings sind nicht alle so sanft gestimmt. In der gesamtdeutschen Jugend, der ersten Generation, die mit der Wiedervereinigung und ohne Mauer aufgewachsen ist, bilden die jungen Rechten den Sonderfall. Sie rebellieren gegen den verordneten Antifaschismus ihrer Eltern mit Fremdenfeindlichkeit und Gewalt: Glatzen, Springerstiefel und die Reichskriegsflagge gehören für sie zur stolzen Alltagsdemonstration ihrer Gesinnung – nicht mehr bloß versteckt und in dunklen Spelunken, sondern im Jugendzentrum und auf der Straße.

Es fehlt nicht an Ursachenerklärungen für den Rechtsextremismus und die seltsam aggressive Angst vor Fremden: Christian Pfeiffer, westdeutscher Kriminologe, macht unter anderem die frühe Sauberkeitsdresur in den sozialistischen Kinderkrippen für die Haßlust auf ausländische Sündenböcke verantwortlich – eine Kompensation des in der Kindheit verlorenen Selbstwertgefühls. Manche Forscher sehen eine andere Ursache: Rechtsradikalismus sei schlicht die Reaktion auf die hohe Arbeitslosenrate.



**„E-Mails schreiben ist für mich persönlicher als telefonieren“**

Torsten Kottmann, 25, Web-Designer

Aber auch im Osten sind die Rechten in der Minderheit – die anderen suchen sich, wie die Gleichaltrigen im Westen, ihren privaten Pfad durch den Dschungel des Hier und Jetzt. Lauter versprengte Individuen, so berichten professionelle Jugendkundler, erforschten da im selbstgewählten Alleingang ihren Weg zum Lebensglück – ohne Leit-

### Was machen Sie am liebsten in Ihrer Freizeit?

Mehrfachnennungen möglich

Freunde treffen	85
Sport	46
in die Disco gehen	33
Musik hören	33
ins Kino gehen	30
Computer/Internet	24
shoppen	21
fernsehen	13

### Wieviel Zeit verbringen Sie an Ihrem Computer?

mehrere Stunden pro Tag	19
etwa eine Stunde pro Tag	16
mehrere Stunden pro Woche	25
weniger	21
gar keine	19

### Wie wichtig sind Markennamen für Ihr Lebensgefühl?

sehr wichtig	5
eher wichtig	28
eher unwichtig	50
völlig unwichtig	17

### Wer ist für Sie ein Idol?

Mehrfachnennungen möglich

Umweltgruppen wie Greenpeace	40
Sportler wie Steffi Graf oder Michael Schumacher	36
Religiöse Oberhäupter wie der Dalai Lama	14
Schauspieler wie Leonardo DiCaprio oder Cameron Diaz	13
Politiker wie Joschka Fischer	12
Popstars wie die Backstreet Boys oder Alanis Morissette	10
Models wie Kate Moss	7

DER SPIEGEL

vokabeln, Großtheorien oder quasireligiöse Heilsversprechen. Nicht einmal die allgemeine Idee vom Fortschritt der Menschheit taugte den Millenniumskindern zur Orientierung – allzu offensichtlich sind die Zerstörungskräfte, die der ungestüme Fortschrittsgeist und die ökonomische Dynamik der Globalisierung entfesselt haben.

Die Mitglieder einer Hamburger Clique um Felix, Thorsten, Sana, Gregor, Frederic und Sarah sind zwischen 20 und 22, haben fast alle das Abitur hinter sich. Ihre Berufswünsche halten sich im sozialen Mittelfeld: Computerfilmer, Kunsterzieherin, Handelskaufmann.

Es sind weder Porsche-Miezen noch Frühkarrieristen unter ihnen, und aus all dem, was sie über sich und die Welt zu sagen haben, wird schnell klar: Die 99er können mit der Begriffskeule „Generation“ nicht viel anfangen. Aber als Kinder der Mediengesellschaft wissen sie, daß Werbefuzzis, die Dauerjugendlichen von '68 und die Berufsoptimisten des modernen Kapitalismus den Generations-Blues gerne hören. Warum, höflich wie sie sind, sollen sie nicht mitsummen, wenn die Musik von damals aufgelegt wird?

Verachtung wäre es nicht, was den Insig-nien vergangenen Jungseins entgegenschlägt, eher würden die Jungs und Mädchen lächeln, freundlich, nicht indigniert, so wie man gerührt gestimmt wird, wenn im Museum Kostbarkeiten präsentiert werden. Die sind schön und zugleich weit, weit weg vom eigenen Leben.

Mit dem Ende der Ideologien ist den jungen Menschen eine zentrale Perspektive abhanden gekommen, der Feldherrnhügel, von dem aus sich forsch auf die Welt herabblicken ließ. Der moderne Diskussionsstil der Medien läßt Gurus, philosophischen Supervisoren, Sturm-und-Drang-Irrationalisten – überhaupt dem klassischen Schwarmgeist – keine Chance.

Die Medienwelt hat ihre jungen Mitglieder vollständig durchdrungen. Ob es um das Kosovo, die Ethik, die Liebe oder das eigene Selbst geht, immer läuft eine reflektierende Parallels pur mit: Jungsein heißt auch, mit all den Berichten über das







# Weltmusik für Weltbürger

Deutschrapper wie Freundeskreis sprechen den 99ern aus dem Herzen.

**M**aximilian Herre ist schon viel in der Welt herumgereist, wie die meisten seiner Generation. Mit 26 Jahren hat er halb Europa gesehen, war in den Vereinigten Staaten und in Ghana. Seine besten Freunde sind Franzosen, Amerikaner und Afrikaner. Er spricht passabel Englisch, und die Musik, die er hört, kommt aus aller Welt.

Wenn der Globetrotter Herre rappt, hört sich das so an: „Wir bringen euch HipHop-Sound, in dem die Welt sich spiegelt, das ist für die Heads, die Raps aus 0711 lieben.“ Oder: „Es gibt nichts, was uns zügeln kann, nichts, was uns hält, wir spreaden's über Stuttgarts Hügel in die Welt.“

Ein „Konzeptalbum“ nennt Herre, Rapper und Texter der Stuttgarter Formation Freundeskreis, die zweite, kürzlich erschienene CD der Gruppe. Der Titel „Esperanto“ weist darauf hin, daß HipHop überall auf der Erde verstanden wird: Weltmusik für Weltbürger. Und als Weltbürger verstehen sich auch die meisten deutschen HipHop-Fans, die mit amerikanischen Seifenopern, Pasta, Sushi, Skateboards, MTV und Internet aufgewachsen sind.

Als „CNN der Schwarzen“ hat Chuck D von der legendären US-Gruppe Public Enemy vor Jahren den Rap bezeichnet. Auch in Deutschland ist HipHop ein Nachrichtenkanal, über den Botschaften versandt und Rivalitäten ausgetragen werden – zwischen einzelnen Gruppen, aber auch zwischen Städten. In Frankfurt etwa regieren die aggressiven und geschäftstüchtigen Rödelheim Hartreimer und ihre Freunde, in Hamburg haben sich Fettes Brot und Fünf Sterne Deluxe aufs Blödeln und Kalauern verlegt. Im Südwesten wird Politik vertont.

In einer vielfach zersplitterten Gesellschaft bieten solche HipHop-„Familien“, „Communities“ oder „Posses“ eine neue Heimat – für die Rapper wie für ihre Fans. HipHop ist viel mehr als Musik: Er repräsentiert Lebensgefühl und Haltung – cool, lässig, reich und überlegen oder links und engagiert zu



Freundeskreis-Rapper Herre: Vertonte Politik

sein, global zu denken und zu hören und sich doch lokal verwurzelt zu fühlen.

Die Communities definieren sich über einen gemeinsamen HipHop-Dialekt der Reime, über Kleidung und ihre Haltung zur Welt: Die Frankfurter Rapper lassen sich im Anzug fotografieren, tragen teure Uhren und fahren Autos der Oberklasse. Die Hamburger Rapper sind in Baggy-Hose und T-Shirt unterwegs. Die Stuttgarter laufen in Hosen von Szene-Designern herum, die außer ihnen keiner kennt.

Seit die Fantastischen Vier 1992 mit „Die da“ einen Hit hatten, ist Deutsch als Rap-Sprache etabliert, und wer jünger als 20 Jahre ist, kann sich kaum noch erinnern, daß es jemals anders war. HipHop ist heute für jeden zugänglich; längst ist die elektrische Gitarre durch den Sampler ersetzt, das ist im Computer-Zeitalter zeitgemäßer.

Die technische Grundausstattung für die eigene HipHop-Produktion kann sich jeder Schüler zu Weihnachten wünschen oder in den Sommerferien

zusammenverdienen – und anschließend im Kinderzimmer den Freunden von den eigenen Sorgen und Ängsten vorrappen. Der Freundeskreis-Rapper Herre bekommt immer wieder Demo-Kassetten von 13jährigen. Ähnlich wie beim Sport geht es im HipHop seit jeher um das Kräftemessen mit Gleichaltrigen – wenngleich in Versform.

Sogenannte Battle-Reime schreibt auch Herre, aber vor allem hat er sich als Politrapper profiliert. Das spricht die Zielgruppe der 68er-Kinder an: Herre kennt sich mit Fidel Castro und Ché Guevara aus, schreibt über den Black-Panther-Aktivistin Mumia Abu-Jamal, der in den USA in der Todeszelle sitzt, warnt vor dem nächsten Jahrtausend, in dem „drei von vier am Existenzminimum“ leben werden, und beklagt, „kein Mensch ist mehr wert als sein Mehrwert“. Damit ist der Stuttgarter zur Identifikationsfigur der Generation geworden, die die Zeit der Hausbesetzungen, Großdemonstrationen gegen die Nachrüstung und gegen Atomindustrie oft nur aus den Erzählungen ihrer Eltern kennt.

Dabei versteht auch Herre HipHop in erster Linie als großen Spaß. Ein guter Rhythmus und geschickt eingesetzte Samples sind mindestens ebenso wichtig wie prägnante Reime.

Mittlerweile sind die Platten der heimischen Rapper in den deutschen Hitparaden erfolgreicher als die der US-Vorbilder. Wie lange das so bleiben wird, hängt vor allem vom Musikiinteresse der nachwachsenden Teenies ab.

Herre berichtet einigermaßen verstört von den Resultaten einer Umfrage, in der 12- bis 16jährige nach ihrem Wunschzettel befragt wurden: An erster Stelle rangierte das Handy, auf dem zweiten Platz die Playstation. Viele dieser Kinder kauften sich keine Musik mehr, hat er beobachtet, die Soundtracks der Computerspiele reichen ihnen vollkommen aus.

„Diese Generation“, gesteht der Rap-Star aus Stuttgart, „verstehe ich nicht mehr.“

MARIANNE WELLERSHOFF





Jungsein umzugehen, mit Jugendkult und Hipness-Chichi.

So sind die Gespräche der Jugendlichen auf frappierende Weise von der Anstrengung geprägt, medial à jour zu sein. Wenn der Satz des Soziologen Niklas Luhmann – „Was wir über die Welt wissen, wissen wir durch die Massenmedien“ – überhaupt eine Berechtigung hat, dann für die 99er. Der Staub medialer Altklugheit erstickt die Begeisterung. Im medialen Bombardement der Fakten zerplatzen Utopien, und das Herz vermag sich nicht zu ergießen, wo die plappernden Herzblätter der Flimmerkiste flattern.

Die auffallendsten Merkmale dieser unauffälligen Generation bündeln sich daher in einem aufgeklärten Realismus, der aus der Not der Tabula rasa von Arbeitsmarkt und Zeitgeist die „Tugend der Orientierungslosigkeit“ macht, so der Titel eines Buches von Johannes Goebel und Christoph Clermont über die neuen „Lebensästheten“. Die „mißratenen Kinder von '68“ versuchten, so behaupten die Autoren, aus ihrer Puzzle-Biographie zwischen Billig-Jobs und Teilzeit-Kreativität ein „Gesamtkunstwerk“ zu formen. Dabei bestimmen jene stets offiziell gepredigten Tugenden des „Rucks“, der durch Deutschland gehen soll – Flexibilität und Mobilität –, schon längst ihren Alltag. Jeder von ihnen, so schreibt die Frauenzeitschrift „Brigitte“ ganz unironisch, bilde „seine eigene Ich-AG“.

Die vorgeblich „angepaßte Generation“, über die altgewordene 68er gerne schimpfen, erscheint so als trübe Projektion; fest steht allein, daß die 99er eher pragmatisch leben als im träumerisch-romantischen Überschwang. Gern wohnen sie länger als nötig im „Hotel Mama“ mit Vollpension und Wäscheservice. „Family values“, das erkannte schon der Grünen-Jungspund Matthias Berninger, 28, sind im Kommen.

Dabei kommen sie ohne Mami und Papi durchaus zurecht: Die Youngster beherr-

schen lässig die Instrumente der Selbstinszenierung zwischen Uni, Bar und Disco, ohne den programmatischen Narzißmus der achtziger Jahre einfach zu kopieren. Sie sind drogenerfahren, ohne die Gefahren des Sich-Wegbeamens und des Absturzes in die Sucht zu verkennen. Freiwillige Selbstkontrolle auf der Jagd nach



„Wir profitieren von der Toleranz unserer Eltern“

Levke Marie Petersen, 18, und Lea Römer, 16, Schülerinnen

einem „Leben minus Langeweile“, wie der Hamburger Freizeitforscher Horst Opaschowski in seiner Studie '99 den Unschuldssstand der Jugend branchenüblich flott resümierte.

Was cool erscheinen soll, ist schwere Arbeit: Mit den Worten des erfolgreichen 17jährigen Roman-Debütanten Benjamin Lebert („Crazy“) klingt das so: „Anstatt zu schlafen“, gelte es, „eine Feuerleiter hinaufzuklettern, zu saufen, was das Zeug

hält, mal eben ein bißchen zu vögeln und nebenbei erwachsen zu werden.“

Erzählte ein Kultbuch der 78er schon im Titel von der „Nutzlosigkeit, erwachsen zu werden“, so fügen sich die Jungen von heute anscheinend seufzend ergeben ins Schicksal des Älterwerdens. Die über 40jährigen konnten ein Jahrzehnt lang im anarchistischen Kollektiv ihrer selbstbestimmten Egowerkstatt um persönliche Betroffenheit und politische Identität ringen, bevor sie Staatssekretäre wurden. Dagegen gilt für die heute 20jährigen: Sie sind bereit, sich wie Erwachsene zu verhalten, lange bevor sie tatsächlich erwachsen sind.

Viele der 99er hantieren souverän mit den Insignien der neuen Epoche, kommunizieren per iMac, Handy und Pager, oft noch bevor sie der erste Zungenkuß erteilt.

Die Medienkinder der Jahrtausendwende haben die Welt verstanden, so wie sie die Medien darstellen.

Die Rezeption der Nachrichtenströme bestimmt ihre Weltsicht und drängt ihre Gefühle in die Ghettos der Sprachlosigkeit. Engagement und Begeisterung bleiben häufig auf der Strecke. Die Verbindung von Herz und Verstand ist zerschnitten. Die jungen Pragmatiker finden sich damit ab.

Sex, dem Klischee nach Naturdroge der 68er-Generation, hat sich derweil zur Rundum-Dauer-Sexualisierung der Öffentlichkeit gewandelt: Ob Rahmspinat à



Neo-Nazis in Magdeburg (1999)  
Haßlust auf Sündenböcke

VERSION

# „Jauchzen der Zukunft“

Die Jugendbewegung um 1900 war radikaler als alle späteren.

Jugend: siehe Alter“, hieß es noch 1896 in „Meyers Konversationslexikon“. Die wilhelminischen Enzyklopädie-Macher hätten kaum falscher liegen können. Um sie herum war eine Jugend- und Erneuerungsbewegung in Gang gekommen, deren Vielfalt heute nur noch ein paar Historiker kennen.

Abgestoßen vom Drill der Industrie und dem fetten Optimismus der Gründerjahre, kamen etwa im „Wartburg-Bund“, einem „Bund für volle Menschlichkeit“ und vielen anderen Verbänden Menschen zusammen, die neue Maßstäbe anstrebten. Vom Arbeiter-Wanderverein „Die Naturfreunde“ bis zur „Freiland“-Bewegung, von Mist-aposteln bis zu Vegetariern, an allen Ecken der Gesellschaft regte sich vor 100 Jahren Aufbruchsstimmung.

Anfangen hatte es mit Einzelaktionen. Seit langem wetterten zum Beispiel Abstinenzler gegen die volkswirtschaftlichen Schäden des Alkohols. In Bad Wörishofen, wo Pfarrer Kneipps Wasserkuren praktiziert wurden, waren Sandalen zur Fußbefreiung gang und gäbe. Auch der Kampf der Frauenvereine gegen das Korsett hatte Tradition. Doch kurz vor der Jahrhundertwende wuchsen die vielen zaghaften Reformansätze plötzlich zum Gemeinschaftsgefühl zusammen, die Generation der um 1880 Geborenen wurde zur Trägerin der Jugendbewegung.

In einem Handbuch hat kürzlich ein Historikerteam zusammengestellt, welche Lebensentwürfe damals kur-

sierten\*. Verblüffend oft unterscheiden sie sich nur im Namen von den Zielen und Projekten heutiger Modernisierer. Sogar das jüngst von Tony Blair und Gerhard Schröder neu belebte Stichwort eines „Dritten Wegs“ zwischen Kapitalismus und Sozialismus war schon um 1900 im Schwange.

Allerdings glühten die Zukunftsbilder damals von visionärem Pathos. Die Neuerer planten nicht bloß Bodenreform, „Gartenstädte“, natürliche „Brotbereitung“, Landerziehungsheime, ja sogar „Freigeld“ als Alternativ-Währung. Die gesamte Kultur sollte von Plüsch und Plunder gründlich befreit werden.

Wer Natur, Landschaft und Tiere schützen wollte, müsse bei sich selbst anfangen, predigten Volkserzieher. Zum Aufbruch gehörten Reformkleidung und Ausdruckstanz, Wandervogel-Lieder, aber auch eine Zeitschrift mit dem programmatischen Titel „Kind und Kunst“. Die Wege in eine Zukunft innerer und äußerer Reinheit schienen offen: In seinem Sachbuch „Das Liebesleben in der Natur“ wollte der Volksaufklärer Wilhelm Bölsche die Sexualmoral durch den Blick auf Blumen und Bienen entkrampfen. Sein Werk wurde zum Bestseller.

Ganz Konsequente zog es ohnehin auf allen Ge-

bieten möglichst weit zurück zur Natur. „Nackende Menschen, Jauchzen der Zukunft“ hieß es dann, und das „Lichtgebet“ des Grafikers Fidus, der viele Schriften der Jugendbewegung illustrierte, feierte die Ideologie des Natürlichen als Ikone: Ein nackter junger Mann, der sich mit ausgebreiteten Ar-

men der Sonne zukehrt – so sollte der Mensch aus dem Staub der Städte auf-erstehen.

Doch Total-Aussteiger, die in Sackkleidern oder ganz hüllenlos das neue Leben probten – etwa in der Kolonie am „Monte Verità“ bei Ascona –, blieben vereinzelt. Die meisten sehnten sich nach erfülltem Gemeinschaftsleben. Landkommunen und Genossenschaften, Pfadfinder und Jugendbünde suchten Lebenssinn, wie ihn der reglementierte Staatsapparat des Kaiserreichs nicht bieten konnte.

Anfangs war noch manch ergrauter Parteigänger der Revolution von 1848 dabeigewesen, der sich nun wieder ein nationales Erwachen, eine echte Volksgemeinschaft erhoffte. Aber auch „Ras-sehygiene“, Arbeitslager und Ideen zur Menschenzüchtung gab es unter den Jugendbewegten vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Selten ahnte einer, welchen kommenden Greueln er da vorarbeitete.

„Die Freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. Zur gegenseitigen Verständigung werden Freideutsche Jungentage abgehalten. Alle gemeinsamen Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei“, erklärte Gustav Wyneken, charismatischer Erzieher und Leiter der „Freien Schulgemeinde Wickersdorf“, 1913 beim ersten „Freideutschen Jungentag“ auf dem Hohen Meißner.

In der Festschrift zu diesem legendären Treffen schrieb der Kulturphilosoph Ludwig Klages: „Wo aber der Fortschrittmensch die Herrschaft antrat, hat er ringsum Mord gesät und Grauen des Todes.“ Natürlich meinte Klages den falschen Fortschritt, Maschinen und Massenwahn. Daß der andere, neue, scheinbar ins Paradies von Jugend und Reinheit führende Fortschritt ebenso irregeleitet werden könnte, war damals keinem bewußt.

Denn noch trübte kein Zweifel die utopistische Energie der Reformer. 1970 schrieb ein Heimatpfleger wehmütig: „Dem Naturschutz fehlt die rebellierende Jugend.“ Um 1900 hätte er es leichter gehabt. JOHANNES SALTZWEDDEL



**Sonnen-Verehrerin (um 1925)**  
Frei von Plüsch und Plunder

\* Diethart Kerbs, Jürgen Reulecke (Hrsg.): „Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1933“. Peter Hammer Verlag, Wuppertal; 624 Seiten; 88 Mark.



la Verona Feldbusch, Unterwäsche oder tolle Heizdecken – Sex sells. Sex ist allgegenwärtig, im Fernsehen, im Kino und an den Plakatwänden, in Zeitschriften wie im Internet. Kaum ein Tele-Sternchen aus „Verbotene Liebe“ oder „Marienhof“, das sich nicht schon mit Anfang 20 für „Max“ oder den „Playboy“ frei gemacht hat – absolut „künstlerisch und geschmackvoll“, na klar.

Gleichzeitig nimmt die Häufigkeit der tatsächlich praktizierten zwischengeschlechtlichen Bemühungen im Bett angeblich ab. Viele neuere, methodisch seriöse Studien in den westlichen Industriegesellschaften, so der Sexualforscher Gunter Schmidt, zeigten „verblüffend einheitlich ein eher karges Sexualleben“ der nachwachsenden Generation.

Patrick Walder, Mit-Herausgeber des Sammelbandes „Techno“, formulierte die Diskrepanz zwischen Ästhetik und Sex: Einerseits werde das Outfit immer aufreizender, andererseits würden die optischen Versprechen nicht eingelöst – so als ersetze das Vorzeigen der körperlichen Waffen die erotische Schlacht selbst. Der Sexualwissenschaftler Martin Dannecker will in diesem Phänomen eine Art neue Lustlosigkeit erkannt haben – mitten in einem „Meer von Sex“.

„The Body is the Message“ variiert die Hamburger Soziologin Gabriele Klein die berühmte Medienthese von Marshall McLuhan in ihrem Buch „Electronic Vibration“ über die Rave- und Clubkultur. Sie unterscheidet 68er, 78er und 89er an der Art und Weise, wie sie mit dem Körper umgehen. Was für die einstigen Rebellen der „politische Körper“ war, die Verbindung von Sex und Befreiung, das war für die 78er der Diskurs über den „Naturkörper“, das Sehnen nach einer vermeintlich authentischen, „wahren“ Natur. Die 89er hingegen fahndeten rastlos nach dem „Kunstkörper“, einem artifiziellen Objekt, das es erst zu formen galt.

Und die 99er?

Gewiß, ihre Bauchnabelfreiheit kennt keine Grenzen. Kaum je hat eine Genera-

tion das vergängliche Privileg straffer Haut so selbstverständlich genutzt wie diese. Doch ihre ästhetischen Inszenierungen bleiben an der Oberfläche, grelle Spieleien, der Jugendstil-Mode des letzten Fin de siècle ähnlich (siehe Seite 102). Anders als das wogende Dekolleté, der klassische Überbringer sexueller Nachrichten, reizt das bauchfreie Top die Sinne und dämpft zugleich die sehne Erwartung. Eine kühle, fast androgyne Erotik sorgt für Triebaufschub.

Knallenge Jeans sind out. Statt dessen trägt man „Cargo Pants“, luftig schlappernde Beinkleider mit zahllosen aufgenähten Taschen. Dieses textile Understatement wird kontrastiert mit partiell verschärfter Körperbetonung: Ober- teile, so eng, als seien sie eingelaufen. Gewünschter Effekt: Freie Sicht auf den gepiercten Nabel. Das Un-



FOTOS: J. SCHLÖSSER / OSTKREUZ

### „Musikalisch sind die Leute um die 20 nicht mehr festgelegt“

Sven Haeusler, 30, Musikproduzent

perfekte, so die Chiffre, soll die athletische Perfektion enthüllen: schmale Hüfte, straffer Bauch, trainierter Oberkörper. Überleben ist alles.

Nur in der Musik, im Hämmern der Beats, im HipHop, in der Schlager-Nostalgie, wo unter der schützenden Tarnkappe der Ironie Sentimentalität genossen wird, da hat die Generation der Jahrtausendwende ihr weiches Herz.

Wenn die Jungen zu einer traditionellen Lebensweisheit wirklich Vertrauen haben, dann ist es das Gesetz der Entwicklung: Alles hat seine Zeit, alles geht wieder vorbei. Das Vorbild: Joschka Fischer. Der hat die Turnschuhe weggestellt und ist rechtzeitig in den Anzug geschlüpft. Den Widerstand gegen die Zeit mögen die Jungen nicht. Anachronismus erscheint ihnen eine größere Sünde als Gesinnungsverrat.

In die Übermacht des Zeitensflusses hat sich auch die Religion zu fügen. Wenn nicht, so meinen sie, kann man sie vergessen. Die Jugend will sich selbst eine Religion schaffen. Möglichst eine, die nicht stört, sondern tröstet.

Denn im Seelenkeller lauert eine Furcht, die man nicht vermutet, wenn man den plaudernden Kids zuhört: die Angst vor Einsamkeit. „Das kann jedem passieren, daß man sich ganz in sich zurückzieht“, sagt der Hamburger Zivildienstleistende Felix, 22. Nachfragen stoßen ins Leere, die Wortmächtigkeit erlahmt, Indiz, daß da ein Dämon haust.

Die Jugendlichen reagieren darauf im Stil der Ich-AG: „Wir haben das Geld, wir haben den Freiraum, wir sind egoistisch“, erklärt die 20jährige Nana trotzig. Altruismus und Engagement schweben nicht als frei flottierende Moralkeulen über den Jungen. „Uns verbindet nichts“, stellt Felix fest.

Ein anderer fragt: „Wozu soll ich den Castor stoppen, wenn ich Atom Müll dadurch nicht aus der Welt schaffen kann?“ Die mediale Abgeklärtheit kann das persönliche Engagement bremsen – wenn gleich 95 Prozent der Meinung sind, es lohne sich, gegen Umweltzerstörung zu kämpfen, und immerhin 40 Prozent Gruppen wie Greenpeace zum Idol verklären.

Die Welt wird nicht mehr kritisiert, um sie zu verändern, sondern zum vielfältigen Spielmaterial genommen, um von ihm profitieren zu können, so gut es eben geht.

Im Namen welcher Idee sollten die Millennium-Kids auch rebellieren, wenn angesichts der Übermacht einer hochfragmentierten Mediengesellschaft oft Rückzug als einzige Antwort übrigbleibt? Der ominöse (und einigende) Zeitgeist, der über Jahrzehnte hinweg die intellektuellen Debatten, das Kabarett, Zeitgeist-Magazine, Soziologie-Seminare und die Veranstalter von Symposien beschäftigte, ist längst verweht.

Und die große Liebe? „Es muß sie geben“, lautet das Credo der 99er. Treue wird als hoher Wert gehandelt. „Untreue ist uncool“, sagt Felix. Wie fast alle seine Freunde will er später heiraten. Allerdings gelte in der Liebe auch: „Was passiert, passiert.“ Die Macht des Faktischen ist den Millenniumskindern oberstes Gesetz.

SUSANNE BEYER, NIKOLAUS VON FESTENBERG, REINHARD MOHR

**Tanzende Jugendliche bei der Love Parade 1997:** Was cool erscheinen soll, ist schwere Arbeit





# „Wir sind alle Konsumäffchen“

Die Schauspielerin Heike Makatsch, 27, und die Schülerinnen Rixa Kroehl, 16, und Anna Rupp, 18, über Karriere, Zukunftssorgen, Girlies und Designer-Hemden



„Ich habe nicht den Eindruck, daß die Jugend sich gegen das System auflehnt“

Heike Makatsch

**SPIEGEL:** Frau Kroehl, Frau Rupp, vor fünf Jahren hat Frau Makatsch im SPIEGEL-Interview zum Girlie-Phänomen behauptet, Mädchen zu sein berechtige dazu, keine Autoreifen wechseln zu müssen, zu spät zu kommen und eine Art Pippi Langstrumpf zu sein. Gilt das auch für Ihre Generation?

**Rupp:** Das klingt, als müsse man schlampig, häßlich und gemein zu Jungen sein, um seinen Spaß zu haben. Ich muß nicht täglich eine Rebellion anzetteln.

**Kroehl:** Man muß provozieren, um Leute zum Nachdenken zu bringen.

**Makatsch:** Die Rotzigkeit war eine Verteidigung gegen Vorschriften, wann man welche Entwicklungsstufe durchmachen muß. Mich hat die Frage, was ein Mädchen und was eine Frau ist, seit dem Gespräch verfolgt. Was von beiden bin ich? Die Antwort kenne ich bis heute nicht.

**SPIEGEL:** Würden sich die beiden Jüngeren als Girlies bezeichnen?

**Kroehl:** Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Und wenn ich überlege, daß wir auf das Jahr 2000 zugehen, daß uns die Verdopplung der Weltbevölkerung droht, oder wenn ich an ökologische Probleme denke, dann kommt mir die Frage, ob ich ein Girlie bin, sehr unwichtig vor.

**Rupp:** Ich war nie Girlie, wollte es nie sein, aber ich kenne 13jährige Mädchen, die sich so kleiden und sich dabei süß vorkommen.

**SPIEGEL:** Girlies sind Teil der Generation, die mit der Love Parade groß geworden ist und die auch als Spaßgeneration bezeichnet wird. Fühlen Sie sich da zugehörig?

**Kroehl:** Nein. Ich hoffe, der Spaß kommt noch. Neulich war eine Journalistin zu Besuch in unserer Schulklasse, und sie war ganz entsetzt, wie ernst wir alle waren. Wir wollten mit ihr nur über politische, soziale und ökologische Probleme diskutieren.

**Makatsch:** Ich habe nicht gerade den Eindruck, daß die Jugend sich formiert und gegen das System auflehnt.

**Rupp:** Das sehe ich auch so. Vor 20, 30 Jahren waren Jugendliche viel politischer. Heute kommt es den meisten nur darauf an, den eigenen Vorteil zu suchen und die Lebenspläne zu verwirklichen.

**Makatsch:** Es gibt einen großen Individualismus. Wer überleben will, muß eine Nische finden. Sich mit anderen zusammenzuschließen hindert nur am Vorwärtkommen.

**SPIEGEL:** War das in Ihrer Generation anders?

**Makatsch:** Als ich 14 Jahre alt war, gab es Demonstrationen gegen Wackersdorf. 1981 habe ich in Bonn gegen die Nachrüstung demonstriert. Damals war für mich die Friedenstaube ein wichtiges Symbol, und die Devise hieß „Jute statt Plastik“.

**Kroehl:** Ich bin nicht der Typ, der Joghurtbecher spült und zur Recyclingtonne trägt.

**Rupp:** Wir trennen zu Hause den Müll.

**Makatsch:** Ich lebe jetzt in England, wo die Leute Glasflaschen in den Mülleimer schmeißen. Ich kann das nicht, da ist bei mir eine Sperre eingebaut.

**SPIEGEL:** Welchen gemeinsamen Nenner sehen Sie, wenn Sie Gleichaltrige betrachten?

**Rupp:** Die Individualisierung.

**Kroehl:** Fitness. Müsliriegel, Vollwertessen und Kombucha. Die Ansicht, daß die meisten Politiker nur Idioten sind.

**Rupp:** Politik interessiert schon einige: Man geht wählen, liest die Tageszeitung und diskutiert. Wenn einem die Regierungspolitik nicht paßt, dann wählt man das nächste Mal eine andere Partei.

**Kroehl:** Ich habe im Sozialkunde-Unterricht, mit meinen Eltern und mit Freunden viel über den Kosovo-Konflikt geredet. Jetzt ist in Frankfurt die Flughafenerweiterung nach Neu-Isenburg ein großes Thema.

**SPIEGEL:** Haben Sie sich gegen das Projekt engagiert?

**Kroehl:** Nein, ich wohne nicht in Neu-Isenburg und bin deshalb wenig betroffen.

**SPIEGEL:** Die wenigsten Demonstranten haben damals in Gorleben gewohnt.

**Kroehl:** Ja, stimmt schon.

**SPIEGEL:** In den vergangenen acht Jahren war fast durchgehend Krieg in Jugoslawien.



Gesprächspartner Makatsch, Kroehl, Rupp, SPIEGEL-Redakteurin (l.): Familie ist okay

\* Marianne Wellershoff.





R. BERNES / LAIF

Fühlten Sie sich davon bedroht, oder war der Konflikt für Sie weit weg?

**Makatsch:** Ich kann mich damit beschäftigen, ob es richtig ist, daß Deutschland wieder eine kriegführende Nation ist, ich kann das verurteilen und sagen, ich habe bei der Bundestagswahl etwas anderes gewählt, aber gleichzeitig fühle ich mich ohnmächtig.

**Rupp:** Genau. In den siebziger Jahren hat man sich ein Protestschild gemalt und ist auf die Straße gegangen, heute diskutiert man daheim und kommt zu dem Schluß, daß man nichts machen kann.

**SPIEGEL:** Und was ist besser?

**Kroehl:** Jedenfalls ist es einfacher, im Sessel sitzenzubleiben.

**Makatsch:** Wenn man sich an der Schule oder an der Universität in dem naiven Glauben zusammenschließen würde, man könnte was erreichen, dann könnte Demonstrieren schon zum Lebensinhalt werden. Ich habe einen romantischen Blick auf die Zeit, als das noch möglich war, auch wenn ich sie nur aus Büchern kenne.

**Rupp:** Meine Mutter, die aus der 68er-Generation kommt, hat oft zu mir gesagt, wir seien zu unpolitisch. Ich habe mich dann für meine Generation geschämt. Es ist ein Fehler, sich hinzusetzen und zu sagen, macht ihr mal, ich habe damit nichts zu tun.

**SPIEGEL:** Haben Sie Angst vor der Zukunft?

**Kroehl:** Mit Angst kann ich die Zukunft nicht bewältigen. Obwohl es eine realistische Angst wäre, daß man keinen Ausbildungsplatz oder keine Arbeit bekommt.

**Rupp:** Das höre ich auch jeden Tag. Aber ich bin ehrgeizig, ich bin auf dem Gymnasium, ich will studieren. Ich glaube nicht, daß ich eines Tages dastehen werde und gar nichts in der Hand habe.

**Makatsch:** Man kann die Frage nach der Zukunft auch globalpolitisch verstehen: Wenn man in die Länder guckt, auf deren Rücken Deutschland seinen Reichtum aufbaut, dann bin ich nicht besonders optimistisch. Sobald man aber erkannt hat, daß die wichtigen politischen Entscheidungen von globalen Unternehmen getroffen werden, weiß man nicht mehr, in welchem



B. BOSTELMANN / ARGUM

**„Ich bin ehrgeizig, ich will studieren – ich werde nicht dastehen und nichts in der Hand haben“**

Gymnasiastin Anna Rupp aus Ebersdorf bei Coburg

Land man gegen wen die Eier schmeißen soll, und bleibt gleich zu Hause.

**Kroehl:** Die Kluft zwischen Arm und Reich wird weiter wachsen.

**SPIEGEL:** Haben Sie ein Feindbild?

**Kroehl:** Feindbild hört sich so brutal sein. Milošević vielleicht.

**SPIEGEL:** Mit Deutschland sind Sie also zufrieden?

**Kroehl:** Deutschland? Niemand denkt mehr an Deutschland. Jeder spricht heute von der Europäischen Union.

**Rupp:** Wir verstehen uns als Europäer. Jeder will mal für einige Zeit im europäischen Ausland leben. Ich auch.

**Makatsch:** Ich habe mich nie mit Deutschland identifiziert, aber es war der Boden, von dem aus ich über die Welt nachgedacht habe.

**SPIEGEL:** Welche Vorstellungen haben Sie von Ihrer beruflichen Zukunft?

**Kroehl:** Ich möchte Betriebswirtschaftslehre studieren oder internationales Marketing, vielleicht an einer europäischen Universität. Mit 27, 28 Jahren hätte ich gerne meinen Doktor. Und dann in den Job. Ich kann mir gut vorstellen, mit Anfang 30 Kinder zu haben. Kinder sind heute kein Hindernis mehr. Man hat seinen Computer, Internet, E-Mail und nebenbei das Kind.

**Rupp:** Ich habe mich beruflich noch nicht so ganz entschieden, weil ich Angst habe, daß die Arbeit hinterher nicht ganz so sein wird, wie ich sie mir vorgestellt habe. Im Moment ist meine Idee, nach dem Abitur ein Jahr nach Afrika zu gehen, dann möchte ich Philosophie und Germanistik studieren. Ich möchte auch eine Familie haben.

**SPIEGEL:** Glauben Sie, daß die Karrierechancen für Frauen und Männer gleich sind?

**Kroehl:** In meiner Klasse lassen die Mädchen die Jungs weit hinter sich, auch in den Naturwissenschaften.

**Makatsch:** Das war bei uns auch schon so. Jungen sind vielleicht undisziplinierter. Und sie vertrödeln ihre Zeit mit sinnlosen Dingen wie Computerspielen. Das ist einseitige Kommunikation, also gar keine. Vielleicht sagt das genug über Männer.

**Kroehl:** Gleichberechtigung ist heute kein Thema mehr. Ich denke darüber nicht im geringsten nach.

**Makatsch:** Ich habe mich vor zwei Jahren zum erstenmal benachteiligt gefühlt. Ich war in einem kleinen Ort in Spanien, und die Männer spielten in einer Bar Schach. Ich stellte mich in der Schlange an, um gegen die Gewinner zu spielen. Nachdem ich das mehrmals ver-





**Kommunikationszentrum Cyber-Café:** „Computer, Internet und nebenbei das Kind“

geblich getan hatte, habe ich gemerkt, daß die das nicht wollten. Einen Monat lang habe ich ohne Erfolg versucht, an den Tisch ranzukommen. Da wurde mir klar, daß bei denen im Kopf das Vorurteil war, die kann das nicht, die nimmt uns den Spaß weg.

**Rupp:** Mir ist schon klar, daß Frauen nicht so weit gekommen wären, wenn es Alice Schwarzer nicht gegeben hätte. Aber es gibt immer noch Benachteiligungen. Zum Beispiel zahlen die Firmen bei uns in der Nähe für Ferienjobs Jungen drei Mark mehr in der Stunde, weil sie andere Arbeiten machen als Mädchen. Auch wenn eine Frau Karriere machen will, wird sie schnell auf Vorurteile stoßen.

**Makatsch:** Für mich stand es nie zur Debatte, die Hausfrau an der Seite eines Mannes zu werden – auch wenn ich irgendwann schon eine Familie gründen will.

**Rupp:** So sehen das heute mindestens 90 Prozent aller Mädchen. In meiner Klasse gibt es einige, die wollen Karriere machen und auf keinen Fall Kinder bekommen.

**SPIEGEL:** Würden Sie für den einen Richtigen Ihre Karriere aufgeben?

**Kroehl:** Es gibt mehrere Richtige.

**Rupp:** Nein, ich würde nie meine Karriere hinschmeißen.

**SPIEGEL:** In Werbung, Filmen, Talkshows wird Sex offensiv präsentiert. Hat Sexualität noch ein Geheimnis?

**Kroehl:** Ja!

**Rupp:** Im persönlichen Leben hat sie das, in den Medien ist das Thema ausgereizt.

**Kroehl:** Sendungen wie „Peep“ sind fast schon Pornographie. Aber das Kribbeln im Bauch kann mir kein Fernsehen liefern.

**Makatsch:** Vielleicht hat es mit Aids zu tun, aber in meiner Generation wurde Sex nie unter dem Aspekt „Hauptsache Spaß, und was dann kommt, interessiert mich nicht“ gesehen. Romantik, Treue und Zweisamkeit waren wichtiger als noch in den Sechzigern. Damals hieß es: Endlich gibt es die Pille, und wir können machen, was wir wollen.

**SPIEGEL:** Wann endet die Jugend?

**Kroehl:** Wenn man in den Beruf eintritt und eigenes Geld verdient.

**SPIEGEL:** Es gibt viele Erwachsene, die die gleiche modische Kleidung tragen wie Jugendliche. Würde es

Sie stören, wenn Ihre Mutter in „New Balance“-Turnschuhen ankäme?

**Kroehl:** Ich würde zweimal hinsehen und es merkwürdig finden.

**Rupp:** Ich gehe manchmal mit meiner Mutter in die Stadt, und wir kaufen uns die gleichen T-Shirts. Ich sehe da kein Problem. Im Gegenteil, ich kann das verstehen, wenn jemand jung aussehen will. Wenn ich 40 oder 50 bin, möchte ich nicht so rumlaufen wie heute die meisten in diesem Alter.

**SPIEGEL:** Sind der richtige Stil, die richtigen Marken wichtig für die Selbstdefinition?

**Kroehl:** Wir sind alle Konsumaffchen. Wenn ich die coolen Calvin-Klein-Models sehe, wie sie lässig dasitzen, dann denke ich, okay, kaufst du mal Calvin Klein.

**Makatsch:** Wieso alle? Man könnte auch in Opposition gehen und erst recht in Second-Hand-Läden einkaufen.

was zu leisten. Ich sage mir dann, es ist bessere Qualität.

**SPIEGEL:** Marken und Kleidung sind Symbole für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Zu welcher zählen Sie?

**Kroehl:** Im Moment trage ich ein Polohemd von Lacoste, eine Levis-Jeans und New-Balance-Turnschuhe. Deshalb würde man mich als Bonze oder als Snob bezeichnen. Vom Charakter her würde ich mich den Trendscouts zuordnen.

**SPIEGEL:** Was man heute Bonze nennt, hieß früher Popper.

**Kroehl:** Popper? Was ist denn das?

**Makatsch:** Die gibt es heute nicht mehr. Die waren immer gestylt, immer gefönt, immer sauber.

**SPIEGEL:** Welche Rolle spielt Musik, um sich selbst zu positionieren?

**Kroehl:** Eine große Rolle. Die Skater hören HipHop, die Krassen Punk oder Hard

Rock, die Love-Parade-Leute Techno, und dann gibt es noch die Normalos, die querbeet hören. Zu denen zähle ich mich.

**Rupp:** Ich mich auch.

**SPIEGEL:** Haben Sie Vorbilder?

**Rupp:** Mir fällt keins ein.

**Makatsch:** John Lennon.

**Kroehl:** Ich habe neulich in der Schule einen Film über Kofi Annan gesehen. Der Dalai Lama gefällt mir auch, aber ich fürchte, daß sich der Buddhismus nicht auf unsere Gesellschaftsform übertragen läßt.

**SPIEGEL:** Und wenn Sie ganz lange nachdenken – fällt Ihnen da auch eine Frau ein?

**Kroehl:** Hillary Clinton. Die will Senatorin im Staat New York werden, während ihr Mann den Bach runtergeht. Das finde ich gut. Das imponiert mir.

**Makatsch:** Sie wollte immer Karriere machen, aber es war nie der Zeitpunkt dafür. Sie ist mehr Mann als Bill Clinton.



G. GERSTER

**„Vom Charakter her würde ich mich den Trendscouts zuordnen“**

Gymnasiastin Rixa Kroehl aus Frankfurt am Main





US-Jugendliche in der TV-Serie „Beverly Hills 90210“: Auch du kannst es schaffen

## „Keiner schenkt dir was“

Marktforscher erklären die US-Jugend zur konsumfreudigen „Generation Y“ – dabei eint junge Amerikaner vor allem eines: ihr Überlebenswille im gnadenlosen Konkurrenzkampf.

Mit den meisten Eltern leben sie im Streit, ihren Lehrern gehen sie auf die Nerven, und oft können sie sich selbst nicht leiden – kein Wunder, daß es nur wenige Erwachsene gibt, die wissen, was in amerikanischen Teenagern vorgeht. Und so setzt, wenn es wieder mal zur Katastrophe kommt und amerikanische Teenager um sich schießen, sofort Panik ein, die nur noch übertroffen wird von Kurzschlußaktionen aus schlechtem Gewissen. Die Konservativen geben Hollywood die Schuld. Die Liberalen dem freien Verkauf von Schußwaffen. Und dann gibt es noch die Schuldirektoren, die ganz eigene Vorstellungen haben.

So verbot ein Direktor in Washington nach dem Massaker von Littleton das Tragen von langen Trenchcoats. In Virginia wurde ein Neunjähriger vom Unterricht ausgeschlossen, weil er auf einmal als gemeingefährlich galt. Er hatte sein Haar blau gefärbt.

Die einzigen, denen die amerikanischen Teenager richtig am Herzen liegen, sind die Marketingmenschen – weil sie herausgefunden haben, daß diese Teenager Geld besitzen. Das wollen sie den Teenagern abnehmen, und zwar so schnell wie möglich.

Deshalb nerven Marketingmenschen die ganze Welt alle paar Jahre mit einer neu-

en Entdeckung. Anfang der Neunziger bastelten sie ein Phänomen, das sie „Generation X“ nannten: Deren Mitglieder schlugen sich angeblich mit schlechten Jobs durchs Leben, trugen Flanellhemden, waren die meiste Zeit traurig und hörten die Musik von „Nirvana“, einer Band, deren Sänger sich später erschoss. Ein weiteres Kennzeichen: Sie trauten der Werbung nicht mehr.

Das war natürlich ganz schlecht, und deshalb lösten die Marketingmenschen diese Generation X schnell auf. Nun, Ende der neunziger Jahre, sind sie erleichtert,



Hispanics in Los Angeles: Elende Existenz auf der Straße

mit einer neuen Generation aufwarten zu können: der „Generation Y“.

Ein New Yorker namens Chris Edgar, 33, beansprucht für sich die Leistung, diese Generation erst entdeckt zu haben und innerhalb weniger Monate mit einem Kleiderversandhandel namens „Delia's“ an den Mädchen dieser Altersgruppe richtig reich geworden zu sein. Mit buntbedruckten T-Shirts und Hosen wurde Edgar vom Literaturstudenten zum Multimillionär. Heute läßt er 500 Mitarbeiter US-Teenager danach ausforschen, was sie mögen und was nicht.

Chris Edgar gerät ins Schwärmen, wenn er von seiner Klientel spricht. Mit bald 40 Millionen Mitgliedern „sind sie die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe der USA“ und verfügen über eine Kaufkraft von „120 Milliarden Dollar“. Und dazu alle so nett und gebildet. Oder wie Mr. Edgar das nennt: „optimistisch, sophisticated, nach vorn schauend und immer auf der Suche nach einer guten Zeit“. Wie schön, daß die Kunst erfolgreichen Marketings darin besteht, den Leuten einzureden, was sie sein wollen, und sie nicht damit zu nerven, was sie sind.

Beim näheren Hinsehen zerfällt die „Generation Y“ ebenso wie das Konzept eines homogenen Jugendmarktes. Vielmehr ist die Altersgruppe der Heranwachsenden in Amerika aufgespalten durch enorme Klassen- und Rassenunterschiede, der als einigende Kraft lediglich das Internet, große Ladenketten und eine boomende US-Wirtschaft entgegenwirken.

Ökonomen hoffen, daß gerade dieses neue Gründerzeitfieber ansteckend ist. „Für einen Teenager“, sagt die Vize-Präsidentin von „Girl Games“, einer texanischen Firma für interaktive Computerspiele, „sind vier Jahre wie ein ganzes Leben. Wenn die also ihre Jugend in einer glänzenden Ökonomie erleben, wird das ihren Glauben an die Zukunft bestärken.“

Das Dumme ist nur, daß der glitzernde Aufschwung der letzten Jahre an drei Fünfteln der US-Bürger spurlos vorbeiging – von den Millionen der Wall Street sehen sie keinen Cent, von den Milliarden der Computerbarone ebensowenig. Zwei Drittel aller Amerikaner, so ergab eine Umfrage von „Newsweek“, wissen genau, daß sie in ihren gegenwärtigen Jobs nie reich werden. Rund die Hälfte der US-Haushalte muß mit einem Vermögen von weniger als 50 000 Dollar zufrieden sein, ein Viertel mit nicht einmal 10 000 Dollar.

Andererseits erleben die Kids, wie junge Leute in der Nachbarschaft einziehen, deren Autos und Häuser immer größer werden. Sie sehen zu, wie Studenten, die

kaum zehn Jahre älter sind als sie, zu Millionären werden. Fernsehen, Kino und Internetredakteure schwatzen ihnen Tag für Tag mit zunehmendem Eifer die Botschaft ein: Auch du kannst es schaffen, wenn du nur hart genug kämpfst.

In diesem Konkurrenzkampf, aufzusteigen in die wohlhabenden zwei Fünftel der amerikanischen Gesellschaft, haben es viele Jugendliche nicht darauf angelegt, Gefangene zu machen, sprich: Mitleid zu zeigen gegenüber ihren Mitmenschen. Mit dem „Pursuit of Happiness“, jenem Recht auf



US-Volkssport Football: „Wettkampf macht mich besser“



Jugendliche in US-Werbung: Geld ist der Maßstab

Glück, das schon die Unabhängigkeitserklärung fordert, ist stets das eigene gemeint und nie das der anderen.

82 Prozent der Jugendlichen antwortete kürzlich in einer Umfrage: „Ich schätze den Wettkampf – er macht mich besser.“ Zwei Drittel sagen: „Ich muß alles nehmen, was ich in diesem Leben kriegen kann. Denn niemand schenkt dir etwas.“ Und immerhin 33 Prozent, doppelt so viele wie unter den vergleichsweise idealistischen Babyboomern, sagen: „Geld ist der einzige Maßstab für Erfolg.“

In diesem Sozialdarwinismus, wo schon Kinder im Sandkasten je nach Kampfbereitschaft in Gewinner und Verlierer aufgeteilt werden, sind die Jugendlichen mehr oder weniger auf sich allein gestellt. Die Hälfte aller Ehen wird geschieden, und in 63 Prozent der übrigen Familien arbeiten beide Elternteile. Statt Verständnis und Orientierung erwarten die Kinder nach der Schule der Fernsehapparat, das Internet und die Mikrowelle.

Da überrascht es nicht, daß Teenager am häufigsten über Einsamkeit klagen. So schreibt die Autorin Patricia Hersch in ihrem Buch „A Tribe apart“: „Jedes Kind, mit dem ich mich länger unterhalten habe, begann irgendwann zu erzählen, daß es gern mehr mit Erwachsenen zu tun hätte – am liebsten mit seinen Eltern.“

Mit der Ordnung der US-Gesellschaft machen die Kids spätestens auf dem Schulhof Bekanntschaft. Wer zu wenig Muskeln, zu billige Kleidung oder eine zu billige Zahnsperre hat, gilt schnell als menschlicher Abfall, bestenfalls als „Freak“. Die langmahnige 16jährige Blondine Marisol Salguero von der Alexander Hamilton High School in Los Angeles sagt: „Das größte Ding hier sind Kleider mit Labels drauf. Wer hier ohne Markennamen auf den Klamotten auftaucht, muß ziemlich mutig sein. Auch gutes Aussehen ist wichtig. Wenn du nicht hübsch bist, will keiner etwas mit dir zu tun haben. Mädchen mit dunklem Haar färben es blond. Alles ist ein einziger riesiger Wettkampf.“

Aus symbolischer Gewalt wird schnell reale. Als der Psychologe Marshall Duke

**„Halt die Augen offen, erwarte das Schlimmste und handle für dich selbst“**

vor kurzem 110 seiner Studenten befragte, ob sie schon einmal in der Schule bedroht worden seien, hörte er 110mal die Antwort „yes“. Um den Belagerungszustand zu vervollkommen, transportieren amerikanische Kids jeden Tag Tausende von Feuer- und Stichwaffen an den Metalldetektoren vorbei in die Schulen.

Angst sollte keiner von ihnen zeigen. „Wer das tut“, sagt ein Lehrer aus der South Bronx, „ist das gefundene Fressen.“ Aber Angst herrscht überall, sogar im Kinderzimmer. Ein Mädchen berichtete in der Zeitschrift „Life“ über ihre Schwierigkeiten beim Babysitten: „Ich kann mich gegenüber dem Kleinen nicht durchsetzen.“ Die Eltern hatten dem Neunjährigen eine Waffe geschenkt.

Kein Wunder also, daß amerikanische Jugendliche vernachlässigt von den Eltern,

mißachtet von den Politikern, keine Zeit für überflüssiges Nachdenken haben. „Werde erwachsen, und zwar schnell“, heiße ihr Motto, sagen viele. Andere leben nach der Losung: „Halt die Augen offen, erwarte das Schlimmste und handle für dich selbst.“ Ältere Erwachsene dagegen halten den Nachwuchs im Land der Freien für eine fast verlorene Generation.

Dabei suchen sie nur ihre Chancen, im entfesselten Kapitalismus des späten 20. Jahrhunderts auf der Gewinnerseite zu landen und das zu erreichen, wovon jeder Amerikaner träumt:

„Cash in in a big way.“ In diesem Wunsch ähneln sich die 18 Millionen weißen Jugendlichen, ihre vier Millionen schwarzen Altersgenossen, die vier Millionen Hispanics und die eine Million Asiaten. Sie wollen vor allem Geld und ihr eigenes Geschäft, wie der 30 Jahre alte Jerry Yang, Gründer der Internet Firma Yahoo, der es bislang auf eine Milliarde Dollar brachte.

Und sie wollen Anerkennung, wie der 31 Jahre alte Bill Teck, Sohn einer Kubanerin, Chefredakteur der Hispanic-Zeitschrift „Ñ“, der sagt: „Ich gehöre zu der ersten Generation meiner Familie, die mit einem weißen Kragen zur Arbeit geht. Ich fühle mich nicht gespalten in meiner Identität als Hispanic. Ich fühle mich doppelt stark.“

Aber nicht jeder bekommt eine Chance, seine Träume zu verwirklichen. Dramatisch ist es für jene zwei Millionen Jugendlichen, die obdachlos auf der Straße leben und deren elende Existenz von den

meisten Bürgern achselzuckend akzeptiert wird. Oder für Leute mit ganz anderen Träumen, Gedanken und Projekten, die sich

nicht sofort zu Geld machen und später an der Börse handeln lassen.

Oder für Typen, die vom großen Geld träumen und doch nur das ihrer Eltern ausgeben, wie jener wohlstandsverwahrloste zwölfjährige Junge aus dem New Yorker Künstlerviertel SoHo, der sich erst weigerte, mit seinen Eltern nach Griechenland zu fliegen, weil es da angeblich kein MTV gab. Dann bestellte er mit den Kreditkarten seiner Eltern an seinem Computer ein Schlagzeug und japanische Spielkarten. Und flog auf.

Ihn erwartet nun die Höchststrafe einer Generation, deren Angehörige schon heute die meiste Zeit vor dem Bildschirm verbringen: Die Providerfirma AOL erteilte ihm Internet-Verbot auf Lebenszeit.

THOMAS HÜETLIN,  
MATHIAS MÜLLER VON BLUMENCRON



FOLKLORE

# Düsterer Glamour

Mitreißende Musik zu traurigen Texten – die Roma-Sängerin Věra Bílá erobert Europa mit eingängigem Gipsy-Pop.

Schön sei sie wahrlich nie gewesen: zu klein, zu dick, zu schwerfällig – „aber darauf kam es mir nie an“, sagt Věra Bílá beherzt. Die massige Roma-Frau aus Rokycany, einem tristen Industrie-Ort in der Nähe des tschechischen Pilsen, wollte eigentlich immer nur eines: Sie wollte singen.

Die Schule habe sie fast ständig geschwänzt, sich lieber mit ihren Freunden im Wald versteckt und – leidenschaftlich gesungen. Als Halbwüchsige gründete sie gegen den Widerstand ihrer Familie eine Mädchen-Band und imitierte unbekümmert die Songs der Beatles, die sie im Radio gehört hatte; so lange und so laut, bis der Vater, ein begabter Violinist, den Empfänger mit dem Hammer zertrümmerte.

Mittlerweile ist Věra Bílá, 45, wieder Chefin einer Musikgruppe – aber diesmal hat die korpolente Diva international Erfolg. Ihre neue Platte hat beste Chancen, der Sommer-Hit aus der Abteilung Ethno-Pop zu werden.

Bei ihren Konzerten in ganz Europa versetzt die Bílá mit ihrer ebenso eingängigen wie exotischen Musik das Live-Publikum schon längst in seliges Entzücken und feiert, wie die „Süddeutsche Zeitung“ beeindruckt meldet, „sensationelle“ Resonanz.

Die mitreißende Melange der Bílá-Band liegt im aktuellen Trend des Ethno-Mix. Ihre Lieder sind ein Cross-over aus Gipsy-Folk, Flamenco-Pop und Disco.

„Wild und leidenschaftlich“ sei die Musik ihres neuen schwergewichtigen Stars, schwadroniert ihre Plattenfirma in Anzeigen, „so leidenschaftlich wie das Leben der Roma“. Und Věra Bílá sei, was sonst, regierende „Queen of Romany“. Und so heißt denn auch gleich ihr neues Album. Es enthält Titel aus den ersten Platten der Gruppe, die – Künstler-Pech – vor dem großen Bílá-Boom erschienen.

Doch das Image von der Roma-Queen ist nur die halbe Werbe-Wahrheit. Die Lieder der majestätischen Matrone, die sie in Heimarbeit zusammen mit ihrer Band – alles Herren aus der engeren oder weiteren Verwandtschaft – textet und komponiert, sind verwirrend widersprüchlich.

Sie klingen zwar ausgelassen und überschwenglich, ganz so, als mache die Le-

bensfreude Überstunden, die kargen Texte in der eigentümlichen Roma-Sprache dagegen sind voller Trauer, Tragik und Melancholie. Sie handeln vom Betteln um ein Stück Brot, von früh enttäuschter Liebe, vom Tod und vom Gefängnis. Spätestens da verfinstert sich plötzlich Queen Věras PR-Glamour.

Die Wirklichkeit ist mächtiger als die Marketingmaschinerie. Königlich war das Leben der Sängerin ohnehin nie: Sie erlebte Armut, Arbeitslosigkeit und Ächtung. Rund 18 000 Menschen leben in Rokycany, etwa 700 davon sind Roma. Sie blieben Außenseiter.

Und auch Věras Ehe ist nicht ohne Probleme geblieben. Ihr Mann saß immer wieder im Gefängnis, der 20jährige Adoptivsohn eifert ihm bereits erfolgreich nach. „Als Kind war ich sehr lustig“, beschreibt die Sängerin ernüchtert ihre psychische Talfahrt, „aber ich bin immer trauriger geworden.“

Daran hat auch die späte Karriere nichts geändert. Vor neun Jahren wurde die Gruppe von ihrem jetzigen Manager in einem Prager Café entdeckt. Der Tscheche erkannte sofort das große Potential und besorgte die ersten Verträge. Das Bílá-Business begann langsam zu florieren. Dennoch sieht die Sängerin wenig Grund zur existentiellen Freude: „Zigeuner sterben früh“, sagt sie, und auch das erkläre wohl die Düsternis ihrer Texte.

Aber immerhin, etwas Trost bleibt doch: „Arme Leute lieben sich mehr als reiche Leute.“ Die materielle Basis für diese Weisheit wird ihr wohl erhalten bleiben: Wohlstand hat die Sängerin trotz ihres Erfolges immer noch nicht angehäuft; denn einen Teil ihrer Gagen verschlingen die Spielautomaten in ihrem Heimatort.

Bílá muß weiter bescheiden bleiben. Zwei Räume hat ihre blitzblanke, aber feuchte Parterre-Wohnung, in der sie mit ihrem Mann und ihrem Adoptivsohn lebt. Über dem Sofa hängt ein billiger Christus-Druck, auf dem der Heiland seine Hände süßlich zum Segnen ausbreitet. Und die kanariengelbe Tagesdecke auf dem breiten Bett ist adrett glatzgeupft.

Für ihren Jungen hat die besorgte Mutter gerade eine passende Roma-Braut ausgesucht. Demnächst wird sie ihn mit dem hübschen 19jährigen Mädchen verheiraten, weil die „sauber ist und kochen kann“. Das ist für Věra das wichtigste. Bei den Bílá herrscht das Matriarchat des Möglichen.

Wenn nachmittags nach und nach die Musiker in Věras Wohnung kommen, die Gitarren auspacken, die ersten Akkorde anschlagen und ihre Songs anspielen, dann bewirten Mann und Sohn die Gäste widerspruchslos mit türkischem Kaffee. Ansonsten müssen sie schweigen.

Denn dann versetzt sich Věra in die „großen Gefühle“, die sie bei ihren Vorbildern so bewundert, bei so unterschiedlichen Gesangsgrößen wie Mireille Mathieu, Stevie Wonder oder Andrea Bocelli.

Dann übertönt ihre helle und heisere, aber niemals schrille Stimme die Instrumente, und Věra singt mit halbgeschlossenen Augen, die Zigarette stets in der Hand, vom Ende aller Freude: „Das Herz tut mir weh, gestorben ist mir die Mutter. Ich bin allein geblieben, allein mit meinem Vater.“

Die Musik zu diesem Familien-Drama allerdings klingt so überschäumend, als bejubele das Lied eine neue Liebe oder wenigstens einen Sechser im Lotto.

JOACHIM KRONSBEN



Roma-Sängerin Bílá, Band: „Arme Leute lieben sich mehr als reiche Leute“





Sprintstars Cipollini, Zabel (beim Zieleinlauf der vierten Etappe der Tour de France in Blois), Volksheld Virenque (vor dem Start in Laval): „Mal

RADSPORT

# Die Friedensfahrt der Nr. 69

Der spektakulärste Dopingskandal aller Zeiten hat der Tour de France nicht schaden können. Die französische Nation feiert ihr geliebtes, anrühiges Volksfest – und ihr größter Held heißt Richard Virenque.

**R**ichard Virenque sieht nicht aus wie einer, dem die Frauen hinterherlaufen. Er hat abstehende Ohren und dünne Beinchen, und ein richtig Cooler ist er auch nicht, weil seine Augen des öfteren flackern. Aber in diesen Tagen könnte er ganz Frankreich haben.

Am Montag letzter Woche sitzt er in Challans, wo die zweite Etappe der Tour de France beginnt, mittags um zwölf in einer Zeltstadt, in der die Sponsoren ihre Stände aufgebaut haben und in der es sogar Austern umsonst gibt. Unter den Sonnenschirmen ist meistens mächtig Betrieb, bloß im Areal des Tour-Geldgebers PMU, eines Unternehmens, das Pferdewetten annimmt, passiert etwas ganz und gar Wehevoll. Virenque ist da.

Seit einer guten halben Stunde sitzt der Mann mit der Startnummer 69 auf einem Plastikstuhl, vor ihm haben sich die Men-

schen in einer Schlange aufgestellt, und jeder tritt einzeln vor. Eine Frau will ein Autogramm. Richard malt seinen Namen auf ein Stück Papier und wartet auf die nächste, aber die traut sich nicht, und Richard trommelt derweil mit dem Kugelschreiber auf den Tisch. Dann kommt sie doch, streichelt seine Wange, und als sie fertig ist, setzt Richard seine Trinkflasche an den Hals und gurgelt, vermutlich mit Wasser.

Die Ermittlungen der französischen Justizbehörden haben ergeben, daß der Radrennfahrer Richard Virenque im vergangenen Sommer gedopt war. Und zwar nicht zu knapp. Er war der Kapitän jener Festina-Mannschaft, die den größten Doping-skandal in der Geschichte des Sports lostrat. Sein ehemaliger Masseur sagte vor dem Ermittlungsrichter, Virenque habe mit Dopingmitteln gedealt und selbst etwa 100 Spritzen des Blut-Turboladers Erythro-

poietin, kurz Epo, im Jahr genommen. „Du Bastard wärest längst tot, wenn ich dir alles injiziert hätte, was du wolltest“, sagte der Masseur zu seinem früheren Kunden bei einer Vernehmung.

Doch der hat das bis heute bestritten. Er wurde bei Verhören derart bedrängt, daß er schrie und sich auf dem Boden gewälzt haben soll – verurteilt ist er bis heute nicht.

Jean-Marie Leblanc, der Chef der Tour de France, hat dieses Jahr „die Tour der Erneuerung“ ausgerufen. Und weil keiner mehr glauben kann, was Virenque sagt, wurde er zunächst ausgeschlossen. Doch der Weltverband UCI entdeckte einen „Formfehler“ – die Ausladung war 13 Tage zu spät erfolgt, und deshalb darf Virenque nun durch Frankreich radeln.

Er verdient drei Millionen Mark für den Einsatz beim italienischen Team „Politi“, wo er mit sicherem Instinkt gelandet ist –





sehen, wer von den Jungs explodiert“

Politi ist ein Unternehmen, das Dampfreiniger herstellt.

Als Virenque, 29, bei der Eröffnungszeremonie vorgestellt wird, stehen die Menschen auf, und der Applausmesser spuckt die kräftigsten Ausschläge aus. Er rollt auf den Etappen der ersten Woche an französischen Nationalflaggen vorbei, die das Publikum in die Erde gespießt hat, und darunter steht: „Allez, Richard, en jaune à Paris“ – los, Richard, im Gelben Trikot in Paris.

Zwar hat Richard die Leute ein Jahr lang belogen, aber das ist den Leuten Wurst, denn Richard ist der einzige Held, den sie in Frankreich zur Zeit haben. Der Regisseur Claude Lelouch, seit seinem Film „Ein Mann und eine Frau“ als Meister des romantischen Beziehungsdramas verehrt, sagt: „Ich liebe Fahrer wie Virenque, die bereit sind, ihr Leben für eine Etappe zu riskieren.“

Es gibt keinen zweiten neben Richard Virenque, der so symbolkräftig Pate steht für das, was die Tour de France in diesem Jahr ist. Wer an eine „Tour der Erneuerung“ glaubt, kann auch gleich daran glauben, belgische Hühnchen würden mit Körnern aus dem Ökoladen ernährt.

Mögen die Schlagzeilen der ersten Tour-Woche '99 von Sprintern wie Cipollini, Steels, Zabel oder Kirsipuu handeln – die eigentliche Geschichte von den Usancen im Radgewerbe rankt sich eher um einen Teilnehmer wie den mit der Nummer 161.

Am Tag, als das Spektakel in dem Ort Puy-du-Fou, was in etwa Idiotenhügel heißt, beginnt, hat der sich in den Schatten verzogen, den der Omnibus der spanischen Mannschaft von Banesto spendet. Weil es die Tour der Offenheit ist, steht der Laderaum offen – drinnen lagern 16 Kartons „Agua Mineral Natural“, rein und klar und jederzeit erlaubt.

Nummer 161 ist Alex Zülle, ein Schweizer, den die Spanier vor kurzem als ihren Kapitän engagiert haben. Zülle, 31, trägt einen Goldstecker im Ohr und eine Brille auf der Nase, die er auch im Rennen braucht, weil er 4,3 Dioptrien hat. Er ist ein sehr gewissenhafter Sportsmann. Als sein Rad auf einem Gestell mit Rollen eingespannt ist, auf dem er sich warm macht, legt er ein



Radprofi Kirsipuu (nach dem Dopingtest)  
Sinnbild der Sauberkeit

weißes Handtuch über den Lenker, damit sein Schweiß nicht aufs Gestänge tropft.

Alex Zülle war mal einigermaßen dicke mit Richard Virenque. Letztes Jahr noch fuhren sie zusammen für Festina. Dann kamen die Gendarmen und nahmen den Schweizer mit. Er verbrachte die Nacht in einem Knast, in dem es nach Urin roch, sie nahmen ihm die Brille weg, und am nächsten Morgen war Alex weichgekocht. Er gab zu, daß er Epo genommen hatte.

Dann weinte er, weil er sich schämte. Virenque weinte auch, aber nur deshalb, weil er und seine Festinas nach Hause geschickt wurden.

Acht Monate ist Zülle ursprünglich gesperrt worden. Da telefonierte der Schweizer Verbandschef Hugo Steinegger mit dem Kollegen Hein Verbruggen, der dem Weltverband vorsteht, und faßte das Gespräch anschließend in einem Brief zusammen: „Im Sinne Ihres Telefongesprächs mit dem Unterzeichnenden beantrage ich höflich, die Strafen maßgeblich zu reduzieren.“ Zülles Sperre wurde um einen Monat verkürzt, jetzt darf er in Frankreich mitspielen.

„Allez, Alex“ rufen die Leute, als Alex am Start steht. Die Leute wissen noch gut, was mit Alex war.

Aber solche Geschichten sind den Leuten egal. Doping? Frankreich will sein Fest, so wie Köln seinen Karneval wollte, obwohl Golfkrieg war. Und das Fest läuft wie geschmiert. Sogar die Police Nationale, jene Ungeheuer also, die vor einem Jahr mit ihren Razzien alles versauten, fährt diesmal in der Werbekolonnen vor dem Feld her und verteilt Kugelschreiber unters Volk. Vive la France.

Es ist den Leuten egal, wenn ihrer Tour die schlechten Nachrichten um die Ohren fliegen: egal, daß wenige Tage vor dem Start die Polizei in Italien die Wohnungen von Radfahrern filzte und kistenweise Arzneizug sicherstellte, darunter auch Epo; daß neulich schon wieder ein Pfleger von Festina beim Zoll erwischt wurde, diesmal mit einem Corticoid; daß Hein Verbruggen sich selbst die Maske vom Gesicht reißt und Epo mit Viagra vergleicht und sagt, ursprünglich sei das ja auch mal ein Medikament gewesen, und heute gehöre es nun mal zur Gesellschaft; daß der Supersponsor Crédit Lyonnais über seinen Ausstieg nachdenkt; daß Daniel Baal, der Präsident des französischen Radsportverbandes, mitten ins dampfende Nationalglück hinein sagt: „Die Sauberen sind in der Minderheit.“ Egal, sollen sie sich eben nicht erwischen lassen, die Bastarde.

Die Familie ist wieder beisammen, und das Team Telekom ist mittendrin. Gleich zu Anfang haben die Bonner einen Knicks vor Frankreich gemacht und ganzseitige Zeitungsannoncen geschaltet: „In Frankreich gibt es den besten Wein, die schönste Mode und die schlimmsten Berge.“

Das hilft zwar nicht immer, aber wenn es unangenehm wird, ist der Pressesprecher



Matthias Schumann zur Stelle. Als ein Journalist während einer Pressekonferenz eine Frage zu staatsanwaltschaftlichen Ermittlungen im Zusammenhang mit Doping hat, geht der vormalige Ruder-Weltmeister der DDR behend dazwischen: „Für diese Frage sind wir hier auf der verkehrten Veranstaltung.“

Zum Start auf dem Puy-du-Fou ist aus gegebenem Anlaß auch gleich die versammelte Führungsetage angereist. Der Kommunikationsschef Jürgen Kindervater hat die Gattin dabei, sein Oberster Ron Sommer („Wir machen hier sauberen Sport“) die handliche Videokamera. Er trägt ein seidenes Einstecktuch im Jackett und begrüßt die Mitarbeiter mit Handschlag: „Ja, schönen guten Tag, was macht's ihr?“

Auch Rudolf Scharping, gewissermaßen ein assoziiertes Mitglied der Mannschaft, hat sich feingemacht. Telekom hatte seinen Verteidigungsminister eingeladen, und der brilliert aus einem gestärkten Oberhemd heraus mit kühner Hardthöhen-Metaphorik: „Mal sehen, wer von den Jungs explodiert. Hoffentlich tut's einer.“

Einer tut's, wenngleich ein ganz anderer, als Scharping vermutet hatte. Der Amerikaner Lance Armstrong, 27, der den Prolog gewann, ist ein Sieger, wie ihn sich die Tour nicht schöner hätte backen können. Er hat eine anrührende Geschichte, weil er den Krebs besiegt, und ein feines Gefühl für



Radprofi Zülle

Situationen, aus denen sich Kapital schlagen läßt.

Wenn Journalisten schreiben, alle Radler seien gedopt, dann sei das „bullshit“, sagt der Gast von weit her, nachdem er seine Krankengeschichte referiert hat. Radsport sei eine feine Sache, und Doping sei Geschichte. Und manche glauben ihm.

„Er ist der richtige Sieger“, findet auch Alex Zülle.

Er war beim Prolog sieben Sekunden langsamer als Armstrong und wurde Zweiter, aber womöglich ist ihm das ganz recht so. Hätte er gewonnen, dann wären wieder diese Fragen gekommen, die er gar nicht mag.

Doping? Zülle hat seine Hände unter einem Tisch versteckt und dreht angestrengt am goldenen Ring: „Dieses Thema ist Vergangenheit“, sagt er. Ob er sehr darunter gelitten habe? „Ich finde doch, dieses Thema ist Vergangenheit.“ Weil seine Chefs fürchteten, der zarte Alex werde unter dem Rummel hier zusammenklappen, wollten sie ihm das Handy verbieten. Aber Alex meinte, er sei alt genug zum Telefonieren.

Zülle will nur seine Ruhe, aber nicht mal unterwegs auf dem Fahrrad hat er die. Irgendwann während der ersten Etappe ist plötzlich Virenque neben ihm. Sie haben nichts mehr miteinander zu tun, aber sie fühlen sich doch einander verbunden. Denn beide wännen sich als Opfer. Vi-

renque und Zülle radeln an einem Transparent vorbei, das ein Verirrter aufgespannt haben muß. „Ravitaillement Epo – 1ère ferme à gauche“, steht da drauf – „Nachschub Epo – erster Bauernhof links“.

In Sachen Doping fuhr Alex Zülle gewissermaßen immer im Windschatten von Richard Virenque, und auch heute noch hat der Franzose bei seiner persönlichen Friedensfahrt die ganze Arbeit am Hals.

„Ich bin ein schwarzes Schaf“ – diesen Eindruck kriegt der Franzose beim besten Willen nicht los. Jean-Marie Leblanc zum Beispiel, der Tour-Chef, habe in den ersten Tagen kein Wort mit ihm gesprochen.

Andererseits: Leblanc, ein kleiner, dicker Mann, hat einfach auch viel zu tun dieser Tage. Beim Start einer Etappe zwingt er seinen massigen Körper aus dem Faltdach seines roten Autos und schwenkt eine weiße Fahne. Und wenn das rote Auto durchs Ziel gefahren ist, eilt Leblanc immer in die Gegend, wo hinter einem Gitterzaun ein Wohnmobil parkt. Das Gefährt ist frisch ab Werk, die Erneuerung der Tour braucht schließlich ein Sinnbild.

„Hansaplast“ steht groß da drauf, doch das ist ein Signal in die falsche Richtung. Weiter unten klebt ein Zettel: „Contrôle Anti-dopage“. Hier müssen täglich einige Auserwählte in einem Raum von zwei Quadratmetern in ein Glas pinkeln, und der Arzt Michel Grosset-Janin und der UCI-Inspekteur Marc Vandevyvere gucken ihnen dabei zu.

Was die Fahrer dabei anhaben? „Rien“, sagt Monsieur Vandevyvere. Nackt? „Totalement“. Und Sie, Sie gucken immer genau zwischen die Beine? Immer genau zwischen die Beine, so ist es.

Letzten Donnerstag schien es kurzzeitig so, als hätten die beiden Herrschaften einen Treffer gelandet. Beim Prolog hatte ein Fahrer eine Probe abgegeben, in der sich Spuren von verbotenen Corticoiden fanden. Doch Weltpräsident Verbruggen konnte den Vorgang gewohnt elegant erklären. Er sagte, das Medikament habe einer Therapie gedient und sei deshalb erlaubt, und alles war wieder gut. So, wie es „L'Equipe“, das Organ der Tour de France, schon vorher vermutet hatte: „Die Tour scheint sich gut zu entwickeln.“

Das kommt ganz auf die Perspektive an. Lothar Heinrich beispielsweise, der Arzt vom Team Telekom, hat andere Erfahrungen gemacht. Als er in einer französischen Pharmacie unter Vorlage seines Arztausweises ein Medikament erstehen wollte, ließ ihn die Apothekerin erst mal 20 Minuten warten. Solange brauchte sie, um sich im Hinterzimmer mit ihrem Chef zu beraten. Dann kam sie zurück und brachte trübe Kunde.

Der „Docteur Einrisch“, sagte Madame, könne sich auf den Kopf stellen – aber an Radsportler verkaufe sie ohne französisches Rezept grundsätzlich gar nichts mehr.

MATTHIAS GEYER



Massensturz an der Atlantikküste (bei Beauvoir-sur-Mer): Ist Epo wie Viagra?





SCHWIMMEN

# Breites Kreuz

Sandra Völker hat sich von dem Phänomen Franziska van Almsick emanzipiert. Bei den Europameisterschaften übernimmt sie die Starrolle.

Nachmittags im Café „Cliff“ gehören alle Blicke ihr. Mit wehendem Haar, die Trainingstasche unter den Arm geklemmt, schlängelt sich Sandra Völker, 25, durch die Tischreihen des Hamburger Szenetreffs an der Alster. Sogar die Kiez-Größe Karl-Heinz Schwensen, genannt „Neger-Kalle“, ein Mann, der seine Sonnenbrille sonst nur zum Schlafen abnimmt, lupft für einen Augenblick seine Gläser und guckt ihr nach.

Gut sieht sie aus. „Ich fühl' mich auch so“, sagt die Profi-Schwimmerin von der SG Hamburg und läßt sich entspannt in einen Stuhl an der Wasserkante fallen. Es läuft ja auch wie geschmiert in letzter Zeit.

Neulich verbesserte sie im Fürstentum Monaco ihren Weltrekord über 50 Meter Rücken auf 28,78 Sekunden, kassierte dafür 30 000 Mark und wurde im Namen von Prinz Albert zum Gala-Dinner eingeladen. Bei den nächsten Woche beginnenden Europameisterschaften in Istanbul gehört sie auf mehreren Strecken zu den Anwärterinnen auf den Titel. Und auch abseits des Beckens steht sie endlich hoch im Kurs: Die „Bunte“ hat die Hanseatin in den Kreis jener VIPs aufgenommen, über die es sich regelmäßig zu berichten geziemt; Fernsehredakteure laden sie zu Talkshows ein, und „Bild“ schwärmt von ihr als „Gold-Nixe“.

Das ist neu für Sandra Völker – und sie genießt die spät erblühte Aufmerksamkeit. Denn als beste deutsche Schwimmerin gilt die gebürtige Lübeckerin schon lange. Nur richtig berühmt wurde sie deswegen nie.

Profi-Sport, vor allem bei Frauen, ist ein eigentümliches Gewerbe. Längst reicht es nicht mehr, die Schnellste zu sein – man muß auch sonst etwas zu bieten haben. Sternchen wie die Eiskunstläuferin Tanja Szewczenko, die letztes im „Playboy“ in Erscheinung trat, oder die Gymnastin Magdalena Brzeska profitierten von diesen Geschäftsbedingungen mächtig.

Sandra Völker sah sich lange als Opfer dieses Marktgesetzes. Denn wenn es darum ging, die Medaillen zu versilbern, hatte Franziska van Almsick, die Frau, die den Deutschen einst als nationaler „Goldfisch“ ans Herz gewachsen war, immer die Nase

vorn – und das, obwohl das Chlorwasser-Starlet sportlich schon seit geraumer Zeit schwächelt. Sandra Völker mokierte sich öffentlich, daß der Schwimmsport hierzulande nur mit „Franzi“ in Verbindung gebracht werde, und wurde prompt als „zickige Zweite“ oder als „neidische Konkurrentin“ gerügt.



**Konkurrentinnen van Almsick, Völker**  
„Langsam verglüht ein Stern“

Was Sandra Völker nicht erkannte: Franziska van Almsick, das putzige Girlie aus Ost-Berlin, das mit 14 Jahren bei Olympia 1992 zwei Silbermedaillen gewonnen hatte, geriet für die Ost-West-Integration fast so bedeutend wie der Solidarpakt.

Daß Völker in dieser gesamtdeutschen Schwimmsport-Soap nur die Rolle des intriganten Karriere-Weibchens blieb, war zudem selbst verschuldet: zu plump ihre Versuche, ebenfalls zu Ruhm und Geld zu kommen. „Völker wie Erfolg“, lautete der Werbeslogan, den Freund und Trainer Dirk Lange, ein Diplomkaufmann, für sie kreiert hatte. Das Echo war deprimierend: Franzi tauchte für Opel in einem preisgekrönten Werbespot in New Yorks Straßen ab und kassierte Millionen. Sandra machte Reklame für ein regionales Autohaus.

Sandra Völker wäre an dem Konkurrenzkampf zur vier Jahre jüngeren Teamkollegin fast zerbrochen. Der Schwimmsport war immer Mittelpunkt ihres Lebens. Er gab ihr die Möglichkeit, ihren Leistungswillen auszuleben. Doch dieser Ehrgeiz machte es ihr fast unmöglich zu akzeptieren, nur die Nummer zwei zu sein.



**Rückenschwimmerin Völker beim Start:** „Wenn Sandra antritt, geht es für den Rest nur noch um Rang zwei“

H. RAUCHENSTEINER

Die Kameradinnen aus dem Deutschen Schwimm-Verband hatte sie als Jugendliche locker im Griff. Schon mit 15 Jahren wurde sie Deutsche Meisterin über 50 Meter Rücken. Doch dann kam Franzi über das neue Deutschland und über Sandra Völker. Die bislang Unangefochtene fiel in eine Seinskrise: „Ich habe mich mit dem Phänomen van Almsick mehr beschäftigt als mit mir. Wenn ich ins Becken sprang, war Franzi immer dabei.“

Völker verordnete sich eine fünfmonatige Wettkampfpause, um Abstand zu gewinnen. „Ich dachte von mir: Alles was du machst, ist falsch.“

Solche Brüche, glaubt Dirk Lange, der nach der privaten Trennung nur noch Sandra Völkers Trainer ist, „gehören zum Geschäft“. Ein wahrer Champion müsse lernen, sich von Konkurrenten zu emanzipieren – sie abzuhaken, sie zu vergessen.

Lange, 36, ist ein Mensch, der immer nach vorn schaut. „Stillstand ist Rückschritt“, lautet einer seiner etwas brachialen Lieblingssätze. Früher war er wegen solcher Sprüche in der Schwimmszene ziemlich unbeliebt. Insider glauben gar, der Hochtöner sei der eigentliche Grund dafür, warum sein Schützling immer so schlecht überkam. Mittlerweile zollt ihm die Branche Respekt. Denn daß sich Sandra Völker zur Nummer eins entwickelte, hängt auch mit seiner Arbeit zusammen.

Der Coach wagte es, mit herkömmlichen Lehrmeinungen zu brechen. Während insbesondere die Kollegen aus der ehemaligen DDR der Ansicht sind, auch Kurzstreckenschwimmer wie Völker benötigten vor allem Ausdauer, setzte er andere Prioritäten. Statt im Wasserbecken nur Kilometer abzureißen, findet sich Völker nun häufiger im Krafraum oder auf der Tartanbahn ein, um Muskeln für die Schnellkraft zu trainieren. Lange hat ein einfaches Bild für sein ungewöhnliches Trainingskonzept: „Man muß doch nur den 100-Meter-Läufer

Maurice Greene und den Langstreckler Haile Gebrselassie vergleichen – beide Weltrekordleute, der eine ein Muskelberg, der andere ein Schlaks.“

Jetzt hat Sandra Völker – ohne den Griff zu illegalen Mitteln, wie sie beteuert – sich ein Kreuz antrainiert, das manchen männlichen Bodybuilder erblassen läßt. Und der Nutzen ist unübersehbar. Während 1992 in Barcelona die Medien spotteten („Sandra Völker fast ertrunken“), weil sie über 100 Meter Rücken den Endlauf verpaßt und im B-Finale Letzte geworden war, gewann sie bei den Spielen von Atlanta 1996 die Silbermedaille über 100 Meter Freistil. Ihre derzeitige Form, beschrieb die Konkurrentin Anja Buschschulte, unlängst so: „Wenn bei einem Wettkampf Sandra antritt, geht es für den Rest nur noch um Rang zwei.“

Ein schönes Lob. Aber genug ist ihr das noch nicht. Und deshalb steht sie an einem herrlichen Sommertag, den Kopf fast bis an die Knie gedrückt, in Absprunghaltung auf dem Startblock im Hamburger Dulsberg-Bad und ärgert sich. Das Problem ist ihr Gesäß. „Es hängt zu hoch“, rügt Lange. „Aber wie soll ich den Hintern denn weiter runterkriegen?“ keift die Sportlerin zurück.

Auf die Beantwortung dieser Frage kommt es womöglich an. Denn der richtige Start wird beim „finalen Wettkampf“, so spricht Völker schon jetzt über die Olympischen Spiele 2000 in Sydney, alles entscheiden. Deshalb sind am Beckenrand Videokameras postiert, anhand deren Aufnahmen Völkers „Startimpuls“ analysiert werden soll. Keine andere deutsche Schwimmerin arbeitet derart professionell. „Ihre Besessenheit ist legendär“, lobt Lange.

Gold in Sydney ist der Anspruch, den die Norddeutsche an sich stellt. So nebenbei würde sie damit auch den Schatten van Almsick loswerden. Denn das Berliner Glamour-Girl kennt olympisches Gold nur vom Dekolleté ihrer Gegnerinnen. Und

daß van Almsick in Australien noch mal siegen könnte, muß Völker kaum befürchten: Neulich bei den Deutschen Meisterschaften in Leipzig blieb die Rivalin auf ihrer Parastrecke 200 Meter Freistil acht Sekunden hinter ihrer Bestzeit.

Schlagzeilen macht Franziska van Almsick eher an Land. Mit 116 Stundenkilometern innerorts in die Radarkontrolle, Führerschein weg. Bei Modeaufnahmen für eine Illustrierte posiert sie als „verträumte Cinderella mit Barbie-Sex-Appeal“ und läßt sich über ihre Probleme bei der Körperpflege aus: „Ich kann keine Haarpackungen oder Weichspüler verwenden, weil sonst die Badekappe rutscht.“

Während ihr Manager Werner Köster über Gewichtsprobleme raunt, sorgt sich die „Bunte“: „Langsam verglüht ein Stern.“ Kristin Otto, sechsfache Olympiasiegerin von 1988 und heutige ZDF-Schwimmexperte, sieht van Almsick „in einem tiefen Zwiespalt“. Ein Teil ihres Ichs suche zwar noch nach dem sportlichen Erfolg, die andere Seite sage aber: „Mir geht's ja auch so gut.“

Da ist wohl was dran. Auf 17 Millionen Mark wird van Almsicks Vermögen geschätzt. Kürzlich schloß sie einen Sponsorenvertrag mit einem Produzenten nobler Uhren ab.

Solche Deals wird Sandra Völker, die seit einigen Jahren für Bademoden wirbt, in ihrer Karriere wohl nicht mehr erwarten können. Stefan Füg, der sie im Auftrag des Managementriesen IMG vermarkten soll, hat bislang keinen weiteren Werbepartner vermitteln können. „Sandra“, weiß Füg, habe „eben das Pech, nur die Nachfolgerin, nicht das Original zu sein“.

Erst jüngst scheiterte der Abschluß mit einem amerikanischen Hersteller von Rasierwerkzeug. Die Firmenoberen senkten nach Probeaufnahmen den Daumen – eine Werbefigur im Badeanzug war ihnen zu sexy.

GERHARD PFEIL





SERBIEN

## Auf dem Vulkan

Oppositionsführer Zoran Djindjić, 46, Chef der Demokratischen Partei, über die Kampagne gegen Präsident Milošević

**SPIEGEL:** Sie schlagen die Bildung einer Übergangsregierung vor. Wie soll die aussehen?

**Djindjić:** Der ehemalige Gouverneur unserer Nationalbank, Dragoslav Avramović, sollte sie aus Experten formieren. Parteien werden darin nicht vertreten sein.

**SPIEGEL:** Was wäre Aufgabe dieser Regierung?

**Djindjić:** Die Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zu jenen Ländern, zu denen sie während der Nato-Luftangriffe abgebrochen wurden. Außerdem die sofortige Teilnahme Jugoslawiens an einem Marshall-Plan für den Wiederaufbau. Darüber hinaus muß es ein Sofortprogramm für die Rückkehr der Serben in das Kosovo geben und bessere Beziehungen zu Montenegro. Anfang 2000 könnte es dann zu Neuwahlen kommen.

**SPIEGEL:** Was macht Sie so sicher, daß Milošević vorher zurücktritt?

**Djindjić:** Er sitzt auf dem Vulkan und wird unter dem Druck der Demonstrationen zurücktreten – spätestens in sechs Monaten. Ich erwarte allerdings eher ein indonesisches Schicksal für ihn wie mit Suharto und nicht ein gewaltsames Ende à la Ceaușescu. Armee und Polizei werden ihn nicht stützen. Die sind ebenfalls maß-



AFP / DPA

Djindjić

los enttäuscht und werden keinen Konflikt mit der Bevölkerung riskieren.

**SPIEGEL:** Könnten die Demonstrationen nicht zum Bürgerkrieg führen?

**Djindjić:** Überlebt Milošević den Herbst, wird er möglicherweise den Bürgerkrieg riskieren. Aber wir werden Widerstand leisten, auch wenn die Sozialisten mit Waffen gegen uns vorgehen.

**SPIEGEL:** Ist die Opposition nach all den Querelen der vergangenen Jahre zu einem einheitlichen Auftreten fähig?

**Djindjić:** Die erste Geige spielen jetzt die Bürger. Aber niemand hat ein Monopol auf Proteste. Im übrigen hat sich die Serbische Erneuerungsbewegung unter Vuk Drašković gemein-



Demonstration von Milošević-Gegnern

sam mit den Sozialisten gegen eine Ablösung Miloševićs ausgesprochen. Im August werden wir die Demonstrationen nach Belgrad bringen. Vielleicht fällt er ja dann.

**SPIEGEL:** Das Regime schmäht Sie als Nato-Lakai und Verräter.

**Djindjić:** Nachdem auch Patriarch Pavle zum Verräter erklärt wurde, befinde ich mich in guter Gesellschaft. Serbien und Jugoslawien sind auf dem Weg in den Westen. Wir glauben daran. Bitte, glauben auch Sie an uns.

**SPIEGEL:** Würden Sie Milošević an das Haager Kriegsverbrechertribunal ausliefern?

**Djindjić:** Er sollte sich freiwillig stellen und sich für seine Taten verantworten.

ITALIEN

## Berlusconis Richter

Silvio Berlusconi, Medienzar und Chef der stärksten Partei Italiens (Forza Italia), steht unter neuem Verdacht: Die Mailänder Staatsanwaltschaft beschuldigt ihn, 1991 den römischen Richter Vittorio Metta mit rund 560 000 Mark bestochen zu haben. Der Vorwurf kommt nicht nur Berlusconi denkbar ungelegen. Beim Gipfeltreffen der christdemokratischen und konservativen Parteien der EU vorige Woche in Spanien durfte sich der forsche Unternehmer nach jahrelangen vergeblichen

Anläufen erstmals im inneren Führungszirkel gleichberechtigt neben CDU-Chef Wolfgang Schäuble und Spaniens konservativem Premier José María Aznar präsentieren. Bislang hat-



Forza-Italia-Chef Berlusconi

ten die Konservativen allzu große Nähe zu Berlusconi gescheut. Immerhin ist der Italiener in mehreren erstinstanzlichen Urteilen wegen Bestechung, Bilanzfälschung und illegaler Parteienfinanzierung verurteilt worden. Berlusconi wies die neue Anschuldigung als „Theorem ohne Kopf und Schwanz“ zurück. Die Staatsanwälte dagegen glauben, die Zahlungen an den Richter belegen zu können. Ein von diesem 1991 formuliertes Urteil hatte der Berlusconi-Firma Fininvest den Weg zur umstrittenen und heftig umkämpften Übernahme des Verlagshauses Mondadori freigeräumt – mitentscheidend für den weiteren Aufstieg Berlusconis.



NORDIRLAND

## Betonsärge für IRA-Waffen

Der festgefahrene Friedensprozeß von Belfast könnte noch gerettet werden, wenn den britannientreuen Unionisten ein Entwaffnungsplan ausreicht, den einige Mitglieder der republikanischen Untergrundarmee IRA derzeit propagieren. Sollte David Trimble, der designierte protestantische Regierungschef für die Krisenprovinz, fristgerecht am Donnerstag dieser Woche zwei politische Vertreter der IRA in das neuzubildende Kabinett aufnehmen, wollen die katholischen Untergrundkämpfer eine neuerstellte Inventarliste ihrer Waffenbestände übergeben. In Depots auf beiden Seiten der Grenze sowie in der südwestirischen Grafschaft Kerry ruhen nach Schätzungen bis zu drei Tonnen Semtex-Sprengstoff, mehrere hundert Kalaschnikows, Luftabwehrraketen und Raketenwerfer. Wird das Karfreitagsabkommen von 1998 auch in weiteren



Untergrundkämpfer der IRA

RUSSLAND

## Idee der Einheit

Belorußlands autokratischer Präsident Alexander Lukaschenko möchte nach der Schaffung eines Staatenbundes mit Rußland Präsident der neuen Slawen-Union werden. Der Vereinigungsvertrag zwischen Rußland und Belorußland soll nach dem Willen der russischen Regierung im Oktober unterzeichnet werden. Damit will die Moskauer Führung ein Gegengewicht gegen die erweiterte Nato schaffen und das zunehmend populäre Thema der „Slawischen Einheit“ nicht allein Lukaschenko überlassen.

Der Minsker Alleinherrscher kann sich jedoch in einer Abstimmung über das künftige Oberhaupt der Slawen-Union Chancen ausrechnen. Umfragen und Reaktionen bei Lukaschenko-Besuchen in der russischen Provinz wie etwa vergangene Woche in Sibirien zeigen, daß der frühere Sowchosen-Leiter bei den Russen

weit beliebter ist als deren Präsident Boris Jelzin. Mit Gespür für Volksstimmungen umwirbt Lukaschenko die „Patrioten Rußlands“, verdammt den „Weltmonopolismus der USA“ und präsentiert sich als Vorkämpfer „für Unabhängigkeit und nationale Ehre“ der Slawen, die „Leute des Blutes“ seien. Die „Idee der Einheit“, so der belorussische Präsident, sei „genetisch in uns angelegt“. Eine Vereinigung könnte die geostrategischen Gewichte in Europa verschieben: Die drei baltischen Republiken wären von Großrußland beinahe umschlossen, das Nato-Mitglied Polen hätte eine gemeinsame Grenze mit dem neuen östlichen Machtblock.



Präsidentenkollegen Jelzin, Lukaschenko



Entführter Airbus in Marseille (1994)

FRANKREICH

## Algerischer Frühling

Nach der Entscheidung des algerischen Staatspräsidenten Abdelaziz Bouteflika, Tausende islamistischer Häftlinge freizulassen, will Paris die eingefrorenen Beziehungen zu dem Maghrebstaat wieder aufwerten. Staatspräsident Jacques Chirac wird Algerien, das in einem blutigen Krieg 1962 seine Unabhängigkeit von Frankreich ertrotzte, einen Besuch abstatten. Den neuen „algerischen Frühling“ in dem Bürgerkriegsland (etwa 80 000 Tote seit 1992) sollen weitere Schritte begleiten: Wiederaufnahme der Direktflüge von Air France und Air Algérie zwischen den beiden Staaten; sie waren nach Entführung eines Airbus' durch Islamisten im Dezember 1994 eingestellt worden. Ferner will Frankreich das als schikanös empfundene Limit von nur 47 000 Visa für Algerier auf 200 000 erweitern.





Punkten verwirklicht, soll nach IRA-Vorstellungen der Chef der nordirischen Entwaffnungskommission, der kanadische General John de Chastelain, diese Depots inspizieren dürfen und dabei sein, wenn die Waffen mit Beton übergossen werden.

Ob ein solches Verfahren den Politikern der protestantischen Seite ausreicht, ist jedoch zweifelhaft: Sie haben bislang darauf bestanden, daß die IRA mit der Abgabe ihrer Waffen beginnt, noch bevor ihre Vertreter ins Kabinett einziehen dürfen. Diese Geste war den Protestanten vom britischen Premier Tony Blair – leichtfertig, wie sich jetzt erweist – versprochen worden.

Eine freiwillige Zerstörung ihrer eigenen Waffen sei das Äußerste, was sich bei den Untergrundkämpfern in der IRA durchsetzen lasse, behaupten dagegen die Verfechter des neuen Plans; eine Übergabe würde einer Kapitulation gleichen. Dennoch erscheint eine Spaltung der IRA unausweichlich: Nur höchstens zwei Drittel der Untergrundkämpfer wollen die Einbetonierung ihres Arsenalen hinnehmen.

GAMMA / STUDIO X

## CHINA

### Machtkampf im Badeort

In Beidaihe, der traditionellen Sommerfrische von Chinas Spitzenfunktionären, wird sich das Schicksal des Premierministers Zhu Rongji, 70, und seiner Reformpolitik entscheiden. In dem Badeort am Bohai-Meer trifft sich Pekings Elite im August zu informellen Gesprächen, um den politischen Kurs festzulegen. Konservative Genossen werfen Zhu vor, bei seinem USA-Besuch im April zu viele Zugeständnisse gemacht zu haben.

Um Chinas Beitritt zur Welthandelsorganisation (WTO) zu ermöglichen, hatte Zhu versprochen, den Markt für ausländische Firmen radikal zu öffnen. Der Regierungschef will mit kapitalistischer Konkurrenz die maroden Staatsbetriebe auf Trab bringen. Zahlreiche Kader fürchten, die Schocktherapie Zhus werde zu noch höherer Arbeitslosigkeit und zu sozialen Unruhen führen. Kritiker des Regie-



Premier Zhu, Präsident Clinton

AFP / DPA

rungschefs finden sich vor allem im Nationalen Volkskongreß (NVK). Hinter ihnen steht offenkundig der NVK-Vorsitzende und Zhu-Vorgänger Li Peng. Vor einer Delegation japanischer Politiker setzte sich Li deutlich von Zhu ab: China brauche sich für die WTO-Mitgliedschaft keine Vorschriften machen zu lassen. Und zweimal bereits ließ Li Peng eine Gesetzesvorlage des Rivalen abblitzen – ein ungewöhnlicher Vorgang

in dem willfährigen Scheinparlament. Verschärft wurde die Fronde gegen Zhu nach dem Nato-Angriff auf die chinesische Botschaft in Belgrad; der Premier verhalte sich den USA gegenüber zu nachgiebig, hieß es.

Zhu geht derweil selbst in die Offensive. So kritisierte er negative Folgen des Drei-Schluchten-Staudamms, etwa den Zwang, bis zu drei Millionen Menschen umzusiedeln. Das riesige Wehr am Jangtse ist ein Lieblingsprojekt Li Pengs. In Beidaihe will Zhu nun Skeptiker überzeugen und die Reform der Staatsbetriebe vorantreiben.

## JAPAN

### Neue Aufgabe für die Streitkräfte?

Führende Kräfte in Japans Regierungspartei fordern eine stärkere Rolle für die Streitkräfte – und rühren damit an eines der größten Polit-Tabus der asiatischen Wirtschaftsgroßmacht. Taku Yamasaki, 62, in der Liberaldemokratischen Partei aussichtsreicher Anwärter auf die Nachfolge von Premier Keizo Obuchi, will im Rahmen einer Verfassungsänderung den Artikel 9 ändern, mit dem das Land der „Anwendung von Krieg als Mittel zur internationalen Konfliktlösung auf immer abschwört“. Der Passus wurde nach der Niederlage Japans im Zweiten Weltkrieg von den USA verordnet; seit den fünfziger Jahren darf Japan seine Streitkräfte lediglich zur Verteidigung unterhalten und sich allenfalls an Friedensmissionen der Vereinten Nationen beteiligen. Diese Einschränkungen für das Militär seien überholt, meint Yamasaki. Sollten die USA im Rahmen des amerikanischen-japanischen Sicherheitspaktes in Tokio Unterstützung anfor-

dern, wäre die Rolle des Militärs noch immer beschränkt: „Derzeit kann Japan beispielsweise US-Truppen bei Krisen in benachbarten Regionen nicht direkt unterstützen, sondern muß sich auf logistische Rückendeckung beschränken“. Zugleich bemüht sich Yamasaki, Ängste der asiatischen Nachbarn vor einer Militarisierung seines Landes zu entkräften – zumal Tokio nach dem jüngsten Raketentest Nordkoreas die eigene Raketenabwehr vorantreiben will. Mit der Verfassungsreform verfolge man keine Aufrüstung, so der frühere Verteidigungsminister: „Aber als souveräner Staat muß Japan das eindeutig verankerte Recht auf Selbstverteidigung haben.“



Militärparade in Japan

K. KURITA / GAMMA / STUDIO X

## KROATIEN

### Präsidentensohn als Geheimdienstchef

Staatschef Franjo Tudjman, 77, hat seinen ältesten Sohn Miroslav, 52, erneut zum Leiter des Geheimdienstes HIS berufen – ohne Rücksicht auf Empfehlungen aus EU-Staaten, nicht länger Angehörige in einflußreiche Positionen zu bringen. Der Junior war bereits von 1993 bis 1998 HIS-Chef, trat jedoch auf Druck des Westens zurück. Die EU verband Wirtschaftshilfe und eine Aufnahme Kroatiens in europäische Organisationen mit der Forderung, der Präsident müsse zuvor sein undurchsichtiges Familienimperium auflösen. Tudjmans zweiter Sohn, Stjepan, 50, besaß damals mit der Firma Domovina das Monopol für die Ausrüstung der kroatischen Armee, und Tochter Nevenka, 48, war Chefin der Ladenkette Netel, die bei der Privatisierung von Staatsfirmen mitmischte. Aus vertraulichen Dokumenten geht hervor, daß der Geheimdienst auf Betreiben des Präsidenten Telefone von Journalisten und Oppositionellen abhörte und einen Bankenskandal zu vertuschen suchte, in den offenbar hohe Amtsträger verwickelt waren.

USA

# Gewinnen ist alles

Amerika rüstet schon für das Duell um die Präsidentschaft 2000: Al Gore und George W. Bush sind in den Vorwahlen kaum noch zu schlagen. Während Clintons Vize sich von seinem Chef im Weißen Haus emanzipieren will, verkörpert Bush die neue Hoffnung der Republikaner.

**D**er Ruf zur Macht ereilte George W. Bush im Gotteshaus. Aber er kam nicht von oben, sondern von hinten. Pastor Mark Craig predigte gerade über Moses, der sich dem Auftrag des Herrn widersetzen wollte, über Pflicht, Führertum und Opferbereitschaft, als Barbara Bush sich zu ihrem Sohn vorlehnte und zischte: „Der spricht zu dir, George.“

Zuvor war die einstige First Lady schon einmal deutlicher geworden: „Ich bring' ihn um, wenn er nicht kandidiert.“ Der älteste Sproß wehrte ab: „Ich bin nicht so weit.“ Nur zu gut kennt der Sonnyboy die Härten des Lebens im Weißen Haus. Seine Frau Laura und die 17-jährigen Zwillingstöchter Jenna und Barbara waren ebenfalls mäßig begeistert von der Aussicht, nur noch mit Bodyguards ausgehen zu dürfen.

Doch nach jenem Gebetstag im Januar erlag George W. Bush, 53, den Einflüsterungen seiner willensstarken Mutter. Er beschloß, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden, das von seinem Vater 1992 an den Demokraten Bill Clinton verlorene Amt für die Republikaner zurückzugewinnen.

Nur einmal konnte bislang der Sohn eines Präsidenten in die Fußstapfen des Vaters treten. John Quincy Adams war von 1825 bis 1829 sechster US-Präsident, sein Vater hatte als zweiter Staatschef von 1797 bis 1801 amtiert.

Die Aussichten von Bush Jr., dies nun zu wiederholen, sind blendend. Die Präsidentschaft des alten Bush war die Krönung einer konsequenten republikanischen Politikerkarriere. Bush Jr. dagegen nutzt die Gunst der Stunde. Ihn treibt keine lebenslange Ideologie, auch geht es ihm nicht um ein feststehendes Programm. Den Sportfan reizt die Vorstellung, das spannendste Spiel der Welt zu gewinnen.

Gerade mal vor fünf Jahren, mit 48, trat er sein erstes po-

litisches Amt an, als Gouverneur von Texas. Die Südstaatler mochten den lockeren Burschen aus feiner konservativer Familie, der so undogmatisch mit den Demokraten zusammenarbeitete, das Bildungssystem verbesserte und Steuern kürzte. Zwar läßt die texanische Verfassung dem Gouverneur wenig Macht, doch seine praktische Art beschert ihm Sympathien. Vergangenen November wurde er mit 69 Prozent triumphal wiedergewählt – das war zuvor noch keinem gelungen.

Das ferne Washington horchte auf. Dort lag die republikanische „Grand Old Party“

nach der enttäuschenden Kongreßwahl und der gescheiterten Amtsenthebung Clintons gerupft am Boden. Ihr Chefideologe Newt Gingrich, der 1994 die konservative Revolution ausgerufen hatte, trat kleinlaut ab. Sein Nachfolger Bob Livingston mußte wegen Ehebruchs gehen.

Eiferer der erzkonservativen Christlichen Koalition drückten die Partei mit radikalen Positionen immer weiter nach rechts. Vor Beginn des Präsidentschaftswahlkampfes 2000 schienen die Chancen, das Weiße Haus zurückzuerobern, für die Republikaner schlechter denn je, zumal die Demokraten mit Clintons Vize Al Gore



**Wahlkämpfer Bush, Ehefrau:** „Meine Mission ist Wohlstand und der amerikanische Traum für alle“



eine scheinbar sichere Trumpfkarte ausspielen konnten.

Eine rege Reisetätigkeit in die texanische Hauptstadt Austin begann. Während andere Präsidentschaftsbewerber bereits durchs Land tingelten, empfing Bush auf der Veranda seines Hauses fast täglich Abgeordnete, Senatoren, Parteiobere und Berater aus Washington. Er ließ sich bitten, Verpflichtungen wurden gemacht, Verbindungen geschmiedet.

Denn der Heiland schien gefunden. Wie kein anderer erfüllt Bush die Stellenbeschreibung als Retter der Republikaner. Er steht für Familienwerte, hat Kontakte, einen berühmten Namen und vor allem Geld. Ein Versöhner, kein Spalter, seine Auffassungen sind vergleichsweise moderat, und er hat kein Problem mit ethnischen Minderheiten; lateinamerikanische Einwanderer kann er auf spanisch ansprechen. Die Botschaft, die er mittlerweile landauf, landab verkündet, ist simpel, aber eingängig: Einen Konservatismus mit Herz wolle er, praktisch einen sozialverträglichen Rechtsruck.



**Bush-Konkurrent Gore, Ehefrau:** 18 Millionen Dollar gesammelt

Das klingt gut und läßt Platz für alle Hoffnungen. Das Partei-Establishment erkannte das Potential, zumal der junge Bush, anders als sein aristokratisch wirkender Vater, volkstümlichen Charme versprüht. Er lacht, bis sich vergnügte Falten wie eine Ziehharmonika um seine Augen legen. Er läuft, als wäre er gerade vom Pferd gestiegen: rundbeinig, Gürtelschnalle voraus, stiefelt er mit geradezu clintonesker Kontaktfreudigkeit auf Menschen zu.

Clintons berühmten Doppelgriff – die Rechte schüttelt die Hand, die Linke greift vertraulich zum Unterarm – hat er ins Texanische übersetzt: Er tätschelt die Schultern seiner Fans gerade so wie den Hals eines Pferdes.

Nun kennt die Begeisterung der ausgehungerten Konservativen keine Grenzen mehr. 36 Senatoren, 100 Kongreßabgeordnete, etliche Gouverneure und 2000 Sponser huldigten ihrer neuen Lichtgestalt beim Antrittsbesuch in Washington.

Am 12. Juni startete Bush seine Wahlkampf tour für die Vorwahlen im Frühling, und seither will der Rummel nicht mehr aufhören. Seine Kampagne ist längst präsidential, perfekt organisiert und bis ins kleinste Detail geplant. Seine Mitbewerber sind zu Statisten degradiert. Sein Anhang schwillt lawinenartig. Ob bei den Altreichen in Beverly Hills oder den Neureichen im Silicon Valley, die Fundraising-Dinner sind ausverkauft. Er küßt kleine mexikanische Mädchen und spielt mit schwarzen Jungs bei 40 Grad im Schatten Football. Und kaum erblickt er eine Hochschwangere, läßt der Familienvater sich mit ihr ablichten.

Selbst Demokraten beschnuppern den Wundermann neugierig. In Los Angeles lud der Vizepräsident von Warner Brothers, Terry Semel, den Texaner in sein Haus nach Hollywood. Hundert Gäste aus der eher linken Entertainment-Industrie wollten den Republikaner kennenlernen, darunter Schauspieler Warren Beatty und Paramount-Chefin Sherry Lansing.

In einer anderen Demokratenhochburg, dem Silicon Valley, versprach Bush ei-

ne Einreiseerleichterung für Computerspezialisten, verbesserte Exportbedingungen für High-Tech-Produkte und Steuerensenkungen.

Schecks zu 1000 Dollar – die gesetzlich erlaubte Spendenhöchstgrenze pro Privatperson – flattern schneller auf sein Konto, als die Buchhalter zählen können. Bushs Netzwerk aus alten Familienverbindungen und neuen Freunden funktioniert reibungslos. Ende Juni hatte er 36,3 Millionen Dollar eingetrieben und damit den

Wahlkampf vollkommen auf den Kopf gestellt.

Geschockt beobachten die Mitbewerber in den eigenen Reihen seinen fast schon räuberischen Fischzug. Nie zuvor wurde in den Vorwahlen eine solche Summe gesammelt. Den zwölf Parteirivalen Bushs – mit Ausnahme des Verlegertycoons Steve Forbes – schnürt dieser einseitige Geldfluß

### **Der Doppelpack Clinton-Gore erweckt den Eindruck, daß die alte Gang am Ruder bleibt**

gänzlich die Luft ab. Seit 1976 das Wahlkampffinanzierungsgesetz in Kraft trat, gewann immer der Betuchte die Nominierung.

Für Al Gore, 51, könnte es bei den Präsidentschaftswahlen im November 2000 eng werden. Der Luftikus aus Texas liegt in den Sympathiewerten mit 54 zu 38 Prozent vor dem steifen Polit-Profi Gore. Obwohl er den gesamten Apparat des Weißen Hauses hinter sich hat, sammelte der Topmann der Demokraten nur etwas über 18 Millionen Dollar ein. Sein Mitbewerber Bill Bradley, ein ehemaliger Basketballspieler und Publikumsliebhaber, zwackte 11,5 Millionen ab.

Dumm für Gore auch, daß Hillary Clinton mit ihrer Kandidatur für den New Yorker Senatsposten zur unerwünschten Konkurrenz wird. Sie zieht nicht nur enorm viel Aufmerksamkeit, sondern ebenfalls eine Menge demokratisches Geld ab. Bei Clinton-müden Wählern erweckt der erneute Doppelpack Clinton-Gore strafverschärfend den Eindruck, daß die alte Gang auch ohne Bill weiter am Ruder bleibt.

Deshalb setzt sich Gore zunehmend von seinem Dienstherrn ab und geißelte sogar dessen Lewinsky-Affäre. Zur Strafe kritisiert der begabte Wahlkämpfer Clinton die Strategie seines Vize: Gore müsse seine Sachkenntnis ausspielen und Bush wegen fehlender Inhalte viel schärfer attackieren.

Derweil überlegt Bush bereits, auf staatliche Wahlkampfhilfe zu verzichten. Das



REUTERS



würde ihm erlauben, bei den Vorwahlen in den wichtigen Staaten ohne Beschränkungen Geld auszugeben. Doch paradoxerweise kann sein Reichtum auch gefährlich werden. Schon stempelt die Konkurrenz Bush zum Kandidaten des Geldes. Forbes nennt ihn ein Instrument von Interessengruppen in Washington. „Blankoschecks für ein unbeschriebenes Blatt“, höhnen Mitglieder des Gore-Teams. „Geld mag wichtig sein, aber Ideen sind wichtiger“, sagt Clinton.

Der Präsident trifft damit einen neuralgischen Punkt. Denn trotz seiner Triumphe bleibt Bushs Vorstellung bisher ziemlich substanzlos. Als er auf dem Flughafen von San Diego unter leuchtendem Vollmond seine Kalifornien-Tour startete, bot er nur Symbolik: „Meine Mission ist Wohlstand und der amerikanische Traum für alle. Es gibt viel Arbeit, ich bin bereit.“

Seine Standardrede enthält viel Pathos und vermeidet Konkretes. Dem Amt will er die Würde wiedergeben, kein Kind darf vernachlässigt werden, auch soll sich der Präsident nicht von Umfrageergebnissen leiten lassen.

Doch was ist „mitfühlender Konservatismus“? Bushs Antwort: „Es ist Konservatismus, die Steuern zu senken. Es ist mitfühlend, den Leuten mehr von ihrem Geld zu lassen. Es ist konservativ, Sozialhilfe zu verringern, indem man die Leute zur Arbeit bewegt. Es ist mitfühlend, Wohlfahrtsverbände und Kirchen zu unterstützen, die sich dann um die Übriggebliebenen kümmern. Es ist konservativ, auf Bildungsstandards zu bestehen. Es ist mitfühlend, dafür zu sorgen, daß kein Kind zurückbleibt.“

Sehr allgemein formuliert er seine Prinzipien: Steuerkürzungen, freier Handel, verbesserte Bildung, weniger Regierung, mehr freier Markt, mehr Militär. Reizthemen wie Waffenkontrolle und Abtreibung weicht er dagegen aus, etwa so: Ich bin gegen Abtreibung, aber die Welt ist nicht ideal. Gleichgeschlechtliche Ehen findet er zwar unnormal, aber er unternimmt nichts dagegen. Das beruhigt die Liberalen, den Rechten läßt es Hoffnung.

Laut einer „Newsweek“-Umfrage von Ende Juni wissen nur fünf Prozent der republikanischen Wähler viel über ihr Idol. Manche haben davon gehört, daß er, geographisch unbewandert, Griechier („Grecians“) sagte und Kosovariern, auch kann er Slowenien und Slowakei nicht unterscheiden. Der Begeisterung tut das keinen Abbruch. Bush, so glauben die meisten, sei

einer, der das Land zusammenschweiße und die Wirtschaft am Laufen halte.

Dabei lohnt es sich, genauer auf seine Taten in Texas zu blicken. Sein Plan, die Vermögensteuer zu senken, scheiterte knapp. Er erhöhte die Lehrergehälter und führte regelmäßige Prüfungen ein, um sicherzustellen, daß Kinder anständig Lesen und Schreiben lernen. Doch immer noch fallen besonders hispanische Kinder durch das Schulsystem.

Er schaffte es, im Ölland Texas High-Tech anzusiedeln, und verhinderte per Gesetz, daß die Computerfirmen für Jahr-

Die Liste der Todeskandidaten und der Exekutionen ist mit Abstand die längste im ganzen Land. 92 Gefangene starben in Bushs über fünfjähriger Amtszeit.

Sieht so ein Moderater aus? „Nach einer Zeit des Zynismus“, wettet Bush, „ist das Land hungrig nach neuem Stil. Ich bin stolz, ein mitfühlender Konservativer zu sein, das ist meine Grundlage.“

Doch nicht alle goutieren den texanischen Freistil des George W. Bush. Politische Gegner und natürlich die US-Medien suchen derzeit nach dunklen Flecken im Leben des strahlenden Kandidaten. Denn

der berühmte Sohn ist ein verzogener Baby Boomer. Auf den Eliteschulen Andover, Yale und Harvard fiel er auf als guter Sportler, heftiger Trinker, Partygänger und Frauenbetörer. 1968 gelang es dem Sohn des damaligen Kongreßabgeordneten George Bush, trotz langer Warteliste in die Pilotenausbildung der texanischen Nationalgarde aufgenommen zu werden. Diese Einheit, in der sich Sprößlinge wichtiger Familien tummelten, mußte nicht nach Vietnam.

1977 startete Bush mit den Kontakten seines Vaters und dem Geld von Finanziers eine Ölbohrfirma in Midland. 1978 kandidierte er für den Kongreß, wurde aber nicht gewählt. Vier Jahre später scheiterte der Börsengang seiner Firma kläglich, 1986 zwang ihn die Ölkrise zum Fusionieren. Er bekam Anteile und einen Beratervertrag und feierte.

Am Tag nach seinem 40. Geburtstag erwachte Bush mit einem furchtbaren Kater und gab nach einem heftigen Krach mit seiner Frau das Trinken auf. Von da an sollte alles anders werden. Doch das „Wall Street Journal“ verbreitete jüngst das „unbewiesene Gerücht“, daß der Sohn bei der Amtseinführung des Vaters 1989 Kokain geschnupft habe.

Im selben Jahr gelang dem jungen Bush endlich ein Coup ganz nach seinen Neigungen. Mit Hilfe von Papas Kontakten kaufte er sich in die populäre Baseballmannschaft Texas Rangers ein und wurde Team-Manager. Vergangenes Jahr wurde die Truppe verkauft und er reich. Sein Anteil am Gewinn: 14,9 Millionen Dollar.

Schon jagen Reporter seinen Steuerbescheiden nach, wühlen in alten Akten und kontrollieren, ob Bush je schräge Deals gemacht hat. Der hält sich bedeckt, gibt nichts zu und will nichts ausschließen: „Als ich jung und unvernünftig war, war ich eben jung und unvernünftig.“

MICHAELA SCHIESSL



Wahlkämpferin Clinton: Unerwünschte Konkurrenz

2000-Schäden haftbar gemacht werden können. Zudem sind die Umweltvorschriften extrem lax.

Nachdem ein Schwarzer hinter einem Auto zu Tode geschleift worden war, drückte sich Bush um die Verabschiedung eines Gesetzes, das Verbrechen gegen Minderheiten schärfer bestrafen sollte. Statt dessen untersagte er den Städten, gerichtlich gegen die Waffenindustrie vorzugehen. Allein 1999 verabschiedete er neun Verordnungen, die Abtreibungen erschweren.

Obwohl Bush sich als Fan von Resozialisierung gibt, stehen in Texas kaum Pflichtanwälte zur Verfügung; wenn überhaupt, werden sie erbärmlich schlecht bezahlt.



KOSOVO

# „Sie schossen sofort“

Das Dorf Bela Crkva im Südwesten des Kosovo macht auf traurige Weise Geschichte: Hier spielte sich einen Tag nach Beginn des Nato-Bombardements das vielleicht grausamste Massaker an Albanern ab. Unter den Ermordeten sind auch sieben Kinder.

Schwer drückt die schwüle Hitze auf die Hügel und das satte Weidegrün der Ebene. Es hat geregnet in der letzten Nacht, nun klebt Lehm an den Schuhen der Frauen, die am Vormittag schweigend hinaufgestiegen sind zu den 65 frisch aufgeworfenen, blumenbekränzten Grabhügeln auf einer Anhöhe 300 Meter vor den ersten Häusern der Gemeinde Bela Crkva.

Hier im Südwesten des Kosovo liegen die Killing Fields, die Felder des Todes, auf denen die Bauern in besseren Zeiten Wein und Tomaten anbauten. Viele Einwohner hatten Verwandte in Deutschland.

Die Fotos auf den Gräbern zeigen die Opfer des wahrscheinlich grausamsten Massakers, das Schergen des Serbenführers Slobodan Milošević während des elfwöchigen Bombenkriegs der Nato begingen.

Es mögen anderswo noch mehr Leichen gefunden werden, wie erst vorigen Donnerstag in der Nähe der Stadt Peć, wo italienische Kfor-Soldaten das bisher größte Massengrab im Kosovo mit rund 350 Leichen entdeckt haben. Es mag schlimmere Verstümmelungen, brutalere Quälereien gegeben haben.

Aber die sieben Kinderkörper, die am vorvergangenen Wochenende von britischen Fahndern in Bela Crkva gefunden wurden und die nun am Ortsrand ihre endgültige Ruhestätte fanden, haben neue Abgründe des Horrors offenbart, wie Londons Außenminister Robin Cook entsetzt feststellte.

Kaltblütig haben serbische Polizisten diese Menschen liquidiert, von hinten fast durchweg mit aufgesetzter Waffe in den Kopf geschossen. „So etwas können nur Tiere tun“, sagt der 22 Jahre alte Visar Zhuniqui, während er auf den Gräbern die Schleifen richtet. Seine Großfamilie hat allein 23 Angehörige verloren.

Visar kann es noch immer nicht fassen, daß auch seine beiden Cousins Dhurata, zehn, Dardonja, sieben, und sogar der gerade fünf Jahre alte Dardani durch Kopfschüsse hingerichtet wurden. Nur der kleine Dibran überlebte das Gemetzel. Den Zweijährigen schützte die Leiche seiner Mutter, die über ihm zusammenbrach.

Schulfotos zeigen Dhurata im Mickymaus-T-Shirt mit tiefbraunen Augen. Das Mädchen war die Klassenbeste, „nur Fün-

fer im Zeugnis“, versichert der Schuldirektor, der überlebte. Im Kosovo ist die schlechteste Note eine Eins.

Doch nicht einmal Dhuratas Schulleistungen werden erhalten bleiben, weil die Serben, als sie das Dorf überfielen, nicht nur die Hälfte der Häuser, sondern auch zielstrebig das Schularchiv in Brand steckten. Dort, wo Lehr- und Klassenbücher, Fibel und Zeugnisse verwahrt wurden, findet man heute nur noch weiße Asche. Die Soldateska, die hier gewütet hat, wollte

ster serbischer Ausschreitungen geworden war. Am 25. März mußten sie um sechs Uhr morgens erneut aufbrechen, diesmal zusammen mit ihren Gastgebern und rund tausend anderen Einwohnern des Dorfes. Nato-Bomber hatten in der Nacht zuvor gleich in der ersten Angriffswelle die Polizeistation von Bela Crkva zerstört. Nun umzingelten serbische Panzer den Ort, Paramilitärs durchkämmten die Straßen.

Die meisten Albaner liefen in der bitteren Kälte den Belaja-Fluß entlang, in der



Gräberfeld bei Bela Crkva: Rache der Serben für die Bomben des Westens

nicht nur Menschen, sondern auch Geschichte auslöschen.

Die zehnjährige Leonita, eine Cousine Dhuratas, wird mit dem ständigen Schmerz über den Verlust ihrer engsten Freundin aufwachsen müssen. Wenn man sie nach Dhurata fragt, fängt sie an zu weinen und sagt: „Ich gehe nur wieder in die Schule, wenn Dhurata auch mitkommt.“

Jaja Spahiu kann an den Gräbern kaum noch sprechen. Er hat hier seine Familie beigesetzt: seine Frau, seine Eltern, seine Schwester und seine vier Kinder – sechs, neun, zehn und zwölf Jahre alt. „Ich ertrage es nicht, darüber zu reden“, sagt Jaja nur.

Seine Lebenswelt zeigte erste Risse schon lange vor dem Massaker. Die Spahius waren nach Bela Crkva (der Name bedeutet „weiße Kirche“) geflohen und hatten bei den Zhuniquis Unterschlupf gefunden, nachdem ihr Heimatdorf Monate zuvor Ziel er-

Hoffnung, den Schlächtern im Dunkeln zu entkommen. Doch die Serben nahmen sie in die Zange, die Familien Zhuniqui und Spahiu hatten keine Chance. Sie liefen den ausschwärmenden Polizisten direkt vor die Gewehre, weil sie mit den Kindern das Tempo der anderen Flüchtlinge nicht mithalten konnten.

Aus nur 300 Meter Entfernung mußte Sahit Zhuniqui aus einem Versteck mit ansehen, wie sein Bruder Clirim mit seiner gesamten Familie und die Spahius abgeschlachtet wurden: „Sie schossen sofort, erst töteten sie den Vater, dann den Rest der Familie.“

Drei Stunden später beobachtete Sahit einen Mann aus dem Dorf, der sich vorsichtig der Mordstätte näherte, offenbar nach Überlebenden unter den Opfern suchte und schließlich mit einem Kleinkind im Arm nach Bela Crkva zurückkehrte. Er hatte den zweijährigen Dibran





**Albanisches Mädchen mit Fotos von getöteten Angehörigen:** „So etwas können nur Tiere tun“

unter seiner toten Mutter gefunden. Derzeit lebt das Kleinkind bei Verwandten in Deutschland. Dibran wird von dem ganzen Überfall wenig mitbekommen und nichts verstanden haben, aber andere Überlebende werden die qualvollen Erinnerungen ein Leben lang mit sich herumtragen müssen. Sie wollen und dürfen nicht vergessen, denn auf ihre Aussage kommt es an, wenn es darum geht, die Verantwortlichen für die Bluttat zur Rechenschaft zu ziehen.

Der Name Bela Crkva, früher ein glücklicher Ort mit vergleichsweise wohlhabenden Bauern, steht an herausgehobener Stelle in der Anklageschrift, die das Internationale Haager Kriegsverbrechertribunal gegen Milošević und vier seiner führenden Helfer erstellt hat. Nicht nur der Mord an den beiden Familien fand Eingang in die Haager Akten. Auch die Fortsetzung des Gemetzels wenig später am Flußufer zählt zu den Anklagepunkten.

Dort spürten serbische Sicherheitskräfte mehr als drei Dutzend Männer auf, die vergebens in den Büschen Schutz gesucht hatten, unter ihnen der Busunternehmer Isuf Zhuniqu: „Wir mußten uns am Ufer in einer Reihe aufstellen. Zuerst wurden wir verprügelt, wir mußten uns ausziehen und unser Geld abgeben. Sie zerrissen unsere Pässe. Dann begannen sie zu schießen. Dem Mann neben mir haben sie den halben Kopf weggeschossen. Ich wurde in die Schulter getroffen und fiel ins Bachbett. Andere Körper stürzten auf mich. Das war meine Rettung.“

Wer sich noch rührte, wurde mit einem Kopfschuß erledigt. Nur jene Glücklichen, die wie Isuf unentdeckt unter mehreren Leichen lagen, entgingen der systematischen Tötungsorgie. Isuf, Sahit, Enver

und die übrigen Augenzeugen werden ihre traumatischen Erlebnisse in Den Haag zu Protokoll geben, schweren Herzens, aber doch entschlossen: „Wir wollen die Täter identifizieren“ – wenn die denn je gefaßt werden.

Bei ihrer Verfolgung könnten sogar internationale Verwicklungen drohen. Einige der Killer sollen nämlich Russen gewesen sein, Freiwillige in serbischen Diensten, behaupten etliche der Überlebenden. Diese Uniformierten hätten nicht Serbisch gesprochen, auch waren ihnen offenbar die jugoslawischen Geldscheine fremd, die sie ihren Opfern abnahmen.

Die Stelle, an der die sieben Kinder erschossen wurden, ist ein hübscher Platz am Bach, mit Mirabellenbäumen und wilden Pflaumen. Sie wird markiert durch eine fünf mal zwei Meter große Erdkuhle, die nicht besonders tief ist. Als Enver Zhuniqu und seine Freunde sie nach der Tat heimlich aushoben, war der Boden noch gefroren.

Am Bach liegt, in den Matsch getreten, noch immer der rechte Gummistiefel eines Kindes. Vermutlich hat er Dardani gehört, dem kleinen Bruder Dhuratas, sein Cousin Enver glaubt ihn zu erkennen.

Kriminalisten und Gerichtsmediziner vom Haager Tribunal haben ein rot-weißes Absperrband aus Plastik zurückgelassen. Es trägt die Aufschrift: „Do not cross“.

Das Gemetzel von Bela Crkva trübt auch das strahlende Licht, in das die Nato ihren Balkan-Feldzug so gern rücken

möchte. Denn die Schandtat ereignete sich wie fast alle anderen blutigen Ausschreitungen, die nun von den Kosovaren beklagt und von den Haager Ermittlern untersucht werden, unmittelbar nach Beginn der Nato-Luftangriffe: Rache für die Bomben des Westens, denen die Serben sich wehrlos ausgeliefert fühlten.

Zwar waren die Aktionen der „Operation Hufeisen“ offensichtlich von langer Hand vorbereitet. Aber ob sie von Anfang an wirklich die Vernichtung der albanischen Lebensgrundlagen im Kosovo zum Ziel hatten, und nicht vielmehr die militärische Zerschlagung der Rebellenarmee UÇK, bleibt ungewiß.

Für den angesehenen US-Kolumnisten William Pfaff steht jedenfalls außer Zweifel, daß die alliierte Luftkriegsstrategie „die humanitäre Tragödie beschleunigt und ausgeweitet hat, ohne irgend etwas zu ihrer Verhinderung beizutragen“.

Der alte Dorffriedhof von Bela Crkva war zu klein, um die 65 Opfer alle auf einmal zu fassen. Deswegen ruhen die Toten nun auf dem Hügel mit einem Panoramablick in die grüne Ebene.

Von hier oben kann Lindohare Zhuniqu, 15, die Stätten, an denen ihr Vater und ihre Geschwister starben, gut mit bloßem Augen erkennen. „Von den Höhen dort drüben schossen sie mit Panzern“, berichtet sie, „und auf den Silos dort drüben saßen die Heckenschützen“, die sich schon ab drei Uhr nachts auf die Lauer gelegt hatten, um auf Gelegenheit zum Töten zu warten.

Lindohare kauert dicht neben den Frauen im vertrockneten Gras vor den Gräbern, als suche sie noch immer Schutz. Das Flußchen Belaja, an dem so viele starben, war früher das Paradies der Angler aus dem Dorf. Doch seit dem 25. März fischt hier niemand mehr, „nie wieder“, versichert einer der Albaner.

STEFFEN HAUG, SIEGESMUND VON ILSEMANN,  
CLAUS CHRISTIAN MALZAHN



**Beisetzung der ermordeten Kinder:** Tod am Bach





W. BELLWINKEL

Hauptort des deutschen Sektors Prizren: Brennpunkt von Kriminalität und Anarchie

# Zentrale des Irrsinns

Die Bundeswehrsoldaten streiten im Kosovo an ungewohnter Front. Als Polizisten, Staatsanwälte, Richter und Gefängniswärter kämpfen sie in Prizren mit deutschem Rechtsempfinden für Recht und Ordnung.

Es ist schwül und stickig, ein Geruch von Schweiß und Urin zieht durch den Flur des Gefängnisses in Prizren. Im Vernehmungszimmer sitzt Jeton Krasniqi, 25, und beteuert seine Unschuld.

Rein zufällig sei er vor vier Tagen nachts an jenem Café in Prizren vorbeigekommen, als dort Irfan Byrkuqi aus Dragaš von einer Kugel getroffen wurde. Vor dem Lokal habe es, erzählt Krasniqi immer wieder, eine Schlägerei gegeben. Er habe lediglich eine Waffe, die zu Boden gefallen war, aufgehoben, „um Schlimmeres zu verhindern“; dabei habe sich „versehentlich“ der Schuß gelöst.

Major Andreas Naschke, 38, sinkt irgendwann matt in seinen Sessel und verdreht die Augen. Der Militärpolizist aus dem mecklenburgischen Hagenow ist gleichzeitig Chef der Polizeistation und Gefängnisdirektor. Das ist heute schon die fünfte Vernehmung dieser Art, und neben ihm stapeln sich die Handakten für mehrere Dutzend weitere. Nie gibt es Zeugen, nie ein Geständnis.

Dem Weinbergarbeiter und UÇK-Soldaten Nuhi Sopa, 38, wird vorgeworfen, den angeblichen Serben-Kollaborateur Izmet Bungu, 33, zu Hause abgeholt und zum

UÇK-Quartier verschleppt zu haben – von dort ist der nie zurückgekehrt. Bungu sei hingerichtet worden, erklärt Sopa treuerherzig, doch damit habe er „nichts zu tun“.

UÇK-Soldat Naser Brahimaj, 20, soll eine Frau vergewaltigt haben. „Kann nicht sein“, erklärt der schwächliche Mann, „ich schwöre bei Gott, ich kenne die nicht einmal, die mich beschuldigt hat.“

Seit drei Wochen hat die deutsche Militärpolizei das Gefängnis, das von außen einer Schule aus den siebziger Jahren in einer deutschen Kleinstadt ähnelt, wieder in Betrieb genommen. Während des Krieges herrschte hier die gefürchtete Sonderpolizei des serbischen Innenministeriums MUP. Sie richtete Folterkammern ein, die Werkzeuge stellten die Kfor-Soldaten sicher. Dann gab die UÇK ein Kurzgastspiel, danach war kein Aktenschrank mehr heil, und die alten blauen Uniformen türmten sich mit Gasmasken, Papier und Patronengürteln zu gewaltigen Müllbergen.

In vielen Stunden haben die Deutschen das Gebäude besenrein gefegt und auch die vielen bei albanischen Siegesfeiern geleerten Flaschen entsorgt. Exekutive und Judikative brauchen auch in Krisenzeiten ein sauberes Arbeitsfeld. Nun liefern die

Kfor-Soldaten hier beinahe stündlich mutmaßliche Plünderer, Brandstifter oder andere Gewalttäter ab.

Verbrecherjagd ist für die deutschen Militärpolizisten ein ungewohntes Geschäft: Zu Hause in Deutschland sind sie vor allem mit Personenschutz und Verkehrskontrol-



Häftlinge, Aufseher im Gefängnis von Prizren:



len betraut. Hier im Kosovo, wo derzeit weder eine funktionstüchtige Polizei noch Gerichte existieren, sollen sie, bis wieder eine zivile Verwaltung errichtet ist, für Recht und Ordnung sorgen – nach deutschen Standards und deutschem Verfahrensrecht, aber eben auch unter Berücksichtigung von Uno-Vorschriften und jugoslawischen Gesetzen.

Diese gewaltige Aufgabe wäre selbst von einem funktionierenden Team aus Polizei, Staatsanwaltschaft und Richtern kaum zu lösen. Prizren ist zu einem Brennpunkt der Kriminalität geworden, fast überall herrscht Anarchie. Jeder nimmt sich, was er will. Unschuldige Zivilisten und angebliche Kollaborateure werden ermordet, Frauen vergewaltigt. Systematisch vertreiben und berauben albanische Kriegsgewinnler Serben und Roma, besetzen deren Häuser oder zünden sie an. Unbekannte sprengen vor wenigen Tagen um Mitternacht im Zentrum von Prizren das Denkmal des großserbischen Zaren Stefan Dušan. In Koriša, zwölf Kilometer nordöstlich der Stadt, wurde der serbische Friedhof geplant.

In jeder Nacht heult die Sirene der Feuerwehr, fallen Schüsse. Und während auf den Hängen von Prizren die serbische Altstadt brennt, schallen durch die Bars unten am Ufer der Bistrica die Lieder der nationalpatriotischen Sänger Leonora Jakupi und Arif Vladi, die von den Heldentaten der Kosovo-Befreiungsarmee UÇK berichten: „Wir waren hier zuerst, wir werden immer bleiben. Wir sterben fürs Kosovo.“

Vor der neuerrichteten Polizeistation bilden sich Menschenreihen bis zur Straße. Stabsunteroffizier Peter Henkel, 23, aus Demmin bei Greifswald ist den ersten Tag im Kosovo-Einsatz. Zwischen 9 Uhr morgens und 20 Uhr abends nimmt der Feldjäger die Anzeigen der Bürger entgegen.



„Das Grand Hotel ist leider belegt“

Shaban Abazi, 62, gibt an, seine Wohnung sei ausgeraubt worden, während er schlief. Zija Berisha, 47, will seinen Traktor und den Anhänger zurück, den Serben zu Kriegszeiten entwendet haben. Eine Frau meldet, daß in ihrem Garten ein Bein liegt, einem Mann wurde das Auto gestohlen, zwei Häuser brennen, zwei Menschen, vermutlich Opfer eines Massakers, werden vermißt, und Ervehe Gashi, 40, Angestellter einer Bank, wird von UÇK-Leuten bedroht,



Razzia in Prizren: Jeder nimmt sich, was er will

die das Geldinstitut übernehmen und ihn hinauswerfen wollen, weil er mit den Serben zusammengearbeitet haben soll.

Geduldig notiert Henkel mit Hilfe eines Dolmetschers den Sachverhalt, am Abend brummt ihm der Schädel. „Dieses schreckliche Volk“, das „einfach nicht aufhören kann“, ist ihm unheimlich: „Ohne Waffe ginge ich hier keinen Schritt vor die Tür.“

Die Fenster ihres provisorisch eingerichteten Reviers haben die Soldaten notdürftig mit Pappe gesichert. So geben sie nachts wenigstens keine Zielscheibe für Anschläge ab. Geschlafen wird Mann neben Mann in den hinteren Räumen – wer einen Platz auf einem Schreibtisch ergattert hat, muß sein Kopfkissen wenigstens nicht mit Kakerlaken teilen.

Die drei Telefone der Polizeistation klingen meistens gleichzeitig. „Einer after dem anderen“, kämpft sich Hauptfeldwebel Peter Molzahn, 40, aus Wittenburg durch das Sprachengewirr. Wie die meisten hier hat der bullige Zweimetermann in den vergangenen 40 Stunden so gut wie nicht geschlafen, sein Kiefer zittert vor Anspannung, Hauptnahrungsmittel sind seit Tagen Zigaretten und Kaffee. Molzahn ist überzeugt: „Kosovo ist das Irrenhaus Europas, und das hier ist die Zentrale.“

Die meisten jungen Militärpolizisten sehen an einem Tag mehr an Grausamkeiten und Not als in ihrem ganzen bisherigen Soldatenleben. Nach Mitternacht wertet Oberfeldwebel René Schröder, 31, aus Neumünster die Fotos der Spurensicherung vom vergangenen Tag aus: Sie zeigen zwei Tote aus einem Dorf nahe Prizren, mumifizierte Leichen, deren Haut bereits über dem Brustkorb spannt. Schröder ist sich sicher: „Wer

hier gewesen ist, kommt bestimmt nicht als der zurück, der er mal war.“

Bis Mitte vergangener Woche waren es gerade 18 Soldaten, die im deutschen Sektor Polizeiaufgaben erfüllten, inzwischen sind es 60. Zudem fährt die zur Patrouille umfunktionierte Leichte Flugabwehr aus Lütjenburg mit ihren Jeeps Streife rund um die Uhr.

Seit dem 24. Juni gibt es auch eine Weisung aus dem deutschen Verteidigungsministerium, wie mit mutmaßlichen Kriminellen zu verfahren ist. Ein Zwölf-Punkte-Katalog, der von Mord, Plünderung, schwerer Körperverletzung, Raub, Brandstiftung bis zu Vergewaltigung und Bedrohung reicht, regelt, wer ins Gefängnis muß. Das hilft schon weiter, denn die rechtliche Lage im Kosovo ist verworren: Nach dem Mandat der Uno sollen Nato-Truppen zwar vorübergehend die öffentliche Ordnung sicherstellen. Weil Kfor keine Besatzungsmacht und Kosovo noch immer Teil Jugoslawiens ist, gilt jedoch weiterhin jugoslawisches Recht.

Der Rechtsberater des deutschen Militärs, Oberst Gert Both, legt deshalb das Recht vor 1989, dem Jahr, in dem das Kosovo seine Autonomie verlor, zugrunde. Gleichzeitig sollen die Polizeistation und das Gefängnis in Prizren nach den Regeln eines ordentlichen Reviers und einer Justizvollzugsanstalt in der Bundesrepublik geführt werden. Die meisten lösen das Dilemma wie Feldjäger Henke: „Da muß man eben so tun, als wenn man Riesenahnung hat, auch wenn man gar keine hat.“

„Wir können aus dem Kosovo kein Nordrhein-Westfalen machen“, sagt Oberst Both. So müssen Inhaftierte mitunter fünf Tage auf die Vernehmung warten, einen Haftrichter, dem sie spätestens am nächsten Tag vorgeführt werden müßten, gibt es nicht. Both, einziger verfügbarer Jurist mit der Befähigung zum Richteramt, ist meist im Feldlager Tetovo in Mazedonien und kann nur in dringenden Fällen erreicht werden.

Schon Naschkes Vorgänger, Feldjägermajor Norbert Reiser, 36, hatte kritisiert, „Polizist, Gefängnischef und Haftrichter in einem“ sein zu müssen. Seither sitzen nun, um Exekutive und Judikative wenigstens scheinbar zu trennen, allabendlich der Brigadegeneral Fritz von Korff, 56, und sein Stellvertreter, Oberst Rolf Besch, 52, persönlich über den Akten und bestimmen, wer raus darf und wer bleiben muß.

Wie lange die Improvisation noch dauert, ist ungewiß. Prizrens Uno-Beauftragter Mark Baskin, der den Aufbau der zivilen Verwaltung organisiert, erarbeitet derzeit eine Liste mit örtlichen Richtern, die bald den Dienst aufnehmen sollen. Bis dahin bereist ein Uno-Gericht – bestehend aus



# „Persönlich gefestigt“

Deutsche Polizisten bereiten sich auf ihren Einsatz im Kosovo vor.

Nach einem Kabinettsbeschluss vom vergangenen Mittwoch wird Deutschland 210 Polizisten ins Kosovo schicken. Sie sind Teil eines internationalen Kontingents von 3100 Beamten, die im Auftrag der Vereinten Nationen die sichere Rückkehr der Flüchtlinge und „den Aufbau stabiler gesellschaftlicher Strukturen ermöglichen sollen“.

70 Beamte wird der Bundesgrenzschutz stellen, 140 Polizisten kommen aus den Ländern. Die Quoten, welche Länder wie viele Leute für das Kosovo abzustellen haben, werden nach dem sogenannten Königsteiner Schlüssel ermittelt, nach dem auch Asylbewerber in Deutschland auf die Bundesländer verteilt werden. Dieser Schlüssel setzt sich aus Einwohnerzahl und Finanzkraft zusammen. Danach ist Nordrhein-Westfalen als stärkstes Bundesland mit 22,4 Prozent, der Winzling Bremen mit nur einem Prozent dabei. Grundsätzlich gilt: Ins Kosovo kommen nur Freiwillige.

Aber auch von denen wird nicht jeder genommen. Die Beamten sollten „mindestens fünf Jahre im Dienst, belastbar und persönlich gefestigt“ sein, so Polizeidirektor Günter Sonnenschein vom Bundesinnenministerium. Weil die Deutschen im internationalen Kontingent mitarbeiten, müssen sie zudem die Amtssprache Englisch beherrschen. Gebraucht werden Schutz- und Kriminalpolizisten, Ausbilder und Beamte mit Erfahrung in Einsatz- und Personalplanung.

Zur Vorbereitung auf den Einsatz werden sie – ähnlich wie die Kfor-Soldaten der Bundeswehr – in Kursen mit ihrer Aufgabe sowie mit Land, Leuten und möglichen Gefahren vertraut gemacht. Für Beamte mit Bosnien-Erfahrung, wo ebenfalls deutsche Polizisten im Auftrag der Uno aktiv waren, dauert die Schulung eine Woche, alle anderen müssen doppelt so lange in die Lehrsäle.

Eine wesentliche Aufgabe der Deutschen neben der Ausübung polizeilicher

Gewalt: einheimische Polizisten zu rekrutieren und auszubilden. In 18 Monaten sollen die ersten lokalen Kräfte den Crash-Kurs an der geplanten Polizeiakademie absolviert haben.

Noch aber ist die Zusammensetzung der künftigen Kosovaren-Polizei strittig. Die UÇK unterhält bis heute ein filigranes Polizeisystem und beansprucht die Schlüsselpositionen. „Unsere Leute haben das am meisten verdient, das sind unsere Helden“, erklärt der Präfekt von Prizren, Kadri Kryeziu, 40, eine Art UÇK-Bürgermeister, einge-



Hauptquartier der deutschen Militärpolizei  
Keinen Schritt ohne Waffe

setzt vom selbsternannten Regierungschef Hashim Thaci.

Die Deutschen stellen sich dagegen einen Runden Tisch vor, an dem alle Volksgruppen, neben den Albanern auch die Serben, Türken, Roma und Katholiken, an der Auswahl der Polizisten beteiligt sind. „Nur wer von allen akzeptiert wird, soll eingestellt werden“, sagt der stellvertretende Brigadekommandeur, Oberst Rolf Bescht.

Die Zeit drängt, je mehr Flüchtlinge und Vertriebene in ihre Heimat zurückkehren. Die ersten deutschen Polizisten, so Sonnenschein, könnten bereits in zwei Wochen im Kosovo eingesetzt werden. Wo sie ihren Dienst antreten werden, stehe aber noch nicht fest.

ANDREAS ULRICH

Richtern, Staatsanwälten und Pflichtverteidigern – die Gefängnisse des Kosovo, um die Haftgründe der Insassen zu prüfen.

Noch aber müssen sich in der Mehrzahl der Fälle die deutschen Soldaten die meist verwirrenden Geschichten der Beschuldigten anhören. „Ein Fall, zwei Beteiligte, drei Storys“, klagt Oberleutnant Marcus Granzow, 29, aus Hamburg über die Mentalität der Klientel: „Die laufen erst mit der Kirche dreimal ums Dorf, bevor sie zur Sache kommen.“

Die meisten Kriminalfälle, die bei ihm auflaufen, sind für Polizei- und Gefängnischef Naschke „Nachkriegswirren“: der Vater, der mit der ganzen Familie zum Plündern geht, den sechsjährigen Sohn und die Oma dabei, die vielen illegalen Wohnungsbesetzungen, bei denen Flüchtlinge anderer Leute Häuser belegen, oder der Lkw-Fahrer, der für 50 Mark Diebesgut befördert, angeblich ohne den Täter zu kennen. „Aus diesen Vernehmungen folgt nichts, die machen wir alle für den Papierkorb“, sagt der Naschke, der am liebsten nur die Schwerkriminellen behalten und den Rest laufenlassen würde.

Das würde auch die Situation im Gefängnis verbessern, in dem wie früher eine Zwei-Klassen-Gesellschaft herrscht. Da gibt es Zweimannzellen mit Dusche und WC, in denen bis vor kurzem serbische Bürger inhaftiert waren, aber auch noch jene Massenverliese, in die bis zu elf Albaner gepfercht waren. Die Deutschen belegen die Zellen sozusagen in der Reihenfolge des Eingangs von oben nach unten. Und wenn einer in die Massenzelle muß, wird er schon mal getröstet: „Das Grand Hotel ist leider belegt.“

Derzeit sind mehrere der inzwischen knapp hundert Insassen im Hungerstreik; zwei Inhaftierte versuchten, sich mit Glassplittern die Pulsadern aufzuschneiden. Andere weigern sich tagelang zu duschen, obgleich die Luft in den Zellen unerträglich ist. „Das macht den Schweinsdeibeln offenbar gar nichts aus“, schimpft Hauptfeldwebel Stefan Ebnet, 34, aus Mittewald, der mit seinen Gebirgsjägern das Gefängnis sichert.

Die Belegquote in dem dreistöckigen Gebäude an einer Ausfallstraße dürfte schon bald weiter nach oben schnellen. Denn neben den Kleinkriminellen hat sich im Kosovo längst auch das organisierte Verbrechen wieder etabliert. Das auch noch in den Griff zu bekommen, sagt der Nationale Befehlshaber der Deutschen, General Helmut Harff, wäre „zu viel, zu schnell vom Militär verlangt“.

Die Mafia zeigt sich heute bereits ganz offen in der Stadt, die Ganoven rauschen unbehelligt in schweren Limousinen durch die Straßen. Es gilt auch als sicher, daß die Drogenwege wieder wie früher von den Kurieren genutzt werden. Rechtsberater Both: „Den Krieg haben wir verloren.“

SUSANNE KOELBL

MONTENEGRO

# Sehnsucht nach Nikola

Serbiens Drohgebärden gegen Montenegro machen den Unabhängigkeitswunsch in der Bruderrepublik nur stärker.

Nur ein paar junge, glattgeschorene Männer hängen gelangweilt auf den Klappstühlen unter den roten Markisen des Café Ritter und beobachten den vorbeifließenden Verkehr. In der Mittags-hitze, bei fast 40 Grad, halten die meisten Einwohner von Montenegros einstiger Hauptstadt Cetinje Siesta. Doch die Ruhe täuscht.

Dragan Radulović, Inhaber des kleinen Cafés im Zentrum, ist in ständiger Alarmbereitschaft. Lange werde die aufgepeitschte Stimmung nicht mehr zu kontrollieren sein: „Bald ist hier die Hölle los.“

Letzte Umfragen in der kleinen Teilrepublik an der Adria-Küste ergaben: 62 Prozent der montenegrinischen Bevölkerung wollen mittlerweile aus der jugoslawischen Föderation mit dem übermächtigen Serbien des Slobodan Milošević ausscheren und ihren eigenen Staat an die Europäische Union heranhelfen. „Wir wollen alle in den Westen“, stellt Dragan klar – weit weg von den „genetischen Hochstaplern“, wie er die Serben abfällig nennt.

Doch die 650 000 Einwohner der Mini-republik fürchten, daß Belgrads Antwort Krieg sein wird oder ein Putsch gegen ihr prowestliches Regime unter Präsident Milo Djukanović, 36. Als während der Nato-Bombardements die jugoslawische Militärpolizei die Wohnungen in Cetinje durchsuchte, um nach Rekruten zu fahnden, wurden Miloševićs Häsher kurzerhand von Polizei und Bürgerwehr aus der Stadt gejagt. Strafen wegen Verweigerung der Militärpflicht, so hat die Regierung in Podgorica versprochen, werde es nicht geben. Denn Montenegro hatte den von Belgrad deklarierten Kriegszustand nicht anerkannt.

Nun aber will der angeschlagene Belgrader Despot das Land der Schwarzen Berge offenbar mit Drohgebärden disziplinieren. Mindestens 20 000 Soldaten und Reservisten der Jugo-Armee – doppelt so viele wie in Friedenszeiten – sind derzeit in Montenegro stationiert. Über 2000 Elitkämpfer haben sich im nahen Lovćen-Gebirge eingenistet. Von dort können sie im Ernstfall halb Montenegro unter Beschuß nehmen. Fast jede Nacht suchen alkoholisierte Reservisten Cetinje heim „und drohen, die Stadt niederzubrennen“, schimpft Dragan.



Jugoslawisches Kriegsschiff vor Montenegro\*: „Bald ist hier die Hölle los“

In der vormaligen Metropole des Königreichs Montenegro (1910 bis 1918) sehen sie das Krebsgeschwür des antiserbischen Widerstands. Doch der Krebs hat sich längst ausgebreitet. Überall prallen Emotionen aufeinander, stehen sich wie verfeindete Stämme Djukanović-Loyale und Milošević-Anhänger gegenüber.

Nur wenn Belgrad bereit ist, die Beziehungen „auf eine neue Grundlage zu stellen“, erklärt in Podgorica Premier Filip Vujanović, werde es eine stabile, friedliche Zukunft geben. Das heißt im Klartext: Montenegro will de facto nur eine lockere Konföderation mit Serbien, um eigene Gesetze und Reformen beschließen zu können. Denn der Kleinstaat braucht westliche Investitionen, drei Viertel der Bevölkerung leben von Sozialhilfe.

Sollte Serbien sich sperren, so der Premier, will seine Regierung in einem Referendum die Frage nach der Unabhängigkeit stellen: „Verlangt das Volk seinen

chef zu werden. Vor allem der Westen favorisiert den smarten Pragmatiker aus Montenegro, der sich in den europäischen Regierungsmetropolen bislang eindrucksvoll präsentierte. „Ich hoffe“, verkündet Djukanović derweil, „die Serben werden in Zukunft wissen, wie man einen demokratischen Führer wählt.“

Eine Vorreiterrolle beim Kampf um Montenegros Unabhängigkeit spielt die Liberale Partei. Deren Vorsitzender, Miodrag Živković, wirft dem Westen Blauäugigkeit vor. Die Regime in Belgrad und Podgorica seien eineiige Zwillinge. „Wie Coca-Cola“, sagt Živković, „nur in verschiedenen Verpackungen; wir haben die modernere.“ Aber der Inhalt sei der gleiche: Geheimdienst und Polizei kontrollieren die Gesellschaft, die Medien werden unterdrückt.

Unlängst wurde Živković von einem Polizisten mit einem Fausthieb niedergestreckt, als er im Parlament Montenegro als „Mafiosistaat“ bezeichnet und Präsident Djukanović beschuldigt hatte, Drahtzieher zahlreicher Schmuggelaffären zu sein. Das Land sei heute der größte Parkplatz der Welt für gestohlene Autos und Zentrum des internationalen Zigarettenschmuggels, empört sich der Vormann der Liberalen. Da trifft er sich ausgerechnet mit Miloševićs Ehefrau Mirjana Marković, die als Moralrichterin der Nation über den Clan Djukanović befindet: „Das sind Hehler, Diebe und Trickprofiteure.“

Kaffeehausbesitzer Dragan rät seinem Präsidenten, das Schicksal jenes Mannes nicht zu vergessen, dessen Porträt jetzt in jeder patriotischen Stube hängt: König Nikola. Auch Montenegros gemüthlicher letzter Monarch hatte Ambitionen, Herrscher des 1918 gegründeten jugoslawischen Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen zu werden. Doch wurde er von der serbischen Dynastie Karadjordjević verjagt. Nikolas Gebeine durften erst im Herbst 1989 von Frankreich nach Montenegro überführt werden.



Serbe Milošević, Montenegriner Djukanović  
Wie verfeindete Stämme

eigenen Staat, wird dieser Wunsch auch realisiert.“

Möglicherweise gibt es aber auch einen anderen Weg. Djukanović könnte sich vielleicht an der Idee berauschen, Nachfolger von Milošević als jugoslawischer Staats-

\* Im Hafen von Kotor.

RENA TE FLOTTAU



AFRIKA

# „Eine Frage von Leben und Tod“

Ruandas Vizepräsident und Verteidigungsminister  
Paul Kagame über den Krieg im Kongo und den Völkermord an den Tutsi

**SPIEGEL:** Herr Kagame, Ihr Land gehört zu den wichtigsten Helfern der Rebellen, die nach dem Waffenstillstandsabkommen im Kongo ihren Kampf gegen Präsident Kabila jetzt einstellen sollen. Kommt das Herz Afrikas endlich zur Ruhe?



Kagame

**Kagame:** Das hängt von Kabila ab. Er hat die ganze Macht an sich gerissen und alle anderen politischen Führer im Kongo an den Rand gedrängt, mit denen er hätte kooperieren sollen. Wir haben ihn da-

vor gewarnt, die Armee nur aus Angehörigen seines Stammes zu bilden. Er mißachtet die Sicherheitsbedürfnisse seiner Nachbarstaaten. Wir hätten das vernichtende Urteil Ché Guevaras ernst nehmen sollen – der hielt Kabila schon vor 30 Jahren für einen unseriösen Führer.

**SPIEGEL:** Vor zwei Jahren haben Sie Kabila noch gegen Mobutu unterstützt. Heute hält Ihre Armee den Osten des großen Nachbarn besetzt.

**Kagame:** Wer Unsicherheit sät, der riskiert, daß wir gegen die Brutstätte der Gefahr vorgehen. Hutu-Milizen und Angehörige

der früheren ruandischen Armee operieren vom Kongo aus gegen uns. Wir haben sie dezimiert, aber einige Gruppen haben sich mit Hilfe der Kabila-Regierung neu organisiert und bewaffnet. Sie haben ihre Völkermord-Pläne noch immer nicht aufgegeben. Wir müssen uns deshalb für unsere Intervention nicht rechtfertigen, selbst wenn wir international verurteilt werden. Nicht zu handeln wäre tödlich für uns.

**SPIEGEL:** Können Sie die Hutu-Milizen nicht an Ruandas Grenzen abwehren, statt sie im Kongo zu verfolgen?

**Kagame:** Ich bekämpfe die Milizen lieber dort als hier. Seit unsere Verbände im Kongo stehen, bleiben die feindlichen Übergriffe auf unser Gebiet und gegen unser Volk, die früher beinahe täglich stattfanden, fast ganz aus.

**SPIEGEL:** Die Uno hat die Entsendung von Beobachtern und Friedenstruppen zugesagt, um die Entwaffnung der Milizen und Rebellen zu überwachen. Werden Sie sich unter diesen Voraussetzungen aus dem Kongo zurückziehen?

**Kagame:** Wir ziehen uns zurück, wenn unsere Sicherheit ohne jede Einschränkung garantiert ist. Ich weiß, wie man Aufständische bekämpft. Weiß die Uno das auch? Die Gründe für unsere erneute Intervention im Kongo sind dieselben wie 1996. Die Hutu-Extremisten benutzten damals die Flüchtlingslager, um sich neu zu organisieren. Unter den Augen von Uno-Beobachtern wurden Waffen in die Camps geschmuggelt; Hutu-Kommandos starteten ihre Angriffe von dort, und nichts wurde dagegen unternommen.



Aufständische im Kongo



## Der Flächenbrand in der Mitte Afrikas

könnte jetzt endlich – nach elf Monaten Krieg im Kongo – gelöscht werden. Vorige Woche einigten sich die beteiligten Parteien auf einen Waffenstillstandsentwurf. Kernpunkt: Eine gemeinsame Beobachtergruppe soll jene Hutu-Milizen entwaffnen, die 1994 zum Völkermord in Ruanda aufhetzten. An die 800 000 Menschen starben damals. Ebenso wie der 1997 gestürzte Diktator Mobutu gewährte dessen Nachfolger Laurent Kabila den Extremisten im Kongo Schutz. Um die Milizen abzuwehren, unterstützen Ruanda und Uganda Aufständische, die große Gebiete im Osten und Süden des ehemaligen Zaire erobert haben. Kabila bekommt Hilfe aus Simbabwe, Angola und Namibia. Ob der nun vereinbarte Frieden hält, hängt vor allem von Ruandas Vizepräsident und Verteidigungsminister Paul Kagame, 43, ab. Im Juli 1994 hatte eine von ihm kommandierte Tutsi-Befreiungsfront das Morden beendet.





A. HERZAU / SIGNUM

**Bestattung von ermordeten Tutsi in Ruanda (1995):** „Wir Afrikaner sind an Grausamkeiten gewöhnt“

**SPIEGEL:** Beanspruchen Sie für Ruanda ein Mitspracherecht im Kongo?

**Kagame:** Sicherheit ist eine Frage von Leben und Tod für uns, sie hängt von der politischen Entwicklung im Kongo ab. Die Kongolesen müssen eine stabile Regierung bilden, die die Besorgnisse ihrer Nachbarn ernst nimmt; sie müssen selbst entscheiden, ob Kabila dafür der richtige Mann ist.

**SPIEGEL:** Solange Ihnen die Regierung in Kinshasa nicht genehm ist, werden Sie notfalls weiter als Besatzungsmacht im Osten des Kongo auftreten?

**Kagame:** Ich weiß nicht, ob dieser Begriff unsere Präsenz dort richtig beschreibt. Wir können uns schließlich nicht zurückziehen und den Milizen den Weg in unser Land freimachen. Solange dieser Destabilisierungsfaktor nicht beseitigt ist, werden wir im Kongo bleiben. Aber wir haben nicht vor, Teile des Kongo zu annektieren.

**SPIEGEL:** Treibt Sie bei Ihrer Offensive die Erinnerung an den Völkermord 1994, dem binnen drei Monaten 800 000 Menschen zum Opfer fielen? Die meisten der Ermordeten waren Tutsi wie Sie.

**Kagame:** Manchmal erreichten wir damals den Schauplatz eines Massakers nur wenige Minuten, nachdem die Tat geschehen war: 2000 abgeschlachtete Menschen, und die Körper waren noch warm. Man sieht so etwas einmal, zweimal, dann beginnt man am Sinn des eigenen Einsatzes zu zweifeln. Dennoch treffen uns dergleichen Ereignisse nicht in dem Maße, wie sie Europäer berühren würden. In Europa rechnet man aufgrund einer gewissen Entwicklungsstufe einfach nicht mit so etwas. Wir Afrikaner dagegen sind an Grausamkeiten gewöhnt. Das macht hart.

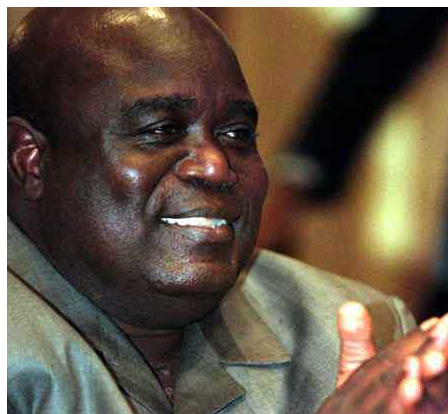
**SPIEGEL:** Dennoch sprengt die Brutalität, mit der in jenen Monaten von April bis Juni

1994 in Ruanda getötet wurde, jede Vorstellungskraft. Nachbarn mordeten Nachbarn, Kinder massakrierten Kinder. Wie erklären Sie sich diesen Haß?

**Kagame:** Jede Führungselite kann eine Bevölkerungsgruppe so manipulieren, daß sie über eine andere herfällt. Hätten wir unsere Anhänger bei unserem Einzug in Kigali aufgehetzt, Vergeltung zu üben, sie hätten keine Sekunde gezögert. Statt dessen leben und arbeiten sie heute friedlich mit den Hutu zusammen.

**SPIEGEL:** Doch noch sitzen 125 000 vermeintliche Mörder ohne Urteil in Gefängnissen. Ist das Bedürfnis nach Rache größer als der Wunsch nach Versöhnung?

**Kagame:** Die Opfer haben Anspruch auf Gerechtigkeit. Und es ist unsere Pflicht als Führer, diesem Genüge zu tun. Wir müssen ein für allemal deutlich machen, daß die Verantwortlichen nicht ungeschoren davonkommen. Was sind schon 125 000 Gefangene im Vergleich zu 800 000 Toten?



**Kongo-Präsident Kabila**

„Die ganze Macht an sich gerissen“

**SPIEGEL:** Immerhin befinden sich unter den Häftlingen auch Unschuldige, die aufgrund von Denunziationen ohne jeden Beweis festgenommen wurden.

**Kagame:** Wir haben die Gefangenen nach der Schwere ihrer Taten in vier Kategorien eingeteilt. Eine ganze Reihe von ihnen wird demnächst lokalen Schiedsgerichten überstellt. Die Gemeinden sollen selbst entscheiden, ob sie strafen oder vergeben wollen. Das Ganze ist eine äußerst heikle Angelegenheit. Die Überlebenden werfen uns vor, es mit der Ahndung des Völkermords nicht ernst zu nehmen. Auf der anderen Seite wird uns vorgehalten, wir seien zu unerbittlich.

**SPIEGEL:** Haben Sie deshalb voriges Jahr 22 Gefangene öffentlich hinrichten lassen?

**Kagame:** Die Hinrichtungen haben alle, die immer daran gezweifelt haben, daß wir für Gerechtigkeit sorgen werden, vom Gegenteil überzeugt. Das wird uns fortan die Aufarbeitung erleichtern. So haben nach den Hinrichtungen viele gestanden, die zuvor leugneten.

**SPIEGEL:** Also werden Sie auch weiterhin Todesurteile vollstrecken trotz der Bedenken von Menschenrechtsgruppen?

**Kagame:** In Ruanda ist die Todesstrafe nicht ungesetzlich. Vergessen Sie diese westliche Gefühlslage und überlassen Sie es uns, wie wir die Situation meistern.

**SPIEGEL:** Der Genozid hat Ruanda tief gespalten. Wie sollen da jemals Frieden und Versöhnung möglich sein?

**Kagame:** Erstmals in seiner Geschichte hat Ruanda heute eine ethnisch gemischte Regierung. Im Kabinett sitzen etliche Hutu. Und das in einem Land, in dem die Rassendiskriminierung zuvor institutionalisiert war. Die ethnische Zugehörigkeit stand im Personalausweis. Dieser Vermerk besie-

gelte das Schicksal des einzelnen. Ein Tutsi konnte noch so begabt sein, man schickte ihn zum Kühehüten. Wir dagegen teilen die Macht.

**SPIEGEL:** Der starke Mann im Land aber sind Sie, ein Tutsi.

**Kagame:** Ich glaube nicht, daß die Ruander damit ein Problem haben. Wenn doch, bin ich gern zum Rücktritt bereit.

**SPIEGEL:** Warum lassen Sie die Bevölkerung darüber nicht in freien Wahlen entscheiden?

**Kagame:** Wahlen und Demokratie sind nicht ein und dasselbe. Wahlen können manipuliert werden. Und sie können nur dann als demokratisch gelten, wenn nach politischen Gesichtspunkten, nicht nach ethnischer Zugehörigkeit abgestimmt wird.

**SPIEGEL:** Wann wird dieser Zeitpunkt gekommen sein?

**Kagame:** Demokratie ist kein Ereignis, sondern ein Prozeß. Auf lokaler Ebene haben wir mit der Demokratisierung bereits begonnen. Dieser Prozeß wird früher oder später auch vor dem Präsidenten und seinem Stellvertreter nicht haltmachen.

**SPIEGEL:** Noch immer mißtraut Ihre Regierung der Bevölkerungsmehrheit der Hutu. An der Grenze zum Kongo wurden ganze Dörfer geräumt, offenbar befürchten Sie, daß die dort lebenden Hutu mit den Milizen kollaborieren.

**Kagame:** Nein, mit Hilfe der Umsiedlungen hoffen wir, unsere fruchtbaren Böden besser nutzen und unsere Produktivität steigern zu können. In 20 Jahren wird sich die Bevölkerung Ruandas verdoppelt haben. Wir werden bis zu 20 Millionen Menschen ernähren müssen. Das Land aber wird nicht wachsen.

**SPIEGEL:** Wenn Sie die Hälfte Ihres Budgets für das Militär ausgeben, woher wollen Sie dann Mittel zur Entwicklung des Landes nehmen?

**Kagame:** Wie kann man einen Staat entwickeln, wenn er in seiner Existenz bedroht ist? Die Uno ließ den Völkermord zu, obwohl sie vorgewarnt war. Deshalb hat sie heute die moralische Verpflichtung, beim Wiederaufbau Ruandas zu helfen.

**SPIEGEL:** Vor einem Jahr noch redete alle Welt von der afrikanischen Renaissance. Diese Hoffnungen scheinen zerstört. Afrika präsentiert sich erneut als Kontinent der Kriege. Wie sieht Ihre Vision für die Zukunft aus?

**Kagame:** Die afrikanische Renaissance ist nach wie vor unser großes Ziel. Unsere Gesellschaft muß ihre Spaltung überwinden. Hutu und Tutsi sprechen dieselbe Sprache, haben dieselbe Kultur; zudem gibt es zahlreiche Mischehen. Wir müssen unsere Vielfalt für die Gestaltung unserer Zukunft nutzen. Sollte aber jemand versuchen, unsere Gesellschaft erneut zu spalten, sollten die Tutsi erneut ihrer Rechte beraubt werden, dann werde ich wieder kämpfen.

INTERVIEW: CHRISTOPH PLATE,  
BIRGIT SCHWARZ



CHINA

# Große Brandmauer

Millionen Chinesen entdecken das Internet. Doch die Regierung in Peking fürchtet das Eindringen ketzerischer Ideen.

Auf der Treppe hastet ein Kellner mit einem Gemüsegericht nach oben. Gleich gegenüber der Küche im Feuertopf-Restaurant liegt hinter einer weißen Tür ein Raum, den Neonleuchten in kaltes Licht tauchen. Wie in einem Klassenzimmer sitzen junge Leute nebeneinander an langen Tischen, auf denen Monitore flimmern und Tastaturen klacken. Im „Login“, einem Internet-Keller an der Südmauer der Peking-Universität, ist an diesem späten Nachmittag jeder Platz besetzt.

Seit 1996 können hier Studenten für acht Yuan (zwei Mark) eine Stunde lang im Internet surfen, rund 200 nutzen mittlerweile jeden Tag das Angebot. Den Erfolg hat sich Manager Xie Zhong nicht träumen lassen: „Vor drei Jahren hatten wir gar keine Ahnung vom Internet.“

Chinas Internet-Gemeinde wächst in schnellem Tempo, allein in den letzten sechs Monaten des vergangenen Jahres um rund 400 000 auf insgesamt 2,1 Millionen Menschen. Nächstes Jahr, so schätzen Experten, könnten es bereits 10 Millionen sein.

Längst hat Login-Chef Xie scharfe Konkurrenz erhalten. In Peking gibt es inzwischen zahlreiche Internet-Cafés und – landestypische – Internet-Teehäuser. Nur wenige Meter vom Login-Keller entfernt eröffnete das „Fei Yu“-Café. Hinter grünen Samtvorhängen können die Kunden Cocktails wie „Singapore Sling“ oder „Screwdriver“ schlürfen, während sie im Netz surfen, die Stunde für knapp fünf Mark.

Die Kellnerin Wang Xuemei (zu deutsch: „Pflaumenblüte im Schnee“) steht Gästen bei, die sich im Internet noch nicht gut auskennen. Während die Absolventin der Parteihochschule Getränke serviert, behält sie die Bildschirme im Auge. Pflaumenblüte soll auf Anweisung ihrer Chefs verhindern, daß sich die Kunden „gelbe Fotos“, die chinesische Umschreibung für Pornobilder, anschauen: „Ich sage ihnen dann: ‚Das ist ungesund für deinen Geist!‘ Den meisten ist es peinlich, und sie schalten ab.“

Die moralische Führung im Fei-Yu-Café ist ganz im Sinne der Partei. Je dichter sich das Netz über das Reich der Mitte legt, desto mehr sorgt sich Pekings Führung um die ideologische Festigkeit ihrer Untertanen. Exil-Dissidenten beispielsweise nutzen das Netz, um Verhaftungen von Oppositionellen und Unruhen unzufriedener Bauern zu melden. „Wir wollen das chinesische Zensursystem mit Hilfe des Internets zerstören“, kündigt die Website „VIP Reference“ in den USA an.

Aber Chinas Cyberspace-Polizisten sind wachsam. So verurteilte ein Gericht den Softwareunternehmer Lin Hai in Schanghai zu zwei Jahren Haft, weil er 30 000 E-Mail-Adressen an die VIP Reference weitergeleitet hatte. Nicht erwischt wurden dagegen kecke Hacker, denen es gelungen war, in eine Regierungswebsite einzudringen und die Internet-Adresse von Amnesty International einzufügen.

Zur besseren Kontrolle will Peking eine Organisation mit dem Orwellschen Namen „Staatskomitee für Informationssicherheit und Identifizierungsmanagement“ gründen. Schon jetzt dürfen Internet-Benutzer nur über Unternehmen ins Netz, die an das staatlich überwachte „Chinanet“ angeschlossen sind. Sie müssen sich verpflichten, keine Informationen „zu lesen, zu kopieren oder zu verbreiten“, welche die „Staatssicherheit“ und die „soziale Ordnung“ bedrohen könnten.

Internet-Cafés müssen neuerdings jeden Kunden registrieren – eine Regel, an die sich bislang allerdings kaum jemand hält. In Schanghai schloß die Polizei vor kurzem 300 Cafés, weil sie angeblich nicht die „notwendigen Lizenzen“ besaßen.

Eine „Große Brandmauer“ aus elektronischen Filtern wehrt be-

reits unliebsames Gedankengut ab. So verhindern die Internet-Aufpasser, daß Chinesen die „Washington Post“ oder die „New York Times“ online lesen. Die Nachrichten der BBC oder der Hongkonger „South China Morning Post“ dagegen erscheinen unzensiert auf dem Monitor.

Pekings Genossen scheinen allerdings inzwischen bereit, ein gewisses politisches und moralisches Risiko in Kauf zu nehmen. Zu groß ist der Zwang für die Wirtschaft des Riesenreiches, in die High-Tech-Industrie vorzustößen. Schon haben sich die Behörden der Hauptstadt und der Sonderwirtschaftszone Shenzhen im Süden des Landes digital vernetzt, und mit Microsoft-Chef Bill Gates wurde das „Venus“-Projekt verabredet: Noch in diesem Jahr sollen sich Zehntausende Bürger mit einem vereinfachten „Windows“-Betriebssystem und einem landläufigen TV-Gerät ins Internet einschalten können.

Dann können sie auch das Angebot der ältesten Pekinger Computerfirma „Stone“ nutzen und unter Pseudonym auf dem Forum „Wir sprechen über Gott und die Welt“ den Herrschenden die Meinung sagen. Viele Teilnehmer erregen sich dort über bürokratische Hürden beim Schalten einer zweiten Telefonleitung, zürnen über Kader („Sie fressen, saufen und ...“) oder fragen sich, ob Staats- und Parteichef Jiang Zemin seine jüngst veröffentlichten Gedichte wirklich allein geschrieben habe.

Partei und Regierung nutzen das Internet ihrerseits längst, um Propaganda und Informationen zu verbreiten. Selbst Jiang Zemin präsentiert sich mit einer Homepage ([www.china.org.cn/cicc/jzm/profile](http://www.china.org.cn/cicc/jzm/profile)). Er sei der „Kern von Chinas Führung der dritten Generation“, läßt er verkünden und preist sich als den „Obersten Führer nach Mao Tse-tung und Deng Xiaoping“, der auch in Krisensituationen stets ruhig und besonnen bleibe – selbst wenn „die Welt zusammenfällt“.

ANDREAS LORENZ



Internet-Café (in Tianjin)



Internet-Kundschaft, Kellnerin Wang: Den Herrschenden die Meinung sagen





FOTOS: N. IGARTEV / NETWORK / AGENTUR FOCUS

St. Petersburger Paare (im Sex-Kabarett „Hali Gali“, am Panzerkreuzer „Aurora“, beim Brückenfest an der Newa): Wie ein Kind tastet die alte,

RUSSLAND

# Zauberzeit an der Newa

Zur Sommersonnenwende, wenn es kaum dunkel wird, feiert St. Petersburg die warmen Nächte durch – eine Demonstration der Leichtigkeit in schwerer Zeit, mit Partys, Sex, Kunst und Musik. *Von Jürgen Neffe*

**D**as Licht der Weißen Nächte von St. Petersburg, wenn Abendrot und Morgenschimmer ineinanderfließen, fällt aus sternenlosem Himmel in die Stadt, ein milchig dünnes Licht, das Schatten schluckt und Farben übertüncht, ein Aufputzmittel in Moll, das die Düsternis aus den Gesichtern der Menschen und den Schlaf aus ihren Gliedern treibt.

Sie ziehen durch die Straßen bei helllicher Nacht, Künstler, Studenten und Kadetten, einsame und verliebte Herzen, rastlose Bettler, Rentner, Händler, Touristen, Taugenichtse, ausgemusterte Offiziere, Polizisten, Punks. Der Newski Prospekt, die feine Flaniermeile, gehört den Mädchen, dieser endlosen Parade von Lolitas, so hochhackig, so aufreizend in ihren Röckchen, so verwegen frisiert und geschminkt auf Dame oder Hure oder beides, daß ein Nabokov, Sohn der Stadt, hier Bilder satt für seine pädophile Prosa sammeln könnte.

Bis zu 19 Stunden lang scheint die Sonne während dieser Wochen, nur für zwei Stunden dämmt es ein wenig. Wer zum erstenmal in diesen Tag Nächten auf den Schloßplatz zwischen Eremitage und Generalstabsgebäude tritt, begreift vielleicht,

warum Zar Peter, später der Große genannt, ausgerechnet hier in den Sümpfen an der Newa-Mündung Anfang des 18. Jahrhunderts eine Stadt errichten ließ, die dem heiligen Petrus geweiht wurde und 1712 zur Hauptstadt des Russischen Reiches aufstieg.

Die Straßenbeleuchtung bleibt in den Weißen Nächten abgeschaltet, die Fassaden und Portikos, Stuckköpfe, Säulen und Sphinxen verlieren im dünnen Licht ihre Räumlichkeit und wirken in ihrer Zweidimensionalität wie gigantische Bühnenbilder aus der Antike.

In den Schulen hat es gerade Zeugnisse gegeben. Ein Troß von Schülern und Studenten schiebt sich zur Schloßbrücke, die beim Winterpalast die Newa überspannt. Mit dem traditionellen Brückenfest im Zenit der Weißen Nächte feiert die Stadt das Öffnen der hellerleuchteten Klappbrücken, Höhepunkt auch der Besuchersaison.

Der Wind treibt in dichten Wolken Pappelesamen vor sich her, die Kinder singen das Lied vom Sommerschnee. Feiner Regen fällt, ein kurzer Schauer nur, so warm wie das Bier in den Bechern aus Pappe, mit dem sich die Schüler betrinken, und als die Sonne kurz vor Mitternacht glutrot ver-

sinkt, schauen alle sehnsuchtsvoll gen Westen. In ihren Ausweisen steht als Geburtsort noch Leningrad. Die meisten aber können mit Lenin nicht mehr viel anfangen. Auf ihren T-Shirts ist zu lesen „Bill Gates ins Mausoleum“ und „Jedem Hacker seinen Computer“.

Im vorletzten Jahr gab es erstmals einen Karneval wie in Venedig mit Masken und Umzug und Feuerwerk. Dieses Jahr fehlten schon wieder die Mittel, und das „Venedig des Nordens“ übt sich in Bescheidenheit. Als dann beim Hochklappen der Brücken doch noch ein paar Raketen aufsteigen, offenbar von einem Sponsor spendiert, wird jeder Knall und jeder Blitz mit Jubel und Applaus bedacht. Bis in den Morgen tanzen sie auf dem Schloßplatz zum Technobeat aus übersteuerten Boxen, an der Brücke gibt es Russki Rock live, und als die Band Bachit kompot ihren Song „Du ziehst mich aus mit deinem Telefon“ anstimmt, singen und swingen Zehntausende mit.

Auf den Parkbänken an der Uferpromenade liegen Kadetten und Mädchen einander in den Armen, die einen frisch befördert, die anderen frisch eingefangen. Die Strichmädchen in den Seitenstraßen und Hinterhöfen, die Table-dancer, Ani-



blutjunge Stadt nach ihrer Neutaufe die Grenzen ihrer Möglichkeiten ab

mierdamen und Prostituierten in den Clubs und Bars der Stadt heizen mit kühlen, herablassenden Blicken ihrer männlichen Kundschaft ein.

Marina macht vor dem Sex-Club „Golden Dolls“ am Newski Prospekt Werbung für die Stripperinnen drinnen, bewacht und beschützt von einem dieser Glatzköpfe in Designer-Sakkos, die hier „Katschki“ heißen, „Muskelpumpen“. Sie sieht aus wie 14, sagt aber, sie sei 21 und stamme aus Murmansk. „Ich liebe Männer, ich liebe Sex, ich liebe Geld“, ruft Marina, leise fügt sie hinzu: „Und ich liebe diese Nächte, da kommt das alles zusammen.“ Sie räkelte sich, Matrosen pfeifen, Mütter nehmen ihre Töchter bei der Hand, eine Ordensschwester schüttelt den Kopf.

St. Petersburg flaniert bis in den Morgen, eine Demonstration der Leichtigkeit in schweren Zeiten. Zu Abertausenden sind die Menschen aus der Enge ihrer Wohntürme am Stadtrand ins alte Zentrum geströmt, jenen in Stein geschlagenen Traum von Größe und Ruhm, der überlebt hat als potemkinsche Kulisse einer alten Ordnung inmitten des neuen Chaos.

Bausubstanz und Infrastruktur bröckeln, mit ihnen Moral und Mittelstand. In wenigen Händen bündelt sich der Reichtum, und wo es geht, wird er außer Landes geschafft. Ansonsten herrscht spürbarer Mangel an Barem. Das Geld ist nicht nur knapp, weil die zweitgrößte Stadt Rußlands weitgehend abgeschnitten ist von den Kapitalströmen, die sich im Filz der Hauptstadt verfangen. Die chronische Leere rührt auch daher, daß die Menschen das Vertrauen in ihr abgewertetes Tauschmittel verloren haben und daß sie lieber gleich Waren gegen Waren handeln.

In den Eingängen zur Metro recken Bettler wortlos die Hände. Die einen bieten Postkarten an, andere einen Wurf junger Katzen. Auf den Märkten hocken zwischen den Ständen alte Frauen, die nichts mehr zu verkaufen haben als eine Handvoll Äpfel oder einen einzigen gebrauchten Kochtopf.

Walerij Bely, 44, früher Notarzt („Das war brotlos“), heute Fabrikant und Geschäftsmann, macht sich keine Illusionen:



Neue-Akademie-Gründer Nowikow  
Blinder Maler mit Heiligenstatus

„Wer kann, haut ab.“ Wenn er mit seinen Geschäftspartnern telefoniert, sind immer wieder zwei Worte herauszuhören: „bises“ und „krisis“.

„Woher soll denn der Neuanfang kommen?“ fragt Bely, der in spätestens drei Jahren nach Prag umsiedeln möchte. Der größte Fehler des Westens und der Reformelite Rußlands sei der Glaube an die Selbstorganisationskräfte des Kapitalismus gewesen. Sie versprochen eine kreative Gründer- und Blütezeit, sobald nur die Plan-

wirtschaft abgeschafft sei. Das Gegenteil sei passiert, sagt Bely, ein Vakuum entstand, das Banken, Spekulanten und die Mafia füllten.

Der gebürtige Leningrader betreibt – „als Hobby“ – eine messingblanke, neonhelle „Salatbar“ in der Nähe des Zentrums, eine Art russischer Fast-food-Kantine mit Hausmacherkost. Die Mafia kümmerst sich dort um die Sicherheit, gegen Schutzgeld. „Polizei oder Mafia, zahlen mußt du sowieso.“ Aber unterstützt er damit nicht das Verbrechen? „Ja, aber organisiertes Verbrechen, und das ist hier schon viel wert.“ Mit einem kalkulierbaren Aufschlag von 20 Prozent könne man leben. Staatliche Organisationen dagegen seien weniger berechenbar.

Bely sitzt mit ein paar Männern am langen, weißgedeckten Tisch vor einem Lokal auf der Haseninsel. Der Chefkurator für Moderne Kunst am Russischen Museum, Alexander Borowski, hat ein paar seiner Freunde zum Katerfrühstück eingeladen, unter ihnen Anatolij Belkin, längst etabliertes Enfant terrible unter den russischen Malern und Performance-Künstlern, und Professor Wladimir Wolkow, einen bekannten Spezialisten für Leberleiden.

Abwechselnd trinken die Männer Bier und Wodka. Belkin hält eine Lobrede auf die Weißen Nächte: „Dies ist eine Zauberzeit, St. Petersburg ist jetzt leichter als Rom, Paris und Venedig. Erst wenn wir Künstler Pessimisten werden, stirbt die Stadt.“

Doch davon kann nicht die Rede sein. In St. Petersburg ist in den letzten Jahren gleichsam aus den Ruinen der UdSSR eine neue Kunstrichtung auferstanden, die mittlerweile weltweit als Ausdrucksform wie





**Mafia-Mordanschlag, neureiche Schickleria:** „Woher soll denn der Neuanfang kommen?“

als Lebensweise von sich reden macht: Die „Neue Akademie“ vereint Maler und Poeten, Bildhauer, Grafiker, Filmemacher, Musiker, Fotografen und sogar Magazin-Verleger unter dem Dach ihrer Philosophie. Und die ist so einfach wie bestechend: Dem Vormarsch der amerikanischen Kultur setzen sie die mächtige Tradition der europäischen Kunst entgegen und rufen eine zweite „Renaissance“ aus.

Nicht weil es dafür einen Markt gibt, sondern weil sie nichts Besseres zu tun wissen, entwerfen sie neue Werke mit traditionellen Techniken – und bedienen sich dabei modernster Hilfsmittel wie Grafik-Computer und Internet. Im Stile alter Meister schaffen sie Porträts von Popstars und DJs, von ihren Freunden und Verwandten, und predigen eine neue kulturelle Ernsthaftigkeit gegen die Spaßkultur in der modernen Kunst. „Dieses könnte die erste digitale Kunstbewegung werden, die wirklich zählt“, schreibt der Schriftsteller Bruce Sterling in „Wired“, der Kultzeitschrift des Netzeitalters.

Die Bewegung hat einen „Vater“, der heißt Timur Nowikow, wurde 1958 in Leningrad geboren, sieht aus wie ein moderner Rasputin und besitzt das Charisma eines weisen Wilden. Seit er vor ein paar Jahren sein Augenlicht verloren hat, kommt ihm als blinder Maler der Status eines Magiers zu, wenn nicht eines Heiligen. Wenn er hofhält in den Katakomben der maroden Katharinenburg, vor den herbeigeeilten Dozenten der benachbarten staatlichen Kunsthochschule, doziert er in der Art eines Titanen, der nicht mehr erwähnen muß, daß Leute wie Warhol, Rauschenberg oder Haring zu seinen Weggefährten zählten, beschreibt er Bilder, die er nur in seinem Innern sieht.

St. Petersburg ist alt und blutjung, nach seiner Neutaufe wie ein Kind an der Schwelle zum unbekannten neuen Jahr-

tausend, und wie ein Kind auch tastet es die Grenzen seiner Möglichkeiten ab.

„Hali Gali“ heißt der wildeste Laden der Stadt, ein Sex-Kabarett, das sich selbst zum „Club der schmutzigen Ästhetik“ stilisiert. Auf den Tischen liegen Gratiskonome und eine Speisekarte mit einer Preislise für besonderen Service: Für ein paar Rubel können Gäste einem nackten Girl eine Hundeleine anlegen und sie Sekt aus einem Napf schlecken lassen.

Roman Trachtenberg, 37, hat sich das ausgedacht. Er führt durch die Show, die im Laufe der Nacht immer pornographi-



**Touristenziel St. Petersburg**  
Traum von Größe und Ruhm

scher wird und immer kabarettistischer. Die Gäste sind fast ausschließlich Russen, einige eigens aus Moskau angereist, weil es dort so etwas nicht gibt. Trachtenberg, stadtbekannter russischer Jude mit rotgefärbtem kurzem Haar, sagt: Pervers ist nicht das Angebot, sondern die Nachfrage. Dreckige Judenwitze, Faust-Persiflagen mit Deutsch-Punk und Gretchen im Keuschheitsgürtel, nachdenkliche Balladen zur Masturbationsdemo mit roten Riesendildos, Kopulationsgymnastik, nichts lassen sie unversucht auf der Suche nach

Grenzen und Tabus, am Ende tanzt die Kundschaft auf den Tischen und läßt die Hosen runter.

Draußen ziehen derweil ärmlich gekleidete Anwohner mit Plastiktüten vorbei, in der Luft liegt Geruch nach verbranntem Müll. Die einen wissen nicht, wie sie sich durchschlagen sollen, die anderen berauschen sich an dem Gefühl, daß für Dollar alles käuflich ist, und denken sich in ihrer endlosen Langeweile immer neue Spiele aus.

Gegen drei in der Früh fahren mit lautem Getöse auf Harley-Davidsons und in teuren deutschen Limousinen mit getönten Scheiben der Bauunternehmer Sergej Polonski, 27, und seine Freunde vor – ein wilder Trupp jener jungen Neureichen, die sich „Neue Russen“ nennen. Und weil es ihnen gefällt, laden sie die ganze „Hali Gali“-Truppe ein und brausen gen Norden hinaus aus der Stadt.

Sergej besitzt dort eine Datscha mit ein paar Häusern und einem Waldsee, über den wie im Märchen Dampfchwaden ziehen. Dort angekommen, suchen sie, die Frauen nackt, die Männer spärlich bekleidet, Zerstreuung bei Champagner und Wodka, Gebäck und riesigen Platten voller Früchte, die ihnen Diener in bunten Trainingsanzügen kredenzen. Sauna, Billard, Reiten, Jetski, und immer wieder droht Langeweile.

Es ist gegen sieben, die Morgensonne wirft lange Schatten, da finden sie Spaß daran, mit einem Druckluftgewehr, die Ellbogen auf das Dach eines schwarzen BMW gestützt, mit Farben gefüllte Kugeln auf eine weiße Lenin-Büste zu feuern. Als die Statue über und über mit bunten Klecksen beschmiert ist, regt einer an, nun auf die Mädchen zu schießen. Da winkt Sergej Polonski müde ab. Die Nacht ist vorbei, die Gesellschaft zieht sich in ihre Gemächer zurück. ♦











FOTOS: R. HARDING / PICTURE LIBRARY (IL. O.), A. BOULAT / SIPA PRESS (IL. U.), J. P. BÖNING / ZENIT (IL. O.), HUTTON GETTY (IL. U.)

Heiliger Berg Fudschijama; Tokio; Diskettenherstellung bei Fujitsu (1990); junge Samurai (1860)

## DAS JAHRHUNDERT DES KAPITALISMUS

# Modell Japan?

Jahrzehntelang schien das Land unaufhaltsam auf dem Weg zur Weltwirtschaftsmacht Nummer eins.

Doch 1990 stürzte die „Japan AG“ jäh ab. Schuld war ein korruptes, ineffizientes Finanzsystem, das nun reformiert wird. Doch die Tradition könnte stärker sein.



# Vom Himmel herab

Von Wieland Wagner

Spiegel des 20. Jahrhunderts



AGENTUR FOCUS

Mitarbeiter-Appell in japanischer Firma\*: Harmonie und Geborgenheit in der Firmen-Familie

Nippons Kapitalismus war zum Weinen. Im November 1997 gestand der Präsident von Yamaichi, Shōhei Nozawa, unter Tränen die Pleite des viertgrößten japanischen Wertpapierhauses ein, und viele seiner schockierten Landsleute schluchzten vor den Fernsehern mit. Der ungewöhnliche Gefühlsausbruch des Broker-Bosses offenbarte, was die wachstumsgläubige Nation zu lange kollektiv verdrängt hatte. Das System der „Japan AG“ schien am Ende.

Yamaichi markierte für die Japaner eine Zäsur: Statt das Finanzinstitut – wie sonst üblich – unter Anleitung der Regierung solidarisch zu retten, überließen es die Banken dem Verderben.

Mit dem Begriff Japan AG bezeichneten zunächst ausländische Ökonomen und schließlich die Japaner selbst Nippons eigenartige Mischform aus Marktwirtschaft und Sozialismus. Wie eine gigantische Firma war das Land nach dem Zweiten Weltkrieg zur zweitgrößten Industrienation auf-

gestiegen. Im Inneren pflegte die 120-Millionen-Belegschaft Harmonie und Konsens, nach außen griff sie erbarmungslos an.

Die Flutwelle billiger Schiffe, Autos, Fernseher oder Computer, mit der Japan die Weltmärkte seit den späten fünfziger Jahren überschwemmte, schreckte westliche Konkurrenten aus ihrer Selbstgefälligkeit hoch und spornte asiatische Nachbarn zum Nacheifern an. Sonst eher nüchterne Ökonomen erregten sich beim Thema Japan wie Kriegsreporter oder verfielen dem „Mythos des Unbesiegbaren“, so ein Buchtitel. Dem Kapitalismus à la Japan, schien es, würde das 21. Jahrhundert gehören.

Doch da war diese Form des Kapitalismus schon ein Auslaufmodell geworden. Was ausländische Bewunderer – und die vom Erfolg berauschten Japaner – übersahen: Die Japan AG hatte der Nation zwar als Mittel gedient, um die Industrienächte des Westens einzuholen. Aber als Japan sein Ziel erreicht hatte, engte das System die Nation wie eine Zwangsjacke ein.

Die Aufholjagd mit dem Westen war für Japan seit Mitte des 19. Jahrhunderts zur

nationalen Überlebensfrage geworden. Im Jahr 1853 zwang ein Geschwader von US-Schiffen die rückständige Nation, sich nach über 200jähriger Abschießung zu öffnen. Amerikaner und Europäer drängten den Asiaten „ungleiche“ Zoll- und Handelsverträge auf.

Um die Unabhängigkeit des Landes – und eigene Privilegien – zu wahren, nahmen mächtige Samurai-Krieger die Herausforderung des Westens an und lenkten die Nation nach westlichen Vorbildern in die Moderne. In der Meiji-Restauration stürzten sie den letzten Militärregenten, den „Shogun“, und setzten den Kaiser Meiji 1868 ein. Um die Widerstandskraft der Japaner gegen westliche Dekadenz zu stärken, belebten sie alte Shinto-Mythen von der Auserwähltheit der japanischen Rasse und der Göttlichkeit des Kaisers.

Doch wo immer es darum ging, das Land militärisch und ökonomisch aufzurüsten, ahmten die Ex-Krieger den überlegenen Westen nach: Von Aufsteiger Preußen übernahmen sie Militärwesen und autoritäre Verfassung, von Amerika und England mo-

\* Bei Kyocera Kokubu, einem Mikrochip-Hersteller.

derne Technik. Da dem Land risikobereite Kaufleute fehlten, gründeten die zu Bürokraten gewandelten Samurai-Krieger selber moderne Bergwerke, Werften und Textilfabriken – später übernahmen sie weitere vom Staat. Daraus sollten dann riesige Konzerne, die „Zaibatsu“, wachsen.

Bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts war Japan zur Führungsmacht in Asien aufgestiegen: 1904/1905 schlug es das russische Zarenreich – erstmals hatte eine „nichtweiße“ Nation eine westliche Großmacht besiegt. Der glorreiche Krieg beflügelte auch Japans Wirtschaft: 1911 streifte Tokio die Fesseln der ungleichen Verträge ab. Dann trieb der Erste Weltkrieg die Industrialisierung voran: Japanische Firmen, besonders Elektro- und Chemiehersteller, sprangen für die europäische Industrie ein, die im Krieg darniederlag.

Aber der Staat trieb die Industrialisierung verarmter Pachtbauern voran. Die Elenden verkauften ihre Töchter zu Tausenden als Arbeiterinnen an Fabriken und als Geishas an städtische Bordelle.

Zum Sprachrohr der Unzufriedenen schwang sich das Militär auf, das seine Soldaten oft aus Bauernsöhnen rekrutierte. Seinen Haß richtete es vor allem gegen die Zaibatsu – die riesigen Familienkonzerne wie Mitsui, Mitsubishi oder Sumitomo: Ungehemmt schluckten die Zaibatsu bankrotte Firmen und profitierten als einzige von der Krise.

Wie Kraken legten sie sich über das Land, sie stellten fast alles her, vom Kimono bis zur Kanone. Mitsui, der größte Konzern, besaß rund 70 Tochterfirmen, denen je Hunderte Unterfirmen gehörten. Mitsui beschäftigte jeweils eine Million Menschen im In- und im Ausland; um 1941 zählte die Firma zu den größten Konzernen der Welt. Mit Schmieregeldern kauften sich Mitsui und Mitsubishi ganze Kabinette.

Aus der Wirtschaftskrise suchten sich die Zaibatsu mit hemmungslosen Export-Offensiven zu retten. Billige japanische Streichhölzer, Baumwollhemden und Tennisschuhe weckten besonders in den USA Angst vor der „Gelben Gefahr“.

Auch militärisch steuerte Japan auf Konfrontationskurs mit den USA. Um von der inneren Krise nach außen zu lenken, trieben Japans Generäle langgehegte Pläne für ein japanisches Großostasien voran: 1931 überfiel die Armee ohne Rücksprache mit dem Kaiser die Mandschurei und gründete dort den Marionettenstaat Mandschukuo. 1937 zettelten die Generäle den Krieg gegen China an.

Das eroberte Mandschukuo verwandelte die japanische Armee in eine riesige Experimentierregion für die heimische Rüstungsindustrie. Ungestört von den Profitinteressen der Zaibatsu-Bosse trieb die Ar-

mee staatliche Betriebe an, neue Methoden der Zwangswirtschaft zu testen. Die Vorbilder dazu hatten Offiziere zuvor in Deutschland und der Sowjetunion studiert. Bei ihren Experimenten halfen ihnen sogenannte Reformbürokraten, die nach 1945 die Schlüsselrolle beim Wiederaufbau Japans spielen sollten – so auch Nobusuke Kishi, Nippons bedeutender Nachkriegs-Premier.

Noch während des Pazifischen Krieges hatte er die Rüstung im Mutterland auf Hochtouren gebracht. Der Kraftakt war gewaltig: Zwischen 1930 und 1940 stieg der Anteil der Schwerindustrie an Japans Gesamtwirtschaft von 35 auf 65 Prozent. Über

der japanischen massiv überlegen war, in die Schlacht. Mit ihrer Übermacht zur See schnürten die Alliierten Japan von den Rohstofflieferungen seines asiatischen Kolonialreichs ab. Gegen Kriegsende bemühten sich die Amerikaner nicht einmal mehr, gezielt Stahlwerke in Japan zu bombardieren. Das Kaiserreich lag ökonomisch und militärisch am Boden.

Erst unter dem Schock der Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August 1945 rang sich Tokio zur Kapitulation durch. Am 15. August befahl Tenno Hirohito seinen Untertanen, „das Unerträgliche zu ertragen“.



**Pleite des Wertpapierhauses Yamaichi\*: Verlorener Mythos**

staatliche Kartelle teilten die Bürokraten Kapital und Rohstoffe zu, den Einfluß der Zaibatsu-Familien auf das Management drängten sie zurück. Ansatzweise testeten sie damals viele jener Produktions- und Managementpraktiken, die nach dem Krieg als Symbole der Japan AG gelten sollten, darunter die Arbeitsplatzgarantie.

Doch Nippons Generäle durchkreuzten die Visionen der Beamten letztlich mit ihren größenwahnsinnigen Angriffsplänen: Am 7. Dezember 1941 überfielen die Japaner den US-Flottenstützpunkt Pearl Harbor auf Hawaii. Dann überrannten sie fast ganz Südostasien und propagierten dort gegen den Westen die „Großostasiatische Wohlstandssphäre“.

Aber die Großmacht USA warf nach und nach das Gewicht ihrer Industrie, die

Niederlage? Für Japans Wirtschaftsplaner war es eher eine Befreiung. Erlöst von der lästigen Einmischung der Militärs verloren sie keine Zeit, Japans Aufholjagd nunmehr mit ökonomischen Mitteln fortzusetzen. Bis zur Ankunft der US-Besatzer Ende August 1945 nannten die Beamten ihr Rüstungsministerium hastig in Ministerium für Handel und Industrie um und retteten es somit in die Nachkriegszeit hinüber. 1949 sollte daraus das Miti entstehen – das berühmt-berüchtigte Ministerium für Internationalen Handel und Industrie.

Anders als im besiegten Deutschland ließen die US-Besatzer die japanische Regierung im Amt. Beim Tokioter Kriegsverbrecherprozeß 1946 bis 1948 verschonten sie die Bürokraten weitgehend. Als Sündenböcke setzten sie statt dessen Militärs und Politiker auf die Anklagebank. Nun verteilten Japans Kriegsökonomien im Auftrag der Sieger knappe Rohstoffe an die

\* Präsident Shohei Noza weinend auf der Pressekonferenz am 24. November 1997.

## „Japan muß sich neu erfinden.“

SONY-GRÜNDER AKIO MORITA



Industrie. Mit den Besitzern freunden sich die Japaner schnell an: Viele der US-Experten waren Anhänger des „New Deal“ – jener Anti-Trust-Politik, mit der US-Präsident Franklin D. Roosevelt Anfang der dreißiger Jahre die Weltwirtschaftskrise bekämpft hatte. Nun proibierten die Besitzer in Japan jene Konzepte aus, mit denen sie im eigenen Land weitgehend gescheitert waren.

Im Mittelpunkt der US-Reformen stand die Zerschlagung der Zaibatsu. Japans Militärs und Reformbürokraten war es nie ganz gelungen, die Zaibatsu-Kapitalisten zu unterwerfen. Im Krieg hatten die Konzerne ihr Kapital gar vervierfacht; noch zwei Monate vor der Niederlage kassierten sie Dividenden. Welche Ironie: Was Japans Plänen nicht gelang, vollzogen nun die kapitalistischen Amerikaner. Sie zerschlugen zumindest formell die Zaibatsu, enteigneten die Eigentümerfamilien wie Mitsui und Mitsubishi und ersetzten sie durch jüngere angestellte Manager.

Ungewollt beförderten die Amerikaner damit die Herausbildung der egalitären japanischen Nachkriegsgesellschaft, in der sich fast alle zum Mittelstand zählten. Die neuen, mausgrauen Firmenchefs traten als Sprecher des Firmenkollektivs auf. Statt für eigenen Profit malochten alle gemeinsam für den Erfolg der Gruppe.

Im Koreakrieg (1950 bis 1953) profitierte Japan erstmals von der Rolle als Nachschubbasis der Amerikaner. Für 2,4 Milliarden Dollar belieferte es US-Truppen mit Panzerzubehör, anderer Technik und selbst



Seidenweberei\*: Aufrüstung mit westlicher Technik

mit Woldecken. Das Miti nutzte den Boom: Da die USA Japan erlaubten, sich vom Weltmarkt abzuschotten, konnte das Miti die Industrie wie in einem Brutkasten püppeln. Mit Milliardenkrediten und Steuererleichterungen förderte es zunächst die Schwerindustrie – Stahl, Schiffe und auch Autos. Später sollte es sich um Computer und Biotechnologie kümmern.

Als stärkste industriepolitische Handhabediente Nippons Wirtschaftslenkern das Devisen-Kontrollgesetz von 1949. Die Hät-schel-Branchen erhielten knappe Devisen zur Einfuhr von Rohstoffen oder Technologien.

\* Mit amerikanischen Webstühlen in Kiryu um 1925.

Ohne die Bevorzugung durch das Miti wäre Japans Autoindustrie – der spätere Hauptexporteur des Landes – schon 1953 untergegangen. Damals beherrschten westliche Firmen Japans Markt. Aber das Miti setzte den Aufbau einer nationalen Autoindustrie durch. Erst förderte es die heimischen Hersteller, dann ließ es sie gegeneinander um Marktanteile kämpfen und für den Export trainieren: Schon 1957 wagte sich Toyota mit dem „Crown“ nach Amerika. Das war zwar zu früh: Das Gefährt überhitzte sich auf den Highways, Toyota zog sich aus den USA zurück. Doch 1961 griff die Firma erneut an – und blieb.

Bereits 1960 versprach Premier Hayato Ikeda den Landsleuten, die Einkommen in zehn Jahren zu verdoppeln – tatsächlich verdreifachten sie sich. Die Wirtschaft wuchs jährlich um

acht Prozent. 1968 überholte Japan die Bundesrepublik Deutschland als zweitgrößte Industrienation nach den USA.

Statt ihrem Kaiser, der 1946 auf Druck der US-Besatzer seiner Göttlichkeit entsagt hatte, huldigten die Japaner nun dem Wachstumskult. Premier Ikeda – ein früherer Finanzbürokrat – trug stets ein Radio bei sich, mit dem er die Börsenberichte abhörte. Um die Loyalität des Personals zu stärken und Arbeitskämpfe – wie noch Anfang der fünfziger Jahre – zu vermeiden, gewährten Unternehmen und Staat Arbeitsplatzgarantie und automatische Beförderung nach dem Alter. Dafür nahmen zahme Firmengewerkschaften lange Arbeitstage und kurze Ferien hin.

## Vom Shogunat zur Japan AG

**1853** US-Kommodore Perry erzwingt eine allmähliche Öffnung des Landes

**1867** Der letzte Shogun (Militärregent) Tokugawa Yoshinobu wird gestürzt

**1868 bis 1912** Meiji-Zeit: Beginn der Industrialisierung durch Übernahme und Japanisierung westlicher Technologien



KAISER MEIJI (MUTSUHITO) 1852–1912

**Ab 1880** Finanzcliquen formieren Unternehmenskonglomerate (Zaibatsu). Die Konzerne Mitsui und Mitsubishi entstehen

**1889** Japan wird konstitutionelle Monarchie, der Tenno „heiliges und unverletzliches“ Staatsoberhaupt

**1894/95** Chinesisch-japanischer Krieg. China muß Taiwan an Japan abtreten

**1901** Beginn staatlicher Stahlproduktion mit chinesischem Eisenerz

**1905** Sieg über Rußland, das u.a. Südsachalin und Port Arthur abtritt

**1910** Annexion Koreas

**1926** Hirohito wird Kaiser

**1931/32** Die Mandschurei wird besetzt und zum Satellitenreich Mandschukuo

JAPANISCHE TRUPPEN IN DER MANDSCHUREI



ARCHIVE PHOTOS

**1937 bis 1945** Krieg mit China

**1940** Dreimächtepakt mit Deutschland und Italien. Industrie wird unter militärische Kontrolle gestellt

**7. Dezember 1941** Überfall auf die US-Basis Pearl Harbor, Japan erobert fast ganz Südostasien bis an die Grenze Britisch-Indiens und verkündet die „Großostasiatische Wohlstandssphäre“

**August 1945** Die USA werfen Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki ab; die Sowjetunion besetzt die Kurilen-Inseln; Japan kapituliert und verliert die Mandschurei

**Ab Oktober 1945** Demokratisierung der Wirtschaft unter dem Besatzungsregime des US-Generals MacArthur

**1. Januar 1946** Die USA zwingen Hirohito, seiner Göttlichkeit zu entsagen

**1947** Anti-Monopol-Gesetz der Amerikaner. Trotzdem bilden sich später Unternehmenskonglomerate, jetzt Keiretsu genannt. Sie kontrollieren die Schlüsselindustrien und treiben den Wirtschaftsboom voran, vor allem Mitsui, Mitsubishi und Sumitomo

**1950 bis zur Ölkrise 1973** Durchschnittliche jährliche Wachstumsrate der Wirtschaft: acht bis zehn Prozent

**1951** Friedensvertrag von San Francisco: Japan erkennt die Unabhängigkeit Koreas an und verzichtet auf Taiwan, die Pescadores, die Kurilen und Südsachalin. Die Regierung fördert die Industrie mit Steuererleichterungen und Exportsubventionen



Die Firma löste nun die konfuzianische Familie als Keimzelle der Gesellschaft ab. Die Firma stellte die Wohnung, sie vermittelte den Ehepartner, sie zahlte die Rente. Endlich hatten die Japaner die Marktwirtschaft mit ihrer traditionellen mittelalterlichen Dorfgesellschaft versöhnt. Ein Netz gegenseitiger Abhängigkeiten sorgte in der Firmen-Familie für Harmonie und Geborgenheit.

Und für politische Ruhe sorgte Japans mächtiger Wirtschaftsverband Keidanren. Mit Schmiergeldern drängte er 1955 die zerstrittenen konservativen Parteien, sich zur Liberaldemokratischen Partei (LDP) zusammenzuschließen. In den folgenden 38 Jahren blieb die Partei, ein Zweckbündnis subventionsgieriger Klüngel, ständig an der Macht.

Das Regieren überließen die LDP-Vorzeigeminister, die fast jährlich wechselten, den Spitzenbeamten. Als Amakudari („Vom Himmel herabsteigend“) starteten die Beamten nach ihrer Pensionierung mit 55 Jahren eine zweite Karriere in Firmen und Banken, für die sie zuvor zuständig waren. Wie ein „Spinnennetz ohne Spinne“ (US-Ökonom William Lockwood) hielten sie die Japan AG zusammen.

Auf ihrem abgeschotteten Binnenmarkt kassierten die Firmen von den Verbrauchern ein Vielfaches der Weltmarktpreise. Ungestört konnten sie somit ihre Exportoffensiven vorbereiten. Unter Anleitung des Miti zielten sie auf einige wenige Produkte, die sich zur billigen Massenfertigung eigneten. Den Angegriffenen blieb meist keine andere Wahl, als auf Nischenprodukte auszuweichen. So verschwanden in Deutschland die Kamerahersteller.

Anders als ihre hochmütig gewordenen Opfer scheuten sich die japanischen Angreifer nicht, fremde Technologie zu übernehmen. Wie Kabuki-Spieler sahen Japans

Ingenieure wahre Meisterschaft darin, ihre Vorbilder durch schöpferische Nachahmung zu übertreffen. Zwischen 1951 und 1984 schlossen Firmen rund 42 000 Verträge über den Import westlicher Technologien. Zum Spottpreis von 17 Milliarden Dollar erkaufte Nippon sich den Zugang zum High-Tech-Zeitalter.

Einige ihrer größten Erfolgsgeschichten schrieben Japans Firmen indes eher trotz des Miti: 1953 beantragten Masaru Ibuka und Akio Morita, die Gründerväter des Elektronikriesen Sony, beim Miti Devisen für eine neue Transistor-Technologie der US-Firma Western Electric. Doch zuvor mußten die Sony-Leute ein halbes Jahr lang auf das Miti einreden. Das Ministerium konnte mit Transistoren offenbar so wenig anfangen wie die amerikanischen Erfinder. Das änderte sich schnell: Die Transistorradios, die die Sony-Tüftler aus dem Patent entwickelten, verkörperten schon bald das japanische Wirtschaftswunder.

Anfang der sechziger Jahre nahmen die Handelsspannungen zwischen Japan und der übrigen Welt zu. Zwar importierte das rohstoffarme Land fast den gesamten Bedarf an Öl, aber kaum Fertigwaren: Um 1970 führte Japan fast jedes dort gebaute Schiff aus. Ein Drittel der Exporte bestand aus Waren, die die eigene Industrie zehn Jahre zuvor noch nicht hergestellt hatte.

Im Zuge des OECD-Beitritts 1964 mußte Japan zwar die meisten Importquoten

abbauen. Aber dafür schottete sich das Land mit hohen Zöllen und bürokratischen Tricks um so dichter ab. Gleichzeitig wehrten eng verflochtene Firmengruppen fremde Wettbewerber durch Handelshürden ab.

Zwar untersagte das Anti-Monopol-Gesetz Fusionen zu marktbeherrschenden Firmen. Über gegenseitige Aktienbeteiligungen hatten sich die ehemaligen Zaibatsu aber wieder zu informellen „Keiretsu“ verkettet. Damit waren sie noch flexibler und für Außenstehende noch undurchschaubarer geworden. So stimmten die Bosse der



**Zerstörtes Hiroshima\*:** „Das Unerträgliche ertragen“

Mitsubishi-Gruppe ihre Strategien auf geheimen „Freitagstreffen“ im Tokioter Geschäftsviertel Marunouchi ab. Loyalität zum Keiretsu war Ehrensache: Klar, daß ein mustergültiger Angestellter der Mitsubishi-Bank ein Auto mit den drei Mitsubishi-Diamanten auf der Haube fuhr,

\* Nach dem Abwurf der amerikanischen Atombombe am 6. August 1945.

**1952** Ende der amerikanischen Besetzung Japans

**1956** Japan wird Uno-Mitglied

**1958** Die **1946** von Akio Morita gegründete Firma für Transistoren wird für den Weltmarkt in Sony Corporation umbenannt

**1960** Sicherheitsvertrag mit den USA

**Ab 1965** Massenproduktion von Farbfernsehgeräten

**1968** Japan wird zweitgrößte Industrienation nach den USA und vor Deutschland

**1971** Japan stellt mehr Autos her als Deutschland

**1972** Kakuei Tanaka wird Ministerpräsident. Im **November 1974** tritt er wegen diverser Korruptionsvorwürfe zurück

**Ende 1976** Der seit **1971** frei konvertierbare Yen beginnt seinen Höhenflug

**1977** Nintendo produziert mit amerikanischer Lizenz das erste Videospiel

**1978** Unterzeichnung eines Freundschaftsvertrages mit China

**1980** Japan ist größter Automobilproduzent der Welt

**1981** Freiwillige Beschränkung des Automobilexports in die USA

**Ab Februar 1987** Massive Spekulationen lassen die Immobilienpreise und Aktienkurse explodieren

**7. Januar 1989** Tod des Kaisers Hirohito; Nachfolger wird sein 55-jähriger Sohn Akihito



**KAISER HIROHITO**  
1901–1989

**29. Dezember 1989** Historischer Höchststand des Nikkei-Aktienindex: 38 915 Punkte

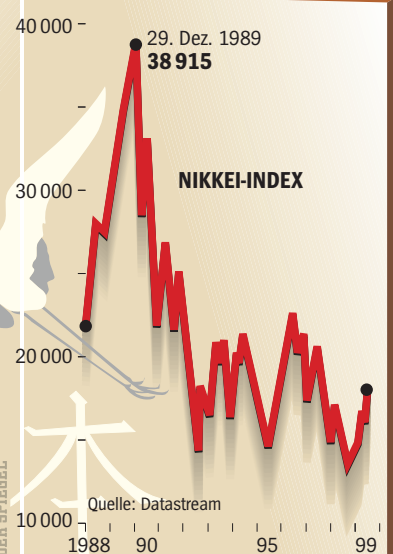
**Ab Januar 1990** Die Wirtschaftskrise beginnt mit Kursstürzen an der Tokioter Börse

**Juli 1991** Die Seifenblase („Bubble economy“) der Spekulation platzt, Immobilienfirmen, Broker und Banken geraten ins Trudeln

**1992** Nur noch ein Prozent Wachstum der Wirtschaft. Japan ist weltweit größter Kreditgeber und zweitgrößte Exportnation (hinter Deutschland)

**November 1997** Finanzministerium schließt die erste Großbank

**Juli 1998** Faule Kredite werden auf eine Billion Mark geschätzt





sein Kirin-Bier im Kühlschrank von Mitsubishi Electric kühlt und seine Kinder mit einer Nikon-Kamera knipste.

Im Mittelpunkt der Keiretsu standen die Hausbanken. Diese führten der stets kapitalhungrigen Industrie die hohen Sparraten der Bevölkerung als niedrig verzinstes Kapital zu. Das Risiko bei diesem Kapitalismus zum Nulltarif trug der Staat: Strauchelte eine Bank, rettete er sie durch gesündere Institute. Das nannte man Geschwader-Methode. Dagegen bildete das Aktienkapital den Kitt, mit dem Firmen befreundete Banken, Zulieferer und Kunden an sich banden. So konnten die Firmen Kraft für immer neue Exportoffensiven sammeln.

1971 riß der US-Regierung – das amerikanische Defizit im Handel mit Japan wuchs schneller als jedes andere – die Geduld. Präsident Richard Nixon belegte Importe mit zehn Prozent Zoll und gab den Wechselkurs des Dollar frei, vor allem auch um Nippons Exporte zu verteuern. Dem in Japan sogenannten Nixon-Schock folgte 1973 der Ölschock: Die Verteuerung des Importöls trieb das rohstoffarme Japan in die Inflation. Verzweifelte Hausfrauen prügelten sich bei Hamsterkäufen um Klopapier, erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg ging das Wachstum zurück.

Doch die Ursachen der Krise lagen tiefer: Der schwächliche Herausforderer Japan war längst zum fetten Sumo-Ringer herangewachsen. Die Industriepolitik, mit der das Miti einst Zukunftsbranchen auf



**Kotau unter japanischen Geschäftsleuten:** Mausgraue Chefs im Firmen-Kollektiv

lichsten. In ausufernden Millionenstädten bewohnen sie enge Holzhäuser, die Waschmaschine steht oft auf der Straße; wie die Dosenfische lassen sie sich in volle U-Bahnen stopfen. Tausende fielen Umweltkrankheiten zum Opfer, die nach verseuchten Industrieregionen benannt waren wie die Quecksilberseuche Minamata oder das Yokkaichi-Asthma.

Nippons Politiker dachten nicht daran, das Land zu öffnen und den Konsum anzukurbeln. Sie setzten auf den Staat: Mit einem „Plan zur Umgestaltung des japanischen Archipels“ verwandelte der bullige Premier Kakuei Tanaka Japan seit 1972 in eine Großbaustelle. Allenthalben ließ er neue Straßen und Brücken bauen. Wer Aufträge bekam, bestimmte Tanaka, der als Führer der größten LDP-Fraktion schamlos Schmiergelder kassierte.

Japan überwand den Ölschock und nährte im Ausland den Mythos, daß es aus Krisen meist gestärkt hervorgehe. Mit rigorosen Energieeinsparungen und neuen Produktionsmethoden senkte die Industrie radikal ihre Kosten. So begrenzte Toyota die Lagerhaltung seiner Fabriken durch das „Just in time“-System auf ein Minimum. „Kaizen“ – stete Verbesserung der Produktionsabläufe – lautete die

Zauberformel, die nun auch europäische Manager in ihren Fabriken umsetzen.

Trotz der Erfolge schottete sich Japan wie ein Entwicklungsland gegen Importe ab. In den zehn Jahren nach der Ölkrise wuchs der japanische Exportüberschuß auf fast 100 Milliarden US-Dollar. Im größten Abnehmerland Japans, den USA, spaltete eine Japan-Debatte die Nation: Feierte Harvard-Ökonom Ezra Vogel Japan als „Number one“, zerschmetterten wütende Gewerkschafter und Politiker vor dem Washingtoner Capitol Toyota-Autos und Toshiba-Fernseher.

Nippon, der „Trittbrettfahrer“ des freien Welthandels, verängstigte Amerikaner und Europäer fast noch mehr als die Sowjetunion. Wie bei Abrüstungsgesprächen drängte der Westen Japan, seinen Export „freiwillig“ zu drosseln. Tokio gab nach. Um die Beschränkung zu umgehen, bauten die Hersteller vor Ort in Europa und den USA Fabriken auf – und ihre Zulieferer brachten sie gleich mit. Von dort aus lieferten sie auch nach Japan. Als Tokio zum Beispiel die Öffnung seines Fleischmarkts nicht länger verzögern konnte, kauften Japan-Firmen australische Rinderfarmen auf: Die nationalistische Abwehr nichtjapanischer Waren war für das rohstoffarme Inselnd zur fixen Idee geworden.

Doch vor allem die USA ließen nicht locker: Um Nippons Exporte zu verteuern, verpflichteten sie es im Plaza-Abkommen 1985, den Wechselkurs des Yen zum Dollar zu erhöhen.

Nun entfachten die Japaner die „Bubble“ – die Seifenblasenwirtschaft, an deren



**Massenbeförderung (in Tokio):** Gedrängt wie Dosenfische

die Beine geholfen hatte, hielt jetzt immer mehr wettbewerbsunfähige Industrien wie Petrochemie und Aluminium künstlich am Leben – auf Kosten erfolgreicher Firmen.

Am wenigsten hatte das japanische Wirtschaftswunder den Menschen gebracht. Unter den Industrienationen arbeiteten die Japaner am meisten und lebten am ärm-

**„Die Japaner haben eine ganz neue Art des Handels erfunden – den gegnerischen Handel, der wie Krieg ist, der darauf zielt, die Konkurrenz auszulöschen.“**

MICHAEL CRICHTON (IN „NIPPON CONNECTION“)





Folgen ihr Land noch heute krankt: Innerhalb von nur 13 Monaten senkte die Notenbank seit Januar 1986 siebenmal die Leitzinsen. Mit allerlei Tricks schraubten die Firmen ihre Kapitalkosten praktisch auf Null herunter. Bis dahin hatten die Hersteller die Kapitalbeschaffung ihren Hausbanken überlassen. Nun aber entdeckten sie „Zaitech“ – eine japanische Sprachschöpfung aus den Worten Finanzen und Technik.

Ihren erheblichen Grundbesitz, den etwa Mitsubishi in den Büchern bisher zum Erwerbspreis von vor hundert Jahren verbucht hatte, bewerteten sie neu. Die auf dem Papier plötzlich wertvollen Immobilien dienten ihnen als Sicherheit, um Kredite aufzunehmen. Mit dem Geld bauten sie neue Fabriken für neue Exportoffensiven.

Dem Boom in den Büchern folgte ein Boom auf dem Immobilienmarkt und an der Aktienbörse. Allein im Großraum Tokio stiegen die Bodenpreise zwischen 1985 und 1990 um das Doppelte. Damit verdoppelte sich auch die Kreditwürdigkeit der Grundbesitzer, die sich bei den Banken immer höher verschuldeten.

Produktion im eigenen Land zu teuer wurde. Ökonomen verglichen die Asiaten mit einer Staffel von Fluggänsen, die der Leitgans Japan hinterherflogen.

Im Jahr 1990 platzte Japans „Blase“. Die Zentralbank war nicht bereit, den Kasino-Kapitalismus länger mit billigem Geld anzufeuern. Innerhalb eines Jahres senkte sie die Zinsen um 100 Prozent. Panisch zogen die internationalen Anleger ihr Geld ab: An der Tokioter Börse verloren die Aktienkurse binnen eines Jahres 54 Prozent ihres Werts. Und mit Verzögerung krachte es auch auf dem Immobilienmarkt – dafür aber um so lauter: Seit 1990 fielen allein die Preise für Geschäftsimmobilien in Tokio um bis zu 80 Prozent.

Auf einmal saßen Nippons Banken auf einem Fudschijama aus faulen Krediten. Doch die Regierung vertuschte das Ausmaß der Krise: Statt das marode Finanzsystem durch schmerzhaft Reformen zu sanieren, hoffte sie darauf, daß die Konjunktur sich erholen würde.

Dabei stand die Japan AG 1990 vor ähnlich dramatischen Herausforderungen wie

Doch es half alles nichts: Firmen-Bankrotte nahmen zu, die Arbeitslosigkeit stieg auf japanisches Rekordniveau. Erstmals seit der Ölkrise schrumpfte Nippons Wirtschaft: 1998 um 2,8 Prozent. Der Staat rutschte immer tiefer in die roten Zahlen. 1999 dürfte die Neuverschuldung an die zehn Prozent des Bruttoinlandsprodukts erreichen – mehr als dreimal soviel, wie es der strenge Maastricht-Vertrag den Europäern zur Währungsunion erlaubt.

Das Versagen der Regierung, Wachstum zu garantieren, erschütterte den Konsens der Japan AG. Im Sommer 1993 versagten die Japaner der Dauer-Regierungspartei LDP die Treue. Eine bunte Koalition aus Oppositionsparteien und abtrünnigen LDP-Mitgliedern übernahm die Macht. Plötzlich wehte frischer Wind: Mit dem jugendlich wirkenden Premier Morihiro Hosokawa schien der Industriegigant Japan der Rolle des außenpolitischen Zwergs zu entsagen.

Doch die Hoffnungen auf eine echte Wende wurden wiederum enttäuscht. Schon nach acht Monaten trat Hosokawa wegen dubioser Finanzgeschäfte ab. Im Sommer 1994 kehrte die LDP an die Macht zurück. Als Premier schob sie den Sozialdemokraten Tomiichi Murayama vor. Dessen Partei war mit der Japan AG so verfilzt wie die ostdeutschen Blockparteien mit dem System der SED.

Vor allem wurde nun klar, woran es dem Land mangelte. Zwar bereicherte Japan die Welt mit dem „Tamagotchi“, dem virtuellen Hühnerei, und allerlei Videospielen. Doch die intelligenten Gehirne der Computer – Mikroprozessoren und Software – stammten meist von US-Firmen wie Intel und Microsoft. Dem Land, klagten Miti-Beamte, fehle ein japanischer Bill Gates.

Das folgenschwerste Versäumnis unterließ den Japanern beim Internet: Weil Nippons Industriekolosse allzu lange auf altbewährte Massenprodukte der Unterhaltungselektronik setzten, verschliefen sie die neue industrielle Revolution seit Erfindung der Dampfwalze und der Fließbandproduktion von Autos durch Henry Ford. Verständnislos schaute die „Nummer eins“ anfangs zu, wie US-Softwarehäuser aus dem Silicon Valley der übrigen Welt beim Internet auf Jahre hinaus die Industriestandards diktierten.

Die Hauptschuld daran, daß Japans Industrie die Neunziger dem Konkurrenten USA überließ, trug der korrupte und ineffiziente Finanzsektor des Landes. Ein Gestrüpp aus veralteten Vorschriften versperrte ideenreichen Garagenfirmen den Zugang zum nötigen Risikokapital. Um den flauen Börsenplatz Tokio zu beleben, kündigte der damalige Premier Ryutaro Hashimoto 1997 einen „Big Bang“ – einen Reformknall – bis zum Jahr 2002 an.

Die Liberalisierung begann wie ein schintoistisches Reinigungsritual. In einer sorgfältig dosierten Skandal-Welle ver-



Freizeitvergnügen Spielhalle (in Tokio): Lange Arbeitstage, kurze Ferien

Der Wertsprung von Immobilien und Aktien vermehrte den Reichtum der Japaner von 1987 bis 1990 um das Vierfache. Ihren plötzlichen Reichtum nutzten sie für eine weltweite Einkaufstour: In Hamburg kauften sie das Hotel „Vier Jahreszeiten“, in New York das „Rockefeller Center“.

Mit Hilfe des teuren Yen bauten Nippons Firmen auch ihre Brückenköpfe in Asien aus, fachten sie das „asiatische Wunder“ (Weltbank) mit an. Seit den fünfziger Jahren hatte Japan seinen ökonomischen Einfluß in der einstigen „Großostasiatischen Wohlstandssphäre“ der Kriegszeit zielstrebig ausgebaut. In Indonesien und Thailand beherrschten japanische Firmen den Automarkt. Seit den späten achtziger Jahren montierten japanische Firmen in den Billiglohnländern dann Waren, deren

der kommunistische Ostblock nach dem Fall der Mauer. Doch anders als die osteuropäischen Reformer schreckten Japans Bürokraten davor zurück, ihre planwirtschaftlichen Befugnisse abzugeben.

Im Konsens schlitterte die Nation in die Krise. Der japanische Staat handelte wie Ärzte, die einen Drogenabhängigen kurieren wollen. Immer größere Konjunkturspritzen pumpten Milliarden Yen in den kranken ökonomischen Kreislauf. Mit dem Geld bauten die Bosse Vergnügungsparks, asphaltierten Straßen und begründeten Flüsse. Die Bank von Japan senkte die Zinsen 1995 auf das historische Tief von 0,5 Prozent, und das Finanzministerium bewahrte die Aktienbörse mit Hilfe staatlicher Fonds vor dem natürlichen Crash.



TONY STONE

**Hochgeschwindigkeitszug auf der Insel Honshu:** Konjunkturspritzen für den kranken Wirtschaftskreislauf

suchte die Japan AG alte Geister auszu-treiben, die ihr im Zeitalter globaler Finanzmärkte keinen Erfolg mehr verhiessen: Bürokraten, die sich von Bankern in Unten-ohne-Bars bewirten ließen; Broker, die Politiker und Gangsterbosse auf illegalen Konten für Aktienverluste entschädigten; Buchhalter, die faule Kredite mit Hilfe von Bilanzschummelleien verheimlichten.

Im Sommer vergangenen Jahres hielten die globalen Finanzmärkte zeitweilig den Atem an: Sie fürchteten, Japans marode Banken könnten einen weltweiten Crash auslösen. Erst auf internationalen Druck hin stellte Tokio dann 60 Billionen Yen (940 Milliarden Mark) bereit, um den Finanzsektor zu sanieren; mit Hilfe schärferer Gesetze beschleunigte die Regierung zugleich den Ausleseprozeß in der Finanzbranche: Die gestrauchelten Banken Long Term Credit und Nippon Credit verstaatlichte sie; den Lebensversicherer Toho sowie die Regionalbank Tokyo Sowa zwang sie praktisch zur Geschäftsaufgabe.

Wie ein havariierter Frachter wirft Japan derzeit den Ballast seiner ineffizienten Finanzsektoren von Bord: Aus Angst vor dem Untergang retten sich neuerdings Banken in Fusionen mit der überlegenen angelsächsischen Konkurrenz. Dadurch bre-

chen auch die abgeschotteten Keiretsu auf. Das Brokerhaus Nikko wagte, was in Japan lange undenkbar war: Statt mit der Bank of Tokyo-Mitsubishi des eigenen Keiretsu schloß es sich mit der Travelers-Gruppe aus Amerika zusammen. Japan drohe eine „Versklavung“ durch das US-Finanzkapital, schimpft der rechte Politiker Shintaro Ishihara, den die Bürger Tokios im April zu ihrem neuen Gouverneur wählten.

Vor etwa zehn Jahren jubelte der jetzige Vize-Finanzminister Eisuke Sakakibara (wegen seines starken Einflusses auf die Devisenmärkte „Mr. Yen“ genannt), Japan habe „den Kapitalismus überwunden“. Was der Japaner als heimische Alternative zum Kapitalismus des Heuerns und Feuerns pries, funktionierte zwar in der Aufholphase nach 1945. Doch im Zuge der Globalisierung erweist sich Japans nationalistische Abschließungsmentalität als größter Standortnachteil.

Der Logik der Märkte gehorchend, treiben jetzt die Nationalisten wie Sakakibara die Firmen zur Globalisierung an, ermutigen sie, Aktien ihrer Hausbanken abzustoßen. Geradezu erleichtert stimmte das Miti zu, als sich der französische Renault-Konzern im März mit 35 Prozent an der hochverschuldeten Nissan-Gruppe

beteiligte und Japans zweitgrößten Automobilbauer damit vor der drohenden Pleite rettete. Mit der ganz unjapanischen Ankündigung, mehrere zehntausend Arbeitsplätze abzubauen, beflügelten japanische Firmen wie Sony und NEC im Frühjahr die Tokioter Börse: Der Aktienindex Nikkei ist seitdem auf über 18 000 Punkte geklettert, vorige Woche schwächelte er erneut.

Kein Zweifel: Aus seinem Siechtum wird sich Japans Industrie wieder aufraffen – und womöglich schneller, als es lange schien. Aber der unausweichliche Härtestest ist nur aufgeschoben, die zentrale Frage bleibt unbeantwortet: Kann Japans Konsensgesellschaft den Wandel zu einem weltoffenen Kapitalismus – mit dem Individuum im Mittelpunkt – verkraften?

Gewiß scheint nur eins: Außenseiter Japan wird den Westen auch künftig herausfordern. Keineswegs wird die ganze Japan AG sich einem ähnlich demütigenden Schicksal wie Yamaichi fügen: Der bankrotte Broker verkaufte sein Filialnetz an die amerikanische Konkurrenz – samt Personal.

*Wieland Wagner, 40, ist seit 1995 SPIEGEL-Korrespondent in Tokio.*

## LITERATUR

FLORIAN COULMAS: „Japan außer Kontrolle. Vom Musterknaben zum Problemkind“. Primus-Verlag, Darmstadt 1998; 142 Seiten – *Die gefährlichen Folgen der Globalisierung für Japan.*

JOHN W. DOWER: „Embracing Defeat. Japan in the Wake of World War II“. Verlag W. W. Norton & Co. / The New Press, New York 1999; 677 Seiten – *Das amerikanisch-japanische Wirtschaftsmodell eines „kapitalistischen Entwicklungslandes“.*

WERNER DRAGUHN (Hrsg.): „Asienkrise: Politik und Wirtschaft unter Reformdruck“. Institut für Asienkunde, Hamburg 1999; 153 Seiten – *Wie Indien, Japan, China, Südkorea und andere Länder Südasiens auf die Asienkrise reagieren.*

RICHARD KATZ: „Japan: The System that Soured“. Verlag M. E. Sharpe, Armonk 1998; 480 Seiten – *Japan ist reformfähig, aber gefangen in einer Zwangsjacke überflüssiger Institutionen.*

IBUSE MASUJI: „Schwarzer Regen“. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1985; 372 Seiten –

*Der bedeutendste japanische Roman über die Atom-bombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki.*

HEINZ RIESENHUBER, JOSEF KREINER (Hrsg.): „Japan ist offen – Chancen für deutsche Unternehmen“. Springer Verlag, Heidelberg / Berlin 1998; 339 Seiten – *Wirtschaftsmanager schildern ihre Erfolge.*

JACOB M. SCHLESINGER: „Shadow Shoguns. The Rise and Fall of Japan's Postwar Political Machine“. Verlag Simon & Schuster, New York 1997; 366 Seiten – *Die Korruption unter Premier Tanaka als Beispiel für die Mechanismen der Japan AG.*



## STANDPUNKT

## „Japan wird gesund“

Von Yasuhiro Nakasone

Das Modell Japan lebt. Japan hat den Entwicklungsländern nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgreich vorgemacht, wie ein Land sich zunächst unter dem Schutz und mit Hilfe des Staates industrialisiert und dann allmählich für den internationalen Wettbewerb öffnet.

Länder wie Taiwan und Südkorea haben dieses Modell übernommen. Selbst Länder in Osteuropa und Lateinamerika haben sich von unseren Erfolgen inspirieren lassen. Und auch künftig werden jene Entwicklungsländer am schnellsten zu Industrieländern aufsteigen, die zuvor eine protektionistische Übergangsphase nach japanischem Vorbild absolvieren.

Doch Japan selbst ist mittlerweile zu einem Industrie-Giganten herangewachsen und hat keinen Schutz mehr nötig. Schon 1987 hat meine Regierung zum Beispiel die staatliche Eisenbahn privatisiert. Doch die Seifenblasenwirtschaft der späten achtziger Jahre konnte ich nicht verhindern: Unser Land strauchelte über seine ökonomische Selbstüberschätzung.

Daß die Japan-Krise sich so lange hinzog, war vor allem schuld unserer Zentralbank und des Finanzministeriums. Statt die Lungenentzündung des Bankwesens mit dem Penicillin einer Strukturreform zu heilen, wollten sie den Patienten mit lauwarmen Milch aufpäppeln. Doch jetzt hat der Staat die nötigen Finanzspritzen verabreicht und eine Liberalisierung eingeleitet. Japan wird gesund werden.

Müssen wird uns jetzt ganz von unserem einstigen Erfolgsmodell verabschieden? Sollten wir uns völlig amerikanischer Shareholder-Kultur unterwerfen? Ich glaube nicht. Denn Politik und Wirtschaft können nur im Einklang mit der Kultur eines Landes gedeihen. Für uns Japaner bleiben Konsens und Harmonie ungemein wichtig: Sie verleiten uns zwar bisweilen zu Mißerfolgen, aber viel öfter erweisen sie sich als Japans besondere Stärke.

Was bedeutet das konkret? Auch künftig werden japanische Firmen eine stärkere Trennung zwischen Management und Aktionären bewahren, als dies etwa in den USA üblich ist. Statt sich ausschließlich von kurzatmigen Aktionärsinteressen drängen zu lassen, können sich unsere Firmen somit stärker auf ihre langfristigen Strategien konzentrieren.

Auch in der Beschäftigungspolitik wird Japan nicht die „Hire and Fire“-Mentalität von US-Firmen übernehmen. Zwar sind auch unsere Unternehmen gezwungen, Arbeitskräfte abzubauen und das System der lebenslangen Arbeitsplatzgarantie zu überdenken. Das heißt aber nicht, daß sie einfach die Köpfe ihrer Angestellten rollen lassen: Vielmehr versetzen die Konzerne überzähliges Personal zu Tochterfirmen oder entlassen es in den Vorruhestand. Nur solch humanes Vorgehen achtet den Wunsch der Gesellschaft nach Harmonie.

Um den inneren Frieden zu sichern,

muß Japan sich eher stärker auf traditionelle Grundlagen seiner Gesellschaft besinnen: Das ist die wichtigste Lehre, die wir aus der Bankenkrise sowie den zahlreichen Skandalen im Finanzministerium ziehen müssen. So sollten wir vor allem unser Schulsystem gründlich reformieren. Die Moralerziehung – vom amerikanischen Besatzungsgeneral Douglas MacArthur abgeschafft – gehört wieder eingeführt.

Zur Zeit leidet unser Land unter einem Wertevakuum. Politiker und Bürokraten sind vollauf damit beschäftigt, die Folgen der Krise zu meistern. Unsere Firmen bemühen sich – völlig verständlich –, im globalen Wettbewerb Anschluß an moderne Technologien wie das Internet zu finden oder ihre Positionen auszubauen. Doch gerade im Zuge der Globalisierung darf Japan nicht den Fehler wiederholen, seine Position ausschließlich über technologisches Know-how und über das Wirtschaftswachstum zu definieren.

Japan darf seine Identität nicht vergessen. Von den Politikern und Bürokraten, die in unserem Land zur Zeit Verantwortung tragen – der Generation der 50- bis 60jährigen –, können wir allerdings kaum die notwendige moralische Führung erwarten. Denn dieser Generation wurde durch Japans Kriegsniederlage das Selbstbewußtsein gegenüber der eigenen Kultur geraubt.

Um so mehr hoffe ich dagegen auf die jungen Japaner, die 20- bis 30jährigen. Diese Generation wird von den Älteren völlig zu Unrecht unterschätzt. Doch die Jungen vermögen klar zu sagen, was sie gut oder schlecht finden. Von diesem Nachwuchs erwarte ich die Kreativität, um Japan wieder technologisch an die Spitze zu bringen, gleichzeitig aber auch den Willen, die Vorzüge des Modells Japan im Zuge der Globalisierung zu verteidigen.

Yasuhiro Nakasone, 81, war von 1982 bis 1987 japanischer Premierminister.



Nakasone

KYODO



**DIE THEMENBLÖCKE IN DER ÜBERSICHT:** I. DAS JAHRHUNDERT DER IMPERIEN; II. ... DER ENTDECKUNGEN; III. ... DER KRIEGE; IV. ... DER BEFREIUNG; V. ... DER MEDIZIN; VI. ... DER ELEKTRONIK UND DER KOMMUNIKATION; VII. ... DES GETEILTEN DEUTSCHLAND: 50 JAHRE BUNDESREPUBLIK; VIII. ... DES SOZIALEN WANDELS; IX. DAS JAHRHUNDERT DES KAPITALISMUS; X. ... DES KOMMUNISMUS; XI. ... DES FASCHISMUS; XII. ... DES GETEILTEN DEUTSCHLAND: 40 JAHRE DDR; XIII. ... DER MASSENKULTUR







## TIERSCHUTZ

## Kampf den Käfigen

**B**und und Länder streiten über die Zukunft der Hühnerhaltung. Das Bundesverfassungsgericht hat vergangene Woche die Hennenhaltungsverordnung, die in Deutschland Legebatterien legalisierte, für nichtig erklärt. Das Land Nordrhein-Westfalen, das die Klage angestrengt hatte, will nun rasch gegen Käfigbetreiber vorgehen. Aus dem Karlsruher Urteil, so Landwirtschaftsministerin Bärbel Höhn (Grüne), „ergeben sich klare Vorgaben, die schon jetzt zu beachten sind“. So müßten alle Hühner ungehindert schlafen oder fresen können. „Im Klartext“, so Höhn: „Auch in bestehenden Anlagen müssen pro Käfig ein bis zwei Hühner herausgenommen werden.“ Auf Dauer benötigten die Hühner auch die Möglichkeit zur Nestsuche, zum Scharren und Staubbaden. Dies will die Ministerin den Hennenhaltern in einem Gespräch deutlich machen. Zwar steht in dem Urteil, Alt-Anlagen blieben „in ihrem Bestand geschützt“ – allerdings nur, soweit dies geltendem Recht entspricht. Der Bestandsschutz schließe nicht aus,



Legebatterie, Bundesverfassungsgericht bei Verkündung des Legehennen-Urteils



so das Gericht, aufgrund bestehender oder neuer Tierschutz-Vorschriften auch gegen vorhandene Legebatterien vorzugehen. Die Behörden könnten Genehmigungen widerrufen und Anlagen schließen lassen. Batteriebetreiber, die keine Genehmigung haben, könnten künftig sogar wegen Tierquälerei bestraft werden. Bundeslandwirtschaftsminister Karl-Heinz Funke (SPD) versprach zwar, er

werde „möglichst schnell eine neue Verordnung erlassen“. Andererseits möchte Funke bestehende Legebatterien nicht im „nationalen Alleingang“ antasten: Nach der jüngsten EU-Richtlinie müssen die Käfige erst vom Jahr 2003 an etwas geräumiger sein und dürfen sonst bis Ende 2011 unverändert bestehenbleiben. Einer neuen Bundesverordnung muß der Bundesrat zustimmen. Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen kündigen einer zögerlichen Umsetzung des Karlsruher Urteils den Kampf an. Höhn: „Jetzt wird nicht mehr um Zentimeter gefeilscht.“

## ABTREIBUNGSPILLE

## Risiko der Ärzte

**W**enig Begeisterung unter den Gynäkologen hat die Zulassung der Abtreibungspille RU 486 als medikamentöse Alternative zum chirurgischen Schwangerschaftsabbruch ausgelöst: Die Anwendung des Hormonpräparats, das in Kombination mit einem Prostaglandin eine Fehlgeburt herbeiführt, wird dadurch erschwert, daß die Ärzte das Zusatzmittel vorerst in eigener Verantwortung verabreichen müssen. Es gebe zwar „keine medizinischen Bedenken“ gegen das wehenfördernde Prostaglandin, sagt Armin Malter vom Berufsverband der Frauenärzte. Doch das Medikament ist in Deutschland bislang nur als Magenmittel sowie für den Einsatz beim operativen Schwangerschaftsabbruch zugelassen. Der Berufsverband appellierte deshalb an den RU-486-Hersteller Exelgyn, auch die Zulassung für ein zu kombinierendes Prostaglandin bei der zuständigen EU-Behörde in London zu beantragen. Einstweilen tragen die Ärzte das volle Haftungsrisiko für mögliche Komplikationen. Unter solchen Bedingungen werden „viele Ärzte RU 486 gar nicht erst anwenden“, fürchtet der Pro-Familia-Bundesverband.

## ASTRONOMIE

## Nachfolger für Weltraumteleskop

**D**er außer Kontrolle geratene Röntgensatellit „Abrixas“ soll möglichst bald durch einen Nachfolger ersetzt werden. „Wir werden versuchen, ihn noch einmal zu bauen“, sagt der Potsdamer Astrophysiker Günther Hasinger, einer der wissenschaftlichen Leiter der gescheiterten „Abrixas“-Mission. Der deutsche Röntgensatellit hatte die Aufgabe, von der Erdumlaufbahn aus nach Schwarzen Löchern zu fahnden. Doch letzte Woche mußten die Himmelsforscher ihrem Weltraumteleskop „den Totenschein ausstellen“ (Hasinger). Schon wenige Stunden nach dem Start Ende April hatte es an Bord Probleme mit der Energieversorgung gegeben, kurz darauf brach der Funkkontakt ab. Mit Hilfe einer riesigen Radarantenne, die nahe Bonn von Militärforschern betrieben wird, konnten die Astrophysiker seither mitverfolgen, wie „Abrixas“ nach Art eines Spielzeugkreiselns durchs All tautelte. Ausgelöst wurde das Desaster, wie die Wissenschaftler inzwischen ermittelt haben, durch die falsch eingestellte Hauptbatterie; diese erhitzte sich im All auf über 200 Grad Celsius und wurde dadurch unbrauchbar. „Ein



Röntgensatellit „Abrixas“ (Fotomontage)

saublöder Fehler“, meint Hasinger. „Aber das Risiko von Pannen wächst automatisch, wenn man zunehmend gezwungen ist, auf wichtige Tests zu verzichten – nur um Forschungsatelliten immer billiger zu bauen.“





SPIELE

## Hitchcock auf Konsole

Mit dem unschuldigen Videospiel „Super Mario“ hat „Silent Hill“ soviel gemein wie „Bambi“ mit Fritz Haarmann, dem Mann mit dem Hackebeilchen. Der Horror-Schocker für die Sony Playstation führt den Spieler in eine verworrene Geschichte, in der es darum geht, ein verlorenes Mädchen aufzuspüren. Dabei landet der Spieler in Gestalt des Hauptdarstellers Harry Mason in einem „Paralleluniversum“, in dem allerlei knifflige Rätsel zu lösen sind und jede Menge Monster umgelegt werden müssen. Der Clou liegt in der durch effektvolle Kamerafahrten hervorgerufenen düsteren Atmosphäre des Spiels, die Hersteller Konami etwas radebrechend als „klassisch-gothisch“ bezeichnet.

Figur aus dem Horror-Videospiel „Silent Hill“

INTERNET

## Mangelhafte Archivare

Voluminöse Fachbücher sind auf einen gutsortierten Index dringend angewiesen. In dieser Hinsicht mußten Wissenschaftler des „NEC Research Institute“ Princeton (US-Staat New Jersey) den Archivaren des Internet schlechte Noten erteilen. In einer Studie, veröffentlicht im Wissenschaftsmagazin „Nature“, rügten die Forscher jene Programme, die das Internet nach vorgegebenen Stichworten durchforsten. Alle diese Suchmaschinen zusammen erfassen nur 42 Prozent der derzeit 800 Millionen frei zugänglichen Internet-Seiten. Wer nur ein einzelnes Suchprogramm wie „Hotbot“, „Yahoo“ oder „Altavista“ befragt, erreicht im günstigsten Fall sogar nur 16 Prozent, im ungünstigsten 2,2 Prozent (Euroseek). Darüber hinaus liefern die Suchprogramme auch nicht immer frische Informationen. Mitunter kann es Monate dauern, bis neue Web-Seiten in einem Index aufgenommen werden. Veraltete Verweise führen deshalb häufig ins Nichts: Jeder siebte Treffer bei „Lycos“ und jeder zehnte bei „Northern Light“ ist eine Niete. Den gepflegtesten Datenbestand hält mit nur 2,2 Prozent veralteten Links zur Zeit die Suchmaschine „Hotbot“. Ursache für die magere Ausbeute sind die immensen Kosten der Archivierung. Aber es gibt auch Kriterien für Aktualität: Kommerzielle Seiten sind besser indiziert als Forschungs- und Ausbildungsangebote; populäre Web-Seiten werden überproportional berücksichtigt, und US-amerikanische Angebote werden intensiver erfaßt als nichtamerikanische Seiten.

SENIOREN

## Windows statt Rheumadecke

Auf Umwegen sorgt die Gesundheitsreform aus dem Jahre 1996 für die EDV-Fortbildung der Senioren. Nachdem die Übernachtungen in den Kurbädern im Folgejahr um 26 Prozent zurückgingen, mußten sich die Verkehrsämter neue Strategien einfallen lassen. In Zusammenarbeit mit dem „Institut Arbeit und Technik“ in Gelsenkirchen bietet der ambulante Essener „Familien- und Krankenpflege e. V.“ in Lage-Hörste im Teutoburger Wald neuerdings Computerurlaub für Senioren an. Zunächst haben sich 20 „Newbies“ im Alter von 60 bis 79 Jahren für das Pilotprojekt eingeschrieben. Ziele der Senior-Surfer: E-Mail-Kontakt mit den Enkeln sowie Gesundheitsinformationen übers Internet. „Wir müssen verstärkt mit aufgeschlossenen Senioren rechnen“, sagt Projektbetreuer Andreas Born, „Rheumadecken ziehen nicht bei allen, und Butterfahrten gibt es ja nicht mehr.“ Der erste Kurs war innerhalb weniger Stunden ausgebucht.



Meucci

LEXIKA

## Erfinder verschwiegen

Bevor Software auf den deutschen Markt gelangt, müssen ihr die Programmierer zunächst die Feinheiten der deutschen Sprache beibringen. Microsoft aber zeigt

darüber hinaus sogar Feingefühl für nationale Empfindlichkeiten. In der deutschen und englischen Ausgabe der Computer-Enzyklopädie „Encarta 99“ gebührt die Ehre der Telefon-Entwicklung noch dem „amerikanischen Erfinder und Taubstummenlehrer“ Alexander Graham Bell. Seine Bemühungen um die Übertragung

von Gesprächen seien, heißt es dort, 1876 endlich von Erfolg gekrönt gewesen. Ganz anders liest sich die Passage in der italienischen Ausgabe von Encarta: „Die Erfindung geht zurück auf den Italiener Antonio Meucci, dem 1886 der Verdienst der Entdeckung nachträglich vom obersten amerikanischen Gerichtshof zuerkannt wurde.“ Microsofts Kommentar zur ungleichen Geschichtsauslegung: Sie reflektiere das unterschiedliche, manchmal sich widersprechende Verständnis desselben historischen Ereignisses.



Computer-Lexikon „Encarta 99“





AMD-Testlabor für Mikrochips\*: Die neuen Computerherzen schlagen schneller

COMPUTER

# Angriff auf das Chip-Imperium

Am Stadtrand von Dresden entsteht die modernste Mikroprozessor-Fabrik Europas. Mit Milliardenaufwand will die US-Firma AMD den Wettlauf mit dem Erzrivalen Intel gewinnen. Die Amerikaner profitieren von der guten Ausbildung der ostdeutschen Mikroelektroniker.

Die Dächer sind frisch gedeckt in Wilschdorf. Kein Büschel Gras traut sich auf die Bürgersteige, schicke Designerlaternen säumen die Wege.

Aus der Vogelperspektive scheint es, als sei ein Raumkreuzer in den Wiesen neben dem Dorf am Stadtrand von Dresden gelandet: Die amerikanische Mikroelektronikfirma AMD hat hier die „Fab 30“ errichtet. In regelmäßigen „Townmeetings“ halten AMD-Manager die Bewohner von Wilschdorf auf dem laufenden. „Als wir die erste Versammlung 1996 in der Kirche abgehalten haben, war es dort voller als zu Weihnachten“, erinnert sich Firmensprecher Jens Drews.

In Wilschdorf entscheidet sich die Zukunft der Mikroprozessor-Industrie. AMD ist der letzte ernstzunehmende Rivale, der das Wettrüsten mit dem weltgrößten Prozessor-Hersteller Intel durchgehalten hat. Der „Prozessor der 7. Generation“, der in der neuen Fabrik gefertigt werden soll, gilt

als die letzte Chance der angeschlagenen Firma, gegen das allmächtige Chip-Imperium zu bestehen.

Nach außen geben sich die AMD-Leute gelassen. „Von einem bestimmten Druck an spürt man die Druckerhöhung nicht mehr“, meint Geschäftsführer Hans Dep-

pe. Der Mann hat Erfahrung mit ehrgeizigen Projekten. Für Siemens kämpfte er jahrelang um den Megabit-Speicherchip. „Wir sind sehr stolz, daß wir bisher alle Ziele erreicht haben.“

Die Maschinen sind installiert, das rund 850 Köpfe zählende Stammpersonal ist ein-



Mikroprozessor-Fabrik von AMD in Dresden, AMD-Reinraum: Vermummte Gestalten bewegen

\* In Singapur; wie alle von AMD produzierten Chips werden dort auch die Athlon-Prozessoren aus Dresden auf ihre Funktionsfähigkeit überprüft.



gestellt. Nun gilt es, den hochkomplizierten Fertigungsprozeß Schritt für Schritt von Fehlern zu befreien. Die Mannschaft in der Produktion arbeitet in vier Schichten, bezeichnet von A bis D. Je zwei wechseln sich im Rhythmus von zwölfstündiger Tag- und Nacharbeit ab. Auf jeweils drei oder vier Arbeitstage folgen vier oder drei freie Tage. So gibt es nur einen Personalwechsel pro Tag, der die fein abgestimmten Abläufe ins Stocken bringen könnte.

Der Weg ins Allerheiligste der Fab 30, den Reinraum, führt über ein strenges Ritual. In einer aufwendigen Prozedur müssen sich die Chip-Arbeiter bis auf die Unterwäsche entkleiden und mit weißem Overall, Kapuze und Mundschutz verhüllen. Im monotonen Summen und Surren der Maschinen bewegen sich die vermummten Gestalten in klösterlich anmutender Konzentration.

Jeweils etwa 50 Tage lang wandern die spiegelnden Siliziumscheiben zwischen den Bearbeitungsstationen hin und her, bis sie mit daumennagelgroßen Schaltkreisen gefüllt sind. In hermetisch verschlossenen Kassetten gleiten die Chip-Rohlinge, Wafer genannt, über Schienen an der Hallendecke zu den Maschinen. Selbst dem minimalen Restschmutz des Reinraums dürfen sie nicht ausgesetzt werden: Jedes Staubkorn würde die Leiterbahnen zerstören, die weniger als zwei Zehntausendstelmillimeter messen.

Stellt man sich einen Wafer auf die Fläche Berlins vergrößert vor, würden seine Bahnen die Stadt, so weit das Auge reicht, mit einem Gewirr von einige Zentimeter messenden Mustern überziehen. Auch doppelt behandschuhte Hände dürfen dem Silizium nicht zu nahe kommen. Roboterarme hantieren unter den wachsamsten Augen der Techniker hinter Glas.

Noch ist das hier eine Art Fingerübung. Die Fabrik wird mit der Fertigung des älteren AMD-Prozessors „K6“ eingefahren; doch schon bald sollen die ersten Muster des geheimnisumwitterten „Athlon“-Prozessors durch die Maschinen gleiten. Dank

eines neuartigen Innenlebens, bestätigen erste Leistungstests, kann der Athlon Intels Flaggschiff „Pentium III“ in den Schatten stellen.

Jeder Prozeßschritt wird penibel überwacht. In den Analyselabors stehen Elektronenmikroskope, die einzelne Siliziumatome sichtbar machen können. Immer wieder schneiden Techniker Proben aus Testwafern und begutachten bei 500 000-facher Vergrößerung die Schaltungen. Mit kriminalistischer Akribie spüren die Spezialisten zerstörerischen Verunreinigungen nach. Ist es ein Staubbussel? Ein mikroskopischer Schweißpartikel?

Wenn die ersten Athlon-Prozessoren – zunächst noch im Stammwerk in Austin, Texas, gefertigt – in den nächsten Monaten auf den Markt kommen, werden diese Computerherzen bereits schneller schlagen als jene von Intel. Im Laufe des Jahres 2000 sollen die Bausteine aus Dresden dann auf bislang nur in Laborversuchen erreichtes Leistungsniveau getrimmt werden: Eine Milliarde Schaltvorgänge pro Sekunde (Taktfrequenz: ein Gigahertz) gelten als magische Grenze, die der Athlon-Chip als erstes Massenprodukt überspringen soll.

Möglich machen muß das die Crew der Abteilung „CMP/Cu“. Hier stehen die neuesten Maschinen, einige Spezialanfertigungen mit der Seriennummer 1 sind darunter. Kupfer heißt das Zauberwort – aus diesem Metall bestehen die Leiterbahnen der neuen Prozessorgeneration. Mit einem geringeren Widerstand als das bislang übliche Aluminium und anderen günstigen Eigenschaften macht es das Hochgeschwindigkeitsrennen erst möglich.

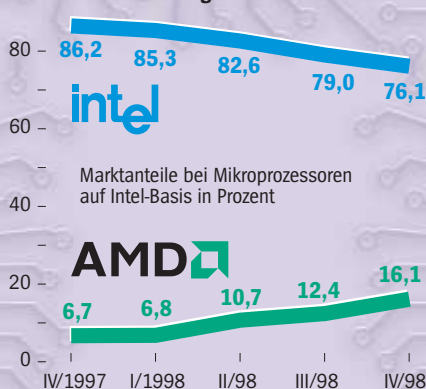
Ein faustischer Pakt: So vorteilhaft die Kupfer-Leiterbahnen sind, so gefährlich ist das Element für andere Fertigungsschritte. Schon winzigste Verunreinigungen mit dem Metall würden die darunterliegenden Transistoren zerstören. Die Kupfer-Crew arbeitet daher in eigenen Reinraumbereichen, ihre Overalls sind mit roten Signalstreifen gekennzeichnet, in anderen Zonen haben sie keinen Zutritt.

Anfang nächsten Jahres muß die Fabrik in Dresden einige hunderttausend Hochleistungs-Chips pro Woche ausstoßen, sonst verpufft der Angriff auf die Intel-Bastion ohne Wirkung. Denn der Marktführer hat schon wieder neue Preissenkungen beim Pentium angekündigt.

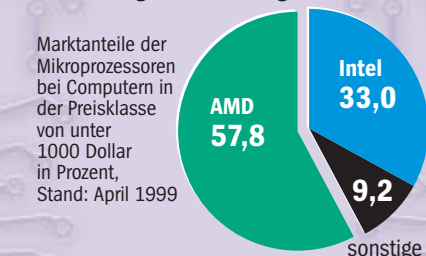
Bisher habe die Fabrik alle „Meilensteine“ im komplizierten Prozeß erreicht, sagen die AMD-Manager, und ihre Zuversicht wirkt nicht gespielt. „Unsere Mitarbeiter hier haben im Durchschnitt einen höheren Ausbildungsstand als in den USA“, berichtet Martin Gillo. Wo in amerikanischen Fabriken häufig Operateure auf Hilfsarbeiterniveau antrainierte Handgriffe ausführen, stehen in Fab 30 durchweg ausgebildete Techniker und Mechatroniker im Reinraum.

## Das AMD-Dilemma

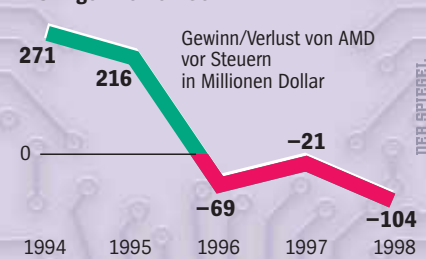
### Der Herausforderer gewinnt an Boden...



### ... doch Erfolge bei den Billigrechnern...



### ... bringen keinen Gewinn



Weil der italienische Architekt Alfonso Mercurio nachträglich Scheiben in die Innenwände der Managerbüros einsetzen ließ, um die zu dunkel geratenen Gänge aufzuhellen, sind die Führungskräfte nun wie im Aquarium hinter Glas bei der Arbeit zu besichtigen. Der Umgangston ist amerikanisch. Schlips und Anzug sind ebenso verpönt wie akademische Titel. Die korrekte Anrede ist Vorname und „Sie“, und kommt das Gespräch auf den Firmenspion Sanders, heißt es, „Jerry hat gesagt ...“

Sanders, 62, ist eine der schillerndsten Figuren der Elektronikbranche. Der stets edel gekleidete Mann mit dem sorgfältig frisierten weißen Haar kultiviert eher den Habitus eines Filmproduzenten als den eines Technologiemanagers. Seine Haßliebe zum Erzrivalen Intel reicht schon drei Jahrzehnte zurück. „Wir sind der Herausforderer“, verkündet Sanders, „unser Ehrgeiz ist grenzenlos“ (siehe Gespräch Seite 156).

1969 begann seine Firma AMD als Hersteller von Imitaten von Intel-Bausteinen, zunächst Speicherchips, dann Mikroprozessoren. Auf Druck des PC-Herstellers IBM, der nicht ausschließlich auf einen Zulieferer angewiesen sein wollte, mußte Intel sogar das Know-how für seine frühen



sich in klösterlicher Konzentration

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Nur Krümel vom Kuchen“

Jerry Sanders, Chef des Halbleiterproduzenten AMD, über seinen Kampf gegen Marktführer Intel und den Frust eines Firmenpatriarchen in der Welt des schnellen Internet-Geldes

Prozessor-Generationen lizenzieren. Doch die friedliche Koexistenz zerbrach Ende der achtziger Jahre. Intel kündigte die Lizenzvereinbarungen, und beide Firmen beharkten sich jahrelang mit verzwickten Gerichtsverfahren. Sanders gelang es trotzdem, auf dem PC-Markt Fuß zu fassen. Die preiswerten Eigenentwicklungen von AMD wie der „K6“-Prozessor wurden vor allem bei den Billig-PC unter 1000 Dollar ein Renner. In diesem Marktsegment überflügelte die Firma sogar in kurzer Zeit den Prozessor-Goliath Intel.

Doch der „800-Pfund-Gorilla“ (Sanders über Intel) schlug zurück. Mit eigenen Billigprozessoren der „Celeron“-Serie erzwang Intel dramatische Preissenkungen. Schon seit drei Jahren schreibt AMD nun rote Zahlen. Wenn es dem Herausforderer nicht gelingt, sich mit dem Spitzenchip Athlon aus dem Würgegriff des Billigmarktes zu befreien, ist die Firma am Ende. Gelingt das Husarenstück, rückt Sanders erklärtes Ziel, 30 Prozent des Marktes bis Ende 2001 zu erobern, in greifbare Nähe.

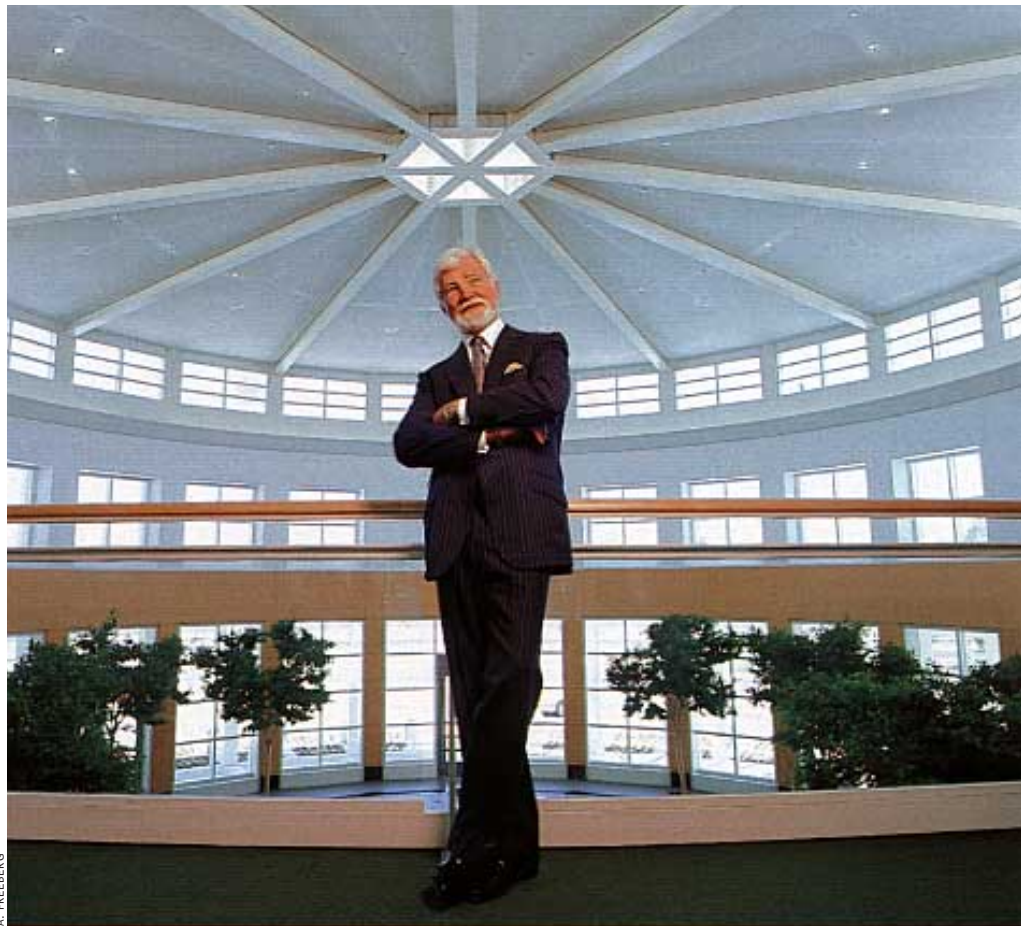
Knapp vier Milliarden Mark kostet die modernste Halbleiterfabrik Europas, rund 800 Millionen Mark fließen an direkten Subventionen. Mit einem Geflecht aus Bürgschaften und Krediten gewann Dresden den Standortwettbewerb gegen Rivalen in Irland oder Singapur.

Doch das Geld, betonen AMD-Manager, sei nicht der entscheidende Grund für Dresden gewesen. AMD profitiert vor allem vom Angebot an Arbeitskräften. Über 23 000 Bewerbungen gingen bisher ein, 3000 sind noch in Bearbeitung, um bis zum Jahresende noch knapp 200 Stellen zu besetzen. Etwa drei Viertel der Angestellten kommen aus Sachsen, weitere zwölf Prozent aus den anderen neuen Bundesländern. „Wir lieben die Mentalität der Ingenieure hier“, schwärmt AMD-Statthalter Jack Saltich. „In den USA gibt es dauernd Meetings. Hier fragen die ‚Wo ist das Problem?‘ und kommen eine Woche später mit der Lösung zurück.“

Viele Prozessorbauer haben schon zu DDR-Zeiten bei Firmen wie ZMD (Zentrum Mikroelektronik Dresden) oder an den traditionellen High-Tech-Standorten Erfurt und Frankfurt (Oder) gearbeitet. „Zu Anfang hatten wir Bedenken, ob deren Know-how auf der Höhe der Zeit ist“, gibt David Greenlaw, Leiter der Prozessintegration, zu. Doch die Sorge der Amerikaner war unbegründet. Wie sie überrascht feststellten, arbeiteten viele DDR-Betriebe schon früher mit modernsten Anlagen. Die Geräte waren auf dunklen Kanälen in die Exportverbotszone gelangt – allerdings ohne Wartungsvertrag und manchmal sogar ohne Bedienungsanleitung.

Die erfahrenen Improvisateure in Ostdeutschland hatten sich daraufhin soweit in das Gerät vertiefen müssen, daß sie dessen Innereien oft besser kannten als die berühmten US-Techniker.

JÜRGEN SCRIBA



AMD-Chef Sanders: „Profit ist ein gutes Deodorant“

**SPIEGEL:** Ihre Firma ist der letzte ernsthafte Konkurrent von Intel. Wie wollen Sie das technologische Wettrüsten durchhalten?

**Sanders:** Wir müssen effizienter sein. Wir haben die weltbesten Chip-Designer. Unsere Teams sind 80 bis 120 Leute groß. Intel hat 600-Mann-Teams. Intel hat jede Menge Teams, wir haben drei. Die Entwicklung jeder Prozessorgeneration kostet über 300 Millionen Dollar. Dazu kommt die Fertigungstechnologie. Jede dieser Technologiegenerationen hat eine Lebens-

dauer von nur fünf Jahren. Vom neuen „Athlon“-Prozessor und der Fabrik in Dresden hängt unsere Zukunft ab.

**SPIEGEL:** Warum haben Sie sich für Dresden als Standort entschieden?

**Sanders:** Deutschland ist der größte Markt in Europa. Insbesondere in Sachsen finden wir gut ausgebildete, ehrgeizige Mitarbeiter. Drittens, das will ich ganz ehrlich sagen, haben wir dort Geld bekommen. Ich habe Herrn Biedenkopf gesagt, wir können Sachsen zum Mikroprozessor-Zentrum Europas machen, aber das erfordert eine Investition von mehreren Milliarden Dollar, und ich habe nur 200 Millionen. Nach einigen Diskussionen fanden wir

Das Gespräch führten Rafaela von Bredow und Jürgen Scriba.



schließlich eine Lösung. Wir bringen etwa 400 Millionen Dollar mit, Bund und Land geben Bürgschaften, und nun entsteht in Sachsen eine Anlage, die technologisch Weltspitze ist.

**SPIEGEL:** Hatten Sie keine Angst vor den vielzitierten deutschen Standortnachteilen, etwa den hohen Löhnen?

**Sanders:** Löhne sind nicht wichtig, wenn die Produktivität stimmt. Jeder kann heute die Maschinen kaufen, aber was zählt sind Köpfe. Als 1996 die Entscheidung für das Projekt fiel, ging es um eine Technologie, die noch gar nicht existierte, und ein Produkt, das noch gar nicht entwickelt war. Nur weil wir beweisen konnten, daß wir einen klaren Plan haben und die Leute, um ihn umzusetzen, konnten wir das Projekt verwirklichen.

**SPIEGEL:** Wie wollen Sie das Vertrauen der PC-Hersteller gewinnen, den neuen Baustein auch in ihre Computer einzubauen?

**Sanders:** Auch Intels lange angekündigter „Merced“-Prozessor hat schon ein Jahr Verspätung. Wie kann das sein? Ist Intel nicht Gott? Ist Intels Firmensitz Santa Clara nicht Walhalla? Die können ihre Zeitpläne nicht einhalten, aber sie verdienen Geld, und Profit ist ein gutes Deodorant. Als wir im dritten Quartal letztes Jahr Profit gemacht haben, waren wir Helden. Als wir im vierten Quartal nicht soviel Geld verdient haben, waren wir Penner. Als wir dann Verluste machten, waren wir Abschaum. Aber das ist Wallstreet-Gerede. So funktioniert diese Industrie nicht.

**SPIEGEL:** Der Athlon-Prozessor gilt als Ihre letzte Chance auf dem Markt.

**Sanders:** Es ist nicht unsere letzte Chance zu überleben; aber es ist unsere letzte Chance, zu den Top ten der Branche zu gehören. Wenn uns der Monopolist aus dem Markt drängt, leiden am Ende nur die Konsumenten. Wenn es AMD nicht gäbe, wären PC nie so billig geworden, wie sie es heute sind.

**SPIEGEL:** Eine Zeitlang waren Sie bei Billig-PC sehr erfolgreich. Aber Intel hat mit seinen billigen „Celeron“-Prozessoren Ihren Preisvorsprung rasch zunichte gemacht.

**Sanders:** Intel verlangt Wucherpreise. Daran gibt es nichts zu deuteln. Keine andere Firma erzielt in der Halbleiterfabrikation so hohe Gewinne. Das geht nur, weil sie ein Monopol bei Windows-PC haben. Solange wir nur Kopien von Intel-Prozessoren fertigen konnten, blieben für uns nur Krümel vom Kuchen. Wir mußten eine echte Alternative entwickeln. Gleichzeitig durften unsere Prozessoren aber auch nicht zu verschieden sein, denn dann wären sie inkompatibel zu Windows, das untrennbar mit der Intel-Architektur verbunden ist. Obwohl alles dagegen sprach,

ist es uns gelungen, solche Prozessoren zu entwickeln.

**SPIEGEL:** Aber genau darin liegt Ihr Problem: Für den Windows-Benutzer spielt es keine Rolle, ob ein Intel- oder ein AMD-Prozessor im PC steckt. Warum sollte er Ihren kaufen?

**Sanders:** Wir können den Kunden nur ein Angebot machen: Bei uns bekommen Sie vergleichbare Leistung billiger.

**SPIEGEL:** Und nun sind Sie in einen Preiskrieg mit Intel verwickelt.

**Sanders:** Wir können nicht erwarten, daß PC-Hersteller uns aus Mildtätigkeit mehr Geld bezahlen als Intel, also müssen wir unsere Preise auf Celeron-Niveau anpassen. Intel hingegen kann mit Wucherpreisen im Marktsegment der Geschäftskunden, wo sie bislang keine Konkurrenz haben, soviel Geld verdienen, daß sie es sich leisten können, uns im Consumer-Bereich die Luft abzudrücken.

**SPIEGEL:** Sie sind nicht nur beim Preis unter Druck geraten. Sie konnten nicht genügend schnelle Chips liefern.

**Sanders:** Ja, aber die Technologie ist nun mal extrem kompliziert. Wenn Sie mit einem Rennwagen Rekordgeschwindigkeiten fahren, platzt auch mal ein Reifen. Zudem hat es das hervorragende Intel-Marketing geschafft, dem Käufer weiszumachen, daß ein Prozessor um so besser ist, je höher die angegebene Megahertz-Zahl der Taktrate ist. Das stimmt nicht, genauso wenig wie die Drehzahl ein Maß für

x86-Prozessor ein Standard wird. Wir haben als einzige überlebt.

**SPIEGEL:** Trotzdem führen Sie ein Schattendasein: AMD-Prozessoren gelten als Billigprodukt. „Intel inside“ hingegen kennt jeder, das gilt gemeinhin als Qualitätsbegriff.

**Sanders:** „Intel inside“ ist bullshit – übersetzen Sie das, wie Sie wollen. Nichts weiter als ein ausgeklügelter Rabatt. Ein Beispiel: Zu Intels größten Kunden gehören Compaq und Dell, die für etwa 2,5 Milliarden Dollar im Jahr Prozessoren kaufen. Über „Intel inside“ bekommen die rund 200 Millionen für Werbung mit dem „Intel inside“-Logo zurück – 200 Millionen Dollar! Ich habe nur einen Kunden, mit dem ich überhaupt soviel Umsatz mache. Wer „Intel inside“-Logos auf seine Anzeige klebt, bekommt Geld von Intel – wenn eine einzige Maschine mit AMD-Prozessor in der Werbung auftaucht, gibt es keinen Cent. Ich habe IBM vor einigen Jahren Hunderttausende von Prozessoren umsonst angeboten, damit sie die mal ausprobieren können. Sie haben sie nicht genommen, weil es ihr „Intel inside“-Programm gefährdet hätte.

**SPIEGEL:** Warum legen Sie keine vergleichbare Marketing-Kampagne auf?

**Sanders:** Wir werden uns an die Intelligenz der Käufer wenden. Wir werden mit Leistungstests demonstrieren, daß der Athlon-Prozessor mehr fürs Geld bietet. Bei den Firmenkunden sind die Verhältnisse im



Intel-Anzeige, Verkauf von Billig-PC: „Intel drückt uns die Luft ab“

die Leistung eines Automotors ist. Unser K6-2-Prozessor mit 300 Megahertz leistet bei bestimmten Testprogrammen soviel wie ein Pentium II mit 400 Megahertz.

**SPIEGEL:** Braucht Intel nicht AMD, um zu beweisen, daß sie kein Monopol haben?

**Sanders:** Totalitäre Staaten setzen ja auch Marionetten-Regierungen ein. Aber wir sind keine Marionetten, wir sind die Herausforderer, und unser Ehrgeiz ist grenzenlos. Wir wollen nicht in einer Marktnische für Billigprodukte leben. Wir kämpfen seit 24 Jahren auf dem Prozessormarkt, und es gibt uns immer noch. Als wir angingen, hat Intel Technologie an 15 verschiedene Hersteller lizenziert, damit der

übrigen ganz anders. Die interessieren sich nicht für Intels tanzende Reinraum-Affen.

**SPIEGEL:** Die Aktionäre von AMD haben möglicherweise nicht solange Geduld. Auf der letzten Hauptversammlung wurde die Forderung nach Ihrem Rücktritt laut.

**Sanders:** Ach was, keine Rede davon! Die Hauptversammlung war praktisch ein Love-in. Ehrlich. Die Aktionäre waren sehr freundlich. Ich habe ihnen erklärt, warum wir Geld verloren haben. Ich war selbst verblüfft: Unsere Aktie ist von 33 Dollar auf 14 gefallen, und wir hatten praktisch keine Gegenstimmen gegen unseren Vorstand. Ein einziger Investor hat sich aufgelegt, weil er keine Dividende bekommen





hat. Reuters hat dann daraus eine Geschichte gemacht, die wirklich nichts mit dieser Veranstaltung zu tun hatte.

**SPIEGEL:** Es gibt auch Vorwürfe gegen Sie persönlich. Manche stoßen sich an Ihrem luxuriösen Lebenswandel, den Designer-Anzügen und der Limousine mit Chauffeur, Ihrem Gehalt.

**Sanders:** Designer-Anzüge? Es sind Maßanzüge, und es ist mein Geld, was soll's? Warum soll ich nicht in einer Limousine fahren? So kann ich zwei Stunden täglich länger arbeiten, auf dem Weg in die Firma und zurück nach Hause. Ich verstehe das nicht. Ich bin der am schlechtesten bezahlte Mensch in der Halbleiterindustrie! Ich habe seit drei Jahren keinen Bonus bekommen. Ich bekomme seit fünf Jahren ein Jahresgehalt von einer Million Dollar. Von 1993 bis 1995 haben wir soviel Geld verdient, daß ich den Maximalbonus von zwei Millionen dazubekam. Kein einziger Aktionär hat sich darüber beschwert. Das muß man den Medien mal klarmachen.

**SPIEGEL:** Warum hacken die dann so gern auf Ihnen herum?

**Sanders:** Weil ich in einem Haus für mehrere Millionen Dollar in Bel Air lebe, weil ich ein luxuriöses Strandhaus besitze, weil ich so bin wie ich bin. Ich bin stolz darauf, was ich bin und was ich geschaffen habe. Aber es ist natürlich einfacher, auf mir herumzuhacken als auf Leuten, die ihr Gepäck selber zum Flugzeug schleppen.

**SPIEGEL:** Haben Sie nie überlegt, in dieser kritischen Situation das Feld zu räumen?

**Sanders:** AMD ist ein Team. Wir haben eine Firma aufgebaut, die Nummer zwei bei den Mikroprozessoren ist. Weltweit. Der einzige Wettbewerber, mit dem wir verglichen werden, ist Intel, deren Umsatz größer ist als der Halbleiterumsatz von IBM, Motorola, Lucent, Texas Instruments und AMD zusammen. Immer heißt es „Intel tut dies, was tut ihr?“ Es sollte heißen: „Mein Gott, es ist unglaublich, was ihr geschafft habt.“

**SPIEGEL:** Warum können Sie das so schwer als Erfolgsstory verkaufen?

**Sanders:** Der Markt denkt immer nur in Sprint-Kategorien. Wir laufen Marathon. Wir haben unsere eigene Technologie entwickelt, wir haben unsere eigene Fabrik. Wir sind eine echte Firma und nicht so eine Internet-Bude.

**SPIEGEL:** Frustriert Sie der Erfolg solcher Internet-Firmen?

**Sanders:** Der Frust ist unendlich, das tut richtig weh. Da gibt es Firmen, die kein Geld verdienen und zehn Milliarden Dollar an der Börse wert sind. Das ist ziemlich fies. Ich habe 30 Jahre meines Lebens damit verbracht, eine hervorragende Firma aufzubauen. Was glauben Sie, wie ich mich fühle, wenn ich Leute sehe, deren Laden nach einem Jahr genausoviel wert ist? Aber das stellt mein Wertesystem nicht in Frage.

**SPIEGEL:** Herr Sanders, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

TIERE

# Walnuß voller Wohlgeruch

Den Moschustieren Sibiriens droht die Ausrottung durch Wilderer. Für Parfumhersteller und die chinesische Medizin ist der Duftstoff kostbarer als Gold.

**D**a spotten Europäer über chinesische Männer, die ihrer Potenz mit zermahlenen Robbenpenissen und Seepferdchen nachhelfen – und was tun sie selbst? Sie erotisieren sich ebenfalls mit den Überresten bedrohter Tiere.

Nur Parfums der obersten Preisklasse enthalten die Krone aller Düfte, ein Sekret aus dem Hinterleib eines asiatischen Huftiers, das einen schweren, süßlichen Geruch verströmt: Moschus. So begehrt ist die im Naturzustand cremige, rot-bräunliche Masse, daß sie sechsmal so teuer gehandelt wird wie Gold. Für ein Gramm zahlen Parfumfabrikanten rund hundert Mark.

Kein Wunder, daß Wilderer das Moschustier zu ihrer Lieblingsbeute erkoren haben. Einer letzte Woche vorgestellten Studie des World Wide Fund for Nature (WWF) zufolge dezimierten sie die Bestände in der ehemaligen Sowjetunion um fast zwei Drittel – lebten 1988 noch 170 000 Tiere, so schätzten Experten die Population acht Jahre später auf nur noch 60 000 Exemplare. „Das Moschustier ist das gegenwärtig am stärksten gefährdete Säugetier Rußlands“, mahnt Alexej Waisman vom WWF in Moskau.

Wenig weiß die Wissenschaft über den Lieferanten des legendären Duftstoffs. Weder sind sich die Systematiker einig, ob sie ihn den Hirschen oder einer eigenen Familie zuordnen sollen, noch ist klar, ob der Gattung Moschus vier, sechs oder mehr Arten angehören.

Von der Größe und Statur eines jungen Rehs, erinnert das Moschustier mit seinen bis zu zehn Zentimeter langen Hauern ein wenig an das mythische Mischwesen Wolpertinger. Mit Sätzen, die eines Känguruhs würdig wären, hüpfte es durch die Bergwälder Asiens, tummelt sich in Bambus- und Rhododendron-Dickichten und klettert mitunter auf Bäume, wo es an Blättern und Flechten knabbert. Sein Verbreitungsgebiet reicht vom Polarkreis bis zum südlichen Himalaja, von Afghanistan bis Korea.

Die einzelgängerischen Paarhufer verständigen sich in einer Sprache der Gerüche. Mit Kothäufchen, Urinspritzern und verschiedenen Sekreten, darunter der Moschus, markieren sie ihre Territorien



G. DANI / L. JESKE / SILVESTRI



A. CAMPIGLIO / MONDADORI PRESS / PICTURE PRESS

**Moschustier, Parfumkonsumentin:** Für ein Kilogramm Duftstoff sterben 160 Tiere

und tun vermutlich auch ihren Status kund. Nur Männchen besitzen die walnußgroße Moschusdrüse, die im Laufe eines Jahres etwa 25 Gramm des Duftgemischs absondert.

Da Wilderer aus Versehen oft auch Weibchen und Jungtiere erwischen, töten sie im Schnitt vier Exemplare, um ein Männchen mit einem prallgefüllten Moschusbeutel zu erbeuten. Für ein Kilogramm Ausbeute müssen somit 160 Tiere sterben – nur des Duftes wegen. Ihr Fleisch schmeckt nicht und wird allenfalls an Hunde verfüttert, und auch ihr Fell taugt nichts.

In vielen Ländern ihres Verbreitungsgebiets stehen Moschustiere unter Schutz, so in Indien, Nepal, Vietnam und sogar in Nordkorea, wo die Huftiere als „Naturdenkmal Nr. 216“ klassifiziert sind. Auch in der Sowjetunion war die Moschusgewinnung streng reglementiert; so konnten sich die Bestände erholen, nachdem sie um die Jahrhundertwende schon einmal nahezu ausgerottet waren.

Bald könnte es wieder soweit sein. „Durch den ökonomischen Kollaps hat die Wilderei in Rußland stark zugenommen“, klagt Naturschützer Waisman. Im Fernen Osten Sibiriens und in der Altai-Region sind ganze Dörfer ohne Arbeit. Zudem haben sich Jäger, die traditionell Pelztieren nachstellten, nach dem Zusammenbruch des Pelzmarkts auf Moschustiere eingeschossen. Theoretisch dürfen sie nur eine begrenzte Zahl der Tiere erlegen, doch niemand kontrolliert die Quoten. „Jagdaufseher werden miserabel bezahlt“, sagt Waisman, „für das bißchen Geld will niemand sein Leben aufs Spiel setzen.“

Etwa zehn Prozent des Moschus auf dem Weltmarkt fließt in Parfumflakons. Allein für die exquisiten Wohlgerüche Frankreichs lassen pro Jahr 1600 Moschustiere ihr Leben. Derzeit erwägt die Europäische Union, Importe aus Rußland auszusetzen.

Deutsche Hersteller begnügen sich längst mit synthetischen Ersatzaromen, da ihnen der Naturstoff zu teuer geworden ist. Zwar geht der Moschusverbrauch auch französischer Duftmischer allmählich zurück, doch wollen manche Traditionsfirmen nicht an der Rezeptur ihrer Klassiker rütteln. Nach Angaben des WWF verwenden unter anderen die Firmen Guerlain, Chanel und Rochas Naturmoschus.

Bei weitem die wichtigsten Abnehmer des Duftstoffs sind jedoch die Fabrikanten traditioneller asiatischer Arzneimittel. Allein China soll jährlich 500 bis 1000 Kilogramm verarbeiten.

Die duftenden Huftiere teilen damit das Schicksal zahlloser seltener Arten, die ihr Dasein pulverisiert in chinesischen Apotheken beschließen. Um der Gesundheit ihrer ostasiatischen Nachbarn willen plündern die Russen derzeit auch ihre Ginsengvorkommen, an den Küsten sammeln sie die letzten Seegurken ein. „Dieser Markt ist ein Faß ohne Boden“, stöhnt Waisman.

Zwar nutzt die chinesische Heilkunde fast alles, was kriecht, flucht und grünt, doch zählt Moschus zu ihren bevorzugten Ingredienzen. Verarbeitet zu Pillen und Pflastern, soll er allerlei Beschwerden von Herz, Nerven und Atemwegen kurieren – und, natürlich, die Libido stärken.

ALEXANDRA RIGOS









## Prominente Alzheimer-Patienten



Fußballtrainer Schön (1990)



Schauspieler Hayworth (1941)



US-Präsident Reagan (1988)

MEDIZIN

# Lange Reise in die Nacht

Die „Alzheimer-Krankheit“, eine mysteriöse Rückbildung des Gehirns, fordert immer mehr Opfer. Ein neues Buch schildert das Leiden in allen seinen Aspekten und erweist seinem Entdecker Alois Alzheimer die Ehre.

Die Erinnerung“, so tröstete sich der Dichter Jean Paul, sei das „einzige Paradies, woraus wir nicht vertrieben werden können“. Da irrte sich der Romantiker, denn das Gedächtnis wird von Nervenzellen hervorgebracht. Die sind sterblich, schon zu Lebzeiten.

Wer an der „Alzheimer-Krankheit“ leidet, in Deutschland etwa eine Million Menschen, der büßt jeden Tag viele Millionen Nervenzellen ein. Das Leiden ist eine schwere, ständig fortschreitende, unheilbare Hirnleistungsschwäche. Am Ende hat das Gehirn, eine Ansammlung von rund 100 Milliarden Nervenzellen, oft nur noch ein Drittel seines ursprünglichen Volumens.

Die mysteriöse Degeneration bewirkt eine Krankheit des Vergessens, eine lange Reise in die Nacht. Erst schwindet das Gedächtnis für neue Erlebnisse, bald auch die Erinnerung an alte Zeiten. Aufmerksamkeit und Interesse lassen nach. Wer ein Hobby hat, der läßt es friedlich einschlafen. Anfangs leiden nur die etwas komplizierteren Leistungen – lesen, schreiben, Geld zählen –, nach einigen Jahren jedoch ist der Alzheimer-Patient unfähig, einen Hosenkноп zu schließen, den Löffel zum Mund zu führen oder seinen Namen zu nennen.

Wie ein „Kabelbrand“, so beschreibt Michael Jürgs, 54, die Situation, zerstört

die Krankheit das Gehirn, „macht aus dem Hirn einen Friedhof“. Der Sachbuchautor, früher Chefredakteur des „Stern“: „Alzheimer-Patienten werden im letzten Stadium ihrer Krankheit zu lebenden Leichen.“

In dieser Woche erscheint Jürgs' umfangreicher Bericht über seine „Spurensuche im Niemandsland“\*. Der Autor schildert die vielfältigen Aspekte des Leidens (siehe Auszüge Seite 164) und verknüpft diese mit Leben und Werk des bayerischen Arztes Alois Alzheimer (1864 bis 1915). Dieser Psychiatrie-Professor war jahrzehntelang nur wenigen Insidern ein Begriff. Seit Anfang der achtziger Jahre, als sich in den USA die Alzheimer-Fälle häuften, geht sein Name um die Welt. Er ist heute so bekannt wie Diesel, Röntgen oder Beckenbauer, die anderen berühmten Deutschen.

Auch die nach Alzheimer, dem trinkfesten Bayern, benannte Krankheit hat Konjunktur. Weil in den Ländern der westlichen Welt, aber

auch in China und Japan, immer mehr Menschen immer älter werden, steigt die Zahl der Alzheimer-Patienten weltweit an.

Die Krankheit trifft vor allem Menschen über 65. Bis heute vermag niemand verlässlich zu sagen, was die Ursache des Leidens ist und wie man es erfolgreich behandeln kann. Zwar sorgte in der vergangenen Woche die irische Pharmafirma Elan für Aufsehen: Sie will erstmals einen Impfstoff gegen die Alzheimer-Krankheit an Menschen testen. Doch daß sich das Nervensterben im Hirn auf diese Weise wirklich verhindern läßt, halten die meisten Experten für unwahrscheinlich.

Bisher kann nicht einmal die Diagnose zu Lebzeiten des Patienten mit Sicherheit gestellt werden; erst die Sektion des erkrankten Gehirns nach dem Tod des Patienten bringt Gewißheit.

Bisher müssen sich die Mediziner darauf beschränken, durch den Ausschuß aller anderen Krankheiten, die gleichartige Symptome hervorrufen, das 1906 erstmals beschriebene Krankheitsbild der „eigenartigen Erkan-



Nervenarzt Alzheimer

\* Michael Jürgs: „Alzheimer – Spurensuche im Niemandsland“. List Verlag, München; 352 Seiten; 39,80 Mark.



# Zerstörte Innenwelt

In seinem Buch berichtet Michael Jürgs von seinen Begegnungen mit Ärzten und Alzheimer-Kranken. Auszüge:

*Unrast ist charakteristisch für Alzheimer-Kranke. Ein neuartiges Pflegeheim kommt dem Bewegungsdrang der Patienten entgegen:*

Die krankheitstypische Ruhelosigkeit der Alzheimer-Patienten hat vor ein paar Jahren den amerikanischen Architekten David Hoglund auf eine naheliegende Idee gebracht, als er den Auftrag zum Bau eines Pflegeheims speziell für Alzheimer-Patienten bekam. In einem kurzen Satz: Wenn die unbedingt laufen wollen, muß man ihnen Platz zum Laufen geben. Logisch.

Das Ergebnis seiner Überlegungen, ein großzügig und weitflächig angelegter Gartenpfad, ist Teil der Therapie geworden, wird inzwischen als beispielhaft gepriesen und, wo immer es geht, nachgebaut.

So entfällt das nicht nur bei Alzheimer-Kranken übliche Festbinden in Betten und Rollstühlen oder das

Ruhigstellen durch Psychopharmaka, die vorübergehend Erleichterung schaffen, aber auf Dauer nur dem meist überforderten Personal helfen, nicht den Patienten.

Hoglund plante von Anfang an große freie Flächen auf dem Gelände von Woodside Place, auf dem sich Patienten bewegen konnten, ohne von Türen, Treppen, Wegkreuzungen, Wänden aufgehalten zu werden.

„The Wandering Problem“, wie Psychiater es nennen, definiert die merkwürdige Tatsache, daß Alzheimer-Kranke unentwegt ihrer zerstörten Innenwelt entfliehen wollen, in der die Bedeutung von Wörtern und Bildern abgestorben ist. Umschreibt Fluchtversuche aus dem Gefängnis, in dem sie sich eingeschlossen fühlen. Sie versuchen offensichtlich laufend, etwas Unausprechliches zu finden, aber was das sein könnte, scheint ihnen entfallen zu sein.

*Der deutsche Klinikalltag für Alzheimer-Kranke sieht trostlos aus. Jürgs fordert Reformen:*

In den normalen Endlagern sitzen, Gegebenenfalls festgezurrt in Rollstühlen, Demenzkranke wie auf einer Schnur aufgereiht und warten. Worauf sie warten, wissen sie selbst nicht. Vielleicht hoffen sie auf Besuch, aber ihnen zu erklären, daß keiner mehr kommen wird, ist sinnlos. Das können sie nicht mehr begreifen.

Neunzigjährige freuen sich kindisch auf ihre Eltern, und es ist nicht hilfreich, ihnen mit der normativen Kraft des Faktischen zu widersprechen. Vernünftige Argumentation verwirrt sie und macht sie aggressiv. Herablassen-

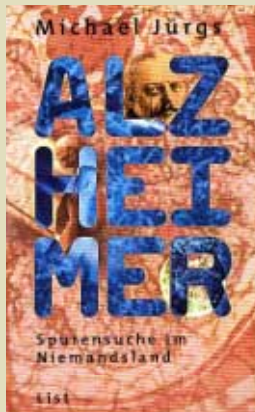
de Sätze wie: Erinnern Sie sich denn nicht? sind deshalb blödsinnig.

Regisseure in solchen Verwahranstalten tragen weiße Kittel und ihre Autorität wie eine Monstranz vor sich her. Kritik an ihren Auftritten ist nicht erwünscht. Was soll gesunder Menschenverstand bei geistig Kranken noch bewirken?

Der Deutsche an sich überläßt außer Steuern gern alles dem Staat.

Mein Vorschlag, daß jene, die mehr als alles haben, zum Beispiel für ein, zwei, drei Jahre die Finanzierung einer Pflegestation oder das Jahresgehalt einer Krankenschwester übernehmen könnten, mag irre sein.

Aber es geht um Irre. Ist nicht die Vorstellung, sie bis zum späten Tod einfach vor sich hin dämmern zu lassen, viel irrer?



*Gewöhnlich landen Alzheimer-Patienten am Ende ihres Lebens in der „Verwahr-Psychiatrie“. Doch es gibt Ausnahmen:*

An einem regnerischen Tag betrete ich das Pflegeheim „De Bleerinc“ im holländischen Emmen und stehe statt in der Eingangshalle auf einem Dorfplatz. Es riecht nach Leben und nicht nach Vergänglichkeit, nach Kakao, nach Haarspray und nach feuchter Erde.

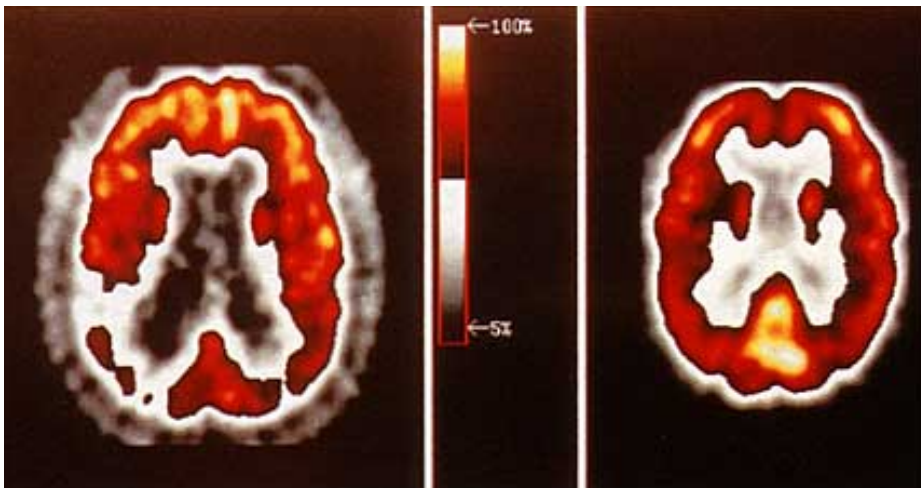
Rechts von mir die Auslage eines Friseursalons, daneben ein Restaurant. Auf der kleinen Terrasse eines Cafés schlürfen Gäste aus großen Tassen. Ein paar Meter hinter mir ein Supermarkt, Magazine und Tageszeitungen in einem Ständer an der Tür, vor mir eine Parkbank, ein Baum und ein Blumengeschäft, links eine Fußgängerzone mit Passanten. Verwirrend. Ich bin soeben durch das gläserne Portal von draußen gekommen und bin schon wieder draußen.

„Wir spielen hier täglich ein Stück“, bestätigt Piet Schievink, „wie im Theater. Dies alles gehört dazu“, und er bezieht mich in seine weit ausholende Handbewegung ein. De Bleerinc ist zwar ein Dorf, aber keines, das unter freiem Himmel liegt. Ein Dorf unter einem einzigen großen Dach, ein Dorf mit festen Außenwänden und Fenstern. Die ganze Welt ist eine Bühne, steigt aus der Tiefe meines Hippokampus ein Gedanke auf, der bei allen Lebenslügen gut ist für eine passende Bemerkung.

Piet Schievink, Lockenkopf und randlose Brille über müden Augen, ist in der Leitung des Heims für die Abteilung Pflege verantwortlich. Er wundert sich überhaupt nicht, daß ich verwirrt bin. Das geht allen Besuchern so, die zum erstenmal De Bleerinc betreten, sagt er, alle überfällt dieses merkwürdige Gefühl, daß Drinnen wie Draußen und Draußen wie Drinnen ist.

Für Momente sind dann die von draußen so verwirrt wie die drinnen. Allerdings nur für Momente. Die anderen für immer. Wie es denen in ihrem Inneren ergeht, weiß keiner. Noch nie ist ein Patient aus dem Zwischenreich der verloschenen Erinnerungen wieder entlassen worden und hat von den Stationen seiner Reise erzählen können.





**Alzheimer-Diagnose mit Tomograph\*:** „Ein Kabelbrand macht das Hirn zum Friedhof“

kung der Hirnrinde“ (Alzheimer) zu diagnostizieren. Sehr gute Nervenkliniken erreichen dabei eine Verlässlichkeit von rund 90 Prozent.

Im alltäglichen Sprachgebrauch ist der Begriff „Alzheimer“ mittlerweile inflationär; er steht für Vergeßlichkeit, an der man schuldlos ist. Patienten, deren Hirnleistung von Natur aus oder durch ein Dutzend unterschiedlicher Krankheiten (darunter Durchblutungsstörungen, chronische Vergiftungen und Diabetes) eingeschränkt ist, wünschen sich als Diagnose lieber einen „Morbus Alzheimer“ als die gewöhnliche „Verkalkung“. Alzheimer ist kein Tabu, im Gegenteil.

Daß Berühmtheiten wie der amerikanische Ex-Präsident Ronald Reagan, der ehemalige Fußball-Nationaltrainer Helmut Schön oder die US-Schauspielerinnen Rita Hayworth von der Alzheimer-Krankheit heimgesucht wurden, führt dazu, den „unaufhaltsamen Hirnchwund“ (Jürgs) auch Verstorbenen zuzuschreiben, die an anderen Krankheiten litten.

Der SPD-Zuchtmeister Herbert Wehner, 1990 im Alter von 83 Jahren völlig verwirrt gestorben, war jahrelang schon zuckerkrank, ein Leiden, das die kleinen Blutgefäße des Gehirns ruiniert („Mikroangiopathie“). Er wird, ebenso wie mancher Boxer, zu Unrecht den Alzheimer-Kranken zugerechnet.

Für das Hirnleiden bringen auch die Mediziner seit rund einem Jahrzehnt lebhaftes Interesse auf. Es gibt eine wissen-

schaftliche Alzheimer-Gesellschaft, diverse von Ärzten begleitete Selbsthilfegruppen und sogar ein Alzheimer-Museum samt Tagungsstätte im fränkischen Marktbreit. In dem kleinen Ort nahe Würzburg ist Aloysius (so heißt er noch im Taufregister) Alzheimer als zweiter Sohn eines königlich-bayerischen Notars geboren worden.

Der Frankfurter Psychiater Konrad Maurer und seine Ehefrau Ulrike haben Alzheimers Geburtshaus mit Beistand der Pharmafirma Lilly (die an Psychopharmaka, darunter der Glückhilmacher „Fluc-



**Alzheimer-Patienten in Pflegestation:** „Krankheit des Jahrhunderts“

tin“ alias „Prozac“, gut verdient) gerettet und renoviert. Konrad Maurer, der sich der Alzheimer-Krankheit auch wissenschaftlich widmet, gilt als bester Kenner der Vita des großen Kollegen Alzheimer.

Der Mann wird von allen Zeitzeugen als integer und besonnen, frei von Eitelkeit und Gschafthuberei, geschildert. Von Jugend an galt seine Leidenschaft den Naturwissenschaften. Er botanisierte, färbte und mikroskopierte. Sein Medizinstudium absolvierte er in acht Semestern.

Danach war Alzheimer zwischen Mai und Oktober 1888 „Reisebegleiter“ einer „geisteskranken Dame“. Wer die Geheim-

nisvolle war, wohin die Reise ging und wie sie endete, konnte auch Rechercheur Jürgs 110 Jahre später nicht mehr herausfinden. Ob sich hinter der Patientin, wie manche Alzheimer-Kenner vermuten, die spätere Ehefrau Cecilie verbarg?

Michael Jürgs, der bereits auflagenstarke Sachbücher über Romy Schneider und Axel Springer verfaßt hat, ist es gelungen, die Herkunft von Cecilie bis nach Amerika zu verfolgen. Dort war sie mit einem reichen jüdischen Kaufmann verheiratet. Der starb, nach Deutschland zurückgekehrt, an „Demenz“, heute „Hirnleistungsschwäche“ genannt – zu Alzheimers Zeiten schlicht „Verblödung“. Alzheimer selbst nannte sich sein Leben lang „Irrenarzt“. Das war in der Kaiserzeit ein akademischer Titel.

Der brave Katholik Alzheimer heiratete die jüdische Witwe und führte mit ihr eine glückliche Ehe. Sie brachte ein Vermögen von rund 2,4 Millionen Goldmark in den Lebensbund ein, nach heutiger Kaufkraft gut 40 Millionen Mark. Die Mitgift erlaubte dem Irrenarzt ein sorgenfreies Forscherleben, erst als Assistenzarzt in Frankfurt, dann als unbezahlter Privatdozent, später als Professor in München. Seine Enkel, von Jürgs befragt, wohnen noch immer in Alzheimers Villa an einem oberbayerischen See.

Alzheimers sorgsame, stets an den naturwissenschaftlichen Gegebenheiten orientierte Forschung trug bald Früchte.

Aus den Tiefen des Frankfurter Klinikordners hat der Psychiater Maurer vor drei Jahren die Krankenakte der Auguste D. ans Licht geholt und in seinem eigenen Alzheimer-Buch dokumentiert\*\*.

Auguste D. ist die erste Patientin, an der Alzheimer die neue Form der Demenz diagnostizierte.

Die Patientin, über Ort, Zeit und Situation nicht orientiert, bot ein Bild des Elends. Sie verbrachte fünf Jahre in der Frankfurter „Anstalt für Irre und Epileptische“. Als sie 1906 starb, „allgemein verblödet“ und „völlig stumpf“, zeigte das von Alzheimer sezierte Gehirn einen „eigenartigen Krankheits-

prozeß“: Die Hirnrinde war weitgehend verschwunden, in den übriggebliebenen Nervenzellen hatte sich ein „pathologisches Stoffwechselprodukt“ eingelagert. Alzheimer damals: Nur die Fortsätze der Nervenzellen „überdauern den Untergang“.

Als Alois Alzheimer seinen Befund bei der 37. Versammlung Südwestdeutscher Irrenärzte am 3. November 1906 in Tübingen vorstellte, ahnte er nicht, daß er die „Krankheit des Jahrhunderts“ (so das „Deutsche Ärzteblatt“) entdeckt hatte. Auch seine Kollegen blieben gelassen. Es gab nach Alzheimers Vortrag, so vermerkt das Protokoll, „keine Diskussion“.

HANS HALTER

\* Positronenemissionstomogramm zweier Patienten mit verminderter (links) und normaler (rechts) Hirndurchblutung; diese Untersuchung gibt einen Hinweis auf eine Alzheimer-Erkrankung, gilt jedoch nicht als eindeutiger Beweis.

\*\* Konrad und Ulrike Maurer: „Alzheimer. Das Leben eines Arztes und die Karriere einer Krankheit“. Piper Verlag, München 1998; 320 Seiten; 39,60 Mark.



FOTOS: H. MÜLLER-ELSNER / AGENTUR FOCUS

Neuer Schnellzug „Metropolitan“, Innenraum: Welcome-Drink auf Birnbaumholz

EISENBAHN

## Duft der Chefetage

Der Luxuszug „Metropolitan“ fährt von August an zwischen Hamburg und Köln. Sein Ziel erreicht er schneller als der Intercity. Mit feinstem Mobiliar soll er Vielflieger anlocken.

**V**ollautomatisch erwacht der Zug der neuen Zeit. Mitten in der Nacht, lange bevor Lokführer und Crew ihren Dienst antreten, trifft die Technik Reisevorbereitungen. Fühler messen die Temperatur und aktivieren Heizung oder Klimaanlage; die Bordpneumatik checkt die Bremsen.

Bisher sind es nur Testfahrten, zu denen der neue Luxuszug namens „Metropolitan“ aufbricht. Bereits mehrfach wurde der fahrplanmäßige Einsatztermin aus Furcht vor Pannen verschoben. Anders als beim ICE-Start im Juni 1991, als über-schwappende Bordtoiletten die Premierenstimmung trübten, soll diesmal alles glattlaufen.

Vom 1. August an wird der Metropolitan, betrieben von der gleichnamigen Tochtergesellschaft der Deutschen Bahn, Hamburg mit den Rhein/Ruhr-Großstädten Essen, Düsseldorf und Köln verbinden. Als Kunden hat die Bahn vor allem Geschäftsleute im Visier, die diese Strecken bisher fliegend zurücklegten, weil ihnen die Schienen-Alternative zu langsam und zu unkomfortabel war.

Der Metropolitan meistert die Distanz Hamburg-Essen in zweieinhalb Stunden. Kein Linienflugpassagier gelangt so schnell von Zentrum zu Zentrum. Auch die Zeiten nach Düsseldorf (drei Stunden) und Köln (drei Stunden, 20 Minuten) lassen die Luft-hansa kaum attraktiver erscheinen.

Erreicht wird der Zeitgewinn gegenüber dem Intercity, der auf den besten Verbindungen vier Stunden von Hamburg nach

Köln benötigt, nicht durch Raserei, sondern schlicht durch den Verzicht auf weitere Haltepunkte. An den Flachland-Metropolen Bremen, Osnabrück und Münster zischt der neue Superzug achlos vorbei.

Nicht exotische Technik – der Metropolitan erreicht eine Spitzengeschwindigkeit von 220 km/h –, sondern höchster Komfort zeichnet das neue Schienengefährt aus. Auf luftgefederten Drehgestellen von Fiat schweben die Waggons, deren Einrichtung einer Senator-Lounge der Luft-hansa in nichts nachsteht, auf den Gleisen dahin.

Der Metropolitan hat nur eine Klasse – die allerdings weit über der ersten Klasse des ICE rangiert. Die Sitze sind durchgehend mit schwarzem Leder bezogen und duften schwer nach Chefetage. Feiner, dunkelgrauer Teppichboden und eine schallschluckende Metall-Netzstruktur an der Decke ordern die gediegene Atmosphäre.

Jeder Sitzplatz verfügt über eine 220-Volt-Steckdose. Die Tische und Klapptabletts aus mehrschichtigem, hellem Schweizer Birnbaumholz, maßangefertigt von den Deutschen Werkstätten Hellerau in Dresden, tragen an den Kanten schwarze Lederstreifen, um Laptops oder Speisen vor dem Absturz zu schützen.

Die sieben Wagen des Zugs sind in drei Bereiche gegliedert. Fünf Wagen bilden die Zonen „Office“ und „Club“. Dort erleich-

tern Funkverstärker das Telefonieren mit Handys, vis-à-vis angeordnete Sitze ermöglichen Konferenzen. Im „Club“ sind zudem Videogeräte mit Mini-Bildschirmen erhältlich. Zwei Wagen bilden den „Silence“-Bereich, in dem Handys und Laptops ausgeschaltet bleiben müssen. Statt dessen werden Kissen, Decken und Ohrstöpsel gereicht.

Menüs und alkoholfreie Getränke werden wie im Flugzeug am Platz serviert und sind im Fahrpreis enthalten. Die einfache Fahrt von Hamburg nach Köln kostet 180 Mark, ist also um 12 Mark billiger als im langsameren Intercity erster Klasse. Lediglich Bahncard-Inhaber fahren konventionell billiger. Statt der sonst üblichen Fahrpreis-Halbierung zahlen sie im Metropolitan nur einen auf 135 Mark reduzierten Tarif.

Die Preispolitik des deutschen Schienenunternehmens, seit je ein labyrinthisches Manifest, wird somit um eine weitere Ausnahmeregelung angereichert.

Wie im französischen Hochgeschwindigkeitszug TGV dürfen im Metropolitan nur Passagiere mitreisen, die vorher reser-

viert haben. Zu Stoßzeiten werden also keine Überfüllungen auftreten, die in Fernzügen zuweilen die Atmosphäre eines Viehtransports entstehen lassen.

Gerade die anvisierte Klientel von Geschäftsleuten, sagt Metropolitan-Geschäftsführer Stefan Karl Eishold, 34, soll in dem neuen Zug nichts erleben, was sie sonst mit dem Schienen-

verkehr übel assoziiert: „Fliegen wird noch immer als cooler und schicker empfunden – das wollen wir ändern.“ Die Fahrkartenkontrolle etwa sei stets „ein negatives Service-Erlebnis“. Sie soll im Metropolitan mit einem „Welcome-Drink“ kombiniert werden.

Laut Eishold wird das Projekt schon bei einer Auslastung von 50 Prozent schwarze Zahlen schreiben. Eine optimistische Schät-

**„Fliegen wird noch immer als cooler und schicker empfunden – das wollen wir ändern“**





zung; denn der schicke Luxuszug ist für die Betreiber in jeder Hinsicht kostspielig. Allein die Entwicklungs- und Herstellungskosten der ersten beiden Züge beliefen sich auf 55 Millionen Mark. Pro Lokomotive kommen weitere 10 Millionen hinzu. Damit ist der Metropolitan über 10 Millionen Mark teurer als ein gleichlanges Exemplar der jüngsten Schnellzug-Generation ICE-T, die technisch sogar etwas anspruchsvoller ist, weil sie über Pendolino-Systeme für schnellere Kurvenfahrt verfügt.

Hergestellt wird der silberne Business-Gleiter in einem ehemaligen DDR-Betrieb, einst gut 3000 Mann stark und Lieferant von Kühlwagen für die sowjetische Bahn. Die heutige Fahrzeugtechnik Dessau gilt mit etwa 190 Angestellten inzwischen als erstklassige Adresse für anspruchsvolle Kleinaufträge. Metropolitan-Cheftechniker Holger Hansen, 49, lobt den Betrieb in Sachsen-Anhalt gar als „Porsche des Eisenbahnbaus“.

Ein weiterer Kostenfaktor wird der hohe Personaleinsatz sein, der den neuartigen Komfort an Bord sicherstellen soll. Bei voller Besetzung kellnern neun Mitropa-Angestellte. Auch eine Putzkraft fährt über die gesamte Strecke mit.

Schon vor dem Start mußte die Belegschaft vorübergehend um einige weitere Mitarbeiter aufgestockt werden. Wachmänner mit Schäferhunden pirschen im Schichtbetrieb um das Abstellgleis in Hamburg-Eidelstedt, wo das erste Exemplar des Metropolitan derzeit parkt.

Kaum war der silberne Gleiter angekommen, lockte sein makelloses Bleckkleid nächtliche Graffiti-Künstler an. Am Morgen darauf waren drei Wagen besprüht.

Mühevoll schrubbten die Reinigungskräfte das kunterbunte Kunstwerk ab, das nicht so recht zum graziösen Erscheinungsbild des neuen Business-Express passen wollte. „Für sich genommen“, meint Cheftechniker Hansen jedoch respektvoll, „war es gut gemacht.“

CHRISTIAN WÜST

## ARCHÄOLOGIE

# Mobile Kunst

Gab es auch in Deutschland steinzeitliche Höhlenmalerei?  
Ein Fund auf der Schwäbischen Alb sorgt für Verwirrung.

**A**ls die Tübinger Archäologen Nicholas Conard und Hans-Peter Uerpmann letzten Montag ihren kleinen Alu-Koffer öffneten, hielten 50 angereiste Journalisten den Atem an. Eine Sensation war angekündigt worden: der „erste überzeugende Nachweis“ dafür, daß auch in Deutschland Steinzeitmenschen ihre Höhlenwände mit Gemälden schmückten.

Gab es auch auf der Schwäbischen Alb eine Grotte Chauvet, in der Löwen, Wisente, Mammute und Nashörner von den Wänden leuchteten? Sekunden später die Enttäuschung: Kaum größer als ein Butterkeks ist das Steinfragment, das die Forscher bei Ausgrabungen in der Hohle-Fels-Höhle bei Schelklingen fanden. Darauf zu erkennen sind lediglich zwei Reihen roter Doppelpunkte. Die könnten, so behaupteten Conard und Uerpmann, vor 13 000 Jahren einmal Teil eines größeren Wandgemäldes gewesen sein.

Doch das zu beweisen dürfte den Forschern kaum gelingen. Denn obwohl sich fast alle Gelehrten darüber einig sind, daß es auch in Deutschland Höhlenmalerei gegeben haben muß – die Versuchung, sich auf den Wänden zu verewigen, dürfte auch für Steinzeitmenschen hierzulande groß gewesen sein –, könnte das nur eine Zeichnung, die sich noch auf einer Wand befindet, endgültig belegen. Davon aber fehlt bis heute jede Spur.

Zwar ergab eine geologische Untersuchung des neuen Fundes, daß der Stein aus der Wand der Hohle-Fels-Höhle stammen muß. Kanten und Rückseite weisen zudem darauf hin, daß er aus einem größeren Stein herausgebrochen ist. Doch, so räumen selbst die Entdecker ein, es wäre durchaus denkbar, daß zunächst ein nacktes Felsfragment aus der Höhlenwand fiel. Erst Jahre später wurde dieses bemalt – und irgendwann brach es entzwei.

Für diese Theorie spricht vor allem das Motiv „Doppelpunkte“, so die Archäologin und Leiterin des Urgeschichtlichen Mu-

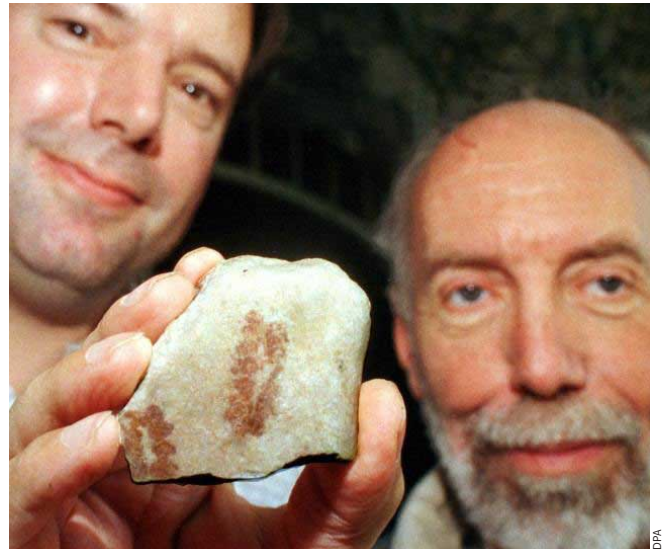
seums in Blaubeuren, Anne Scheer, „sind in dieser Region typisch für kleine mobile Kunstgegenstände.“

Tatsächlich wurde in einer Höhle im Altmühltal ein eindeutig nicht aus der Wand stammendes Steinfragment gefunden, das in Motiv, Maltechnik und Stil frappierende Ähnlichkeiten mit dem neuesten Fundstück aufweist.

Schon früher hatten Wissenschaftler gehofft, auf der Alb Hinweise auf Wandkunst gefunden zu haben. Vor zehn Jahren entdeckte der inzwischen verstorbene Archäologe Joachim Hahn ein Stück Stein, auf dem ein schwarzes „V“ zu sehen war. Nach neuesten Untersuchungen ist Hahns Nachfolger Conard jetzt davon überzeugt, daß es sich dabei wohl doch nur um eine natürliche Musterung des Steins handelt.

Warum die Archäologen in Deutschland vergebens suchen, während in Frankreich und Spanien eine prächtig verzierte Höhle nach der anderen entdeckt wird, darüber läßt sich nur spekulieren.

Viele Experten machen vor allem das feuchte Höhlenklima in Deutschland verantwortlich, das Wände und Decken – und damit auch mögliche Gemälde – frühzeitig abbröckeln läßt. Denkbar wäre aber auch, daß andere Kunstrichtungen bei den schwäbischen Steinzeitmenschen einfach beliebter waren.



**Archäologen Conard, Uerpmann mit verziertem Steinfund**  
Von der Wand gefallen?

„Weil Deutschland dünner besiedelt war als Frankreich“, so Archäologin Scheer, „waren die Menschen hierzulande weniger seßhaft. Zwischen ihren Wanderungen lebten sie jeweils nur für wenige Wochen oder Monate in einer der Höhlen hier. Mobile Kunst, die sie mit sich tragen konnten, war ihnen deshalb möglicherweise einfach wichtiger als Wandmalerei.“

Und so stammen die ältesten und schönsten Elfenbeinschnitzereien Europas aus den Höhlen der Schwäbischen Alb.

VERONIKA HACKENBROCH





KUNST

## Nierentisch mit Tannenbaum

Als malender Hexenmeister, der Triviales und Übersinnliches in Aschimmernde Farb-Ergüsse taucht, ist Sigmar Polke, 58, weltberühmt. Jetzt klappt der Laborant seine Rezeptbücher auf: Von Freitag dieser Woche an zeigt er (bis 17. Oktober) in der Hamburger Kunsthalle Kladden, Mappen und Einzel-„Arbeiten auf Papier“ der frühen Jahre 1963 bis 1974. Die 200-Werke-Auswahl war vorher im Museum of Modern Art in New York zu sehen, treffend angekündigt als „Zugang zu einem erstaunlichen Geist in Bewegung“, von Kritikern nicht ohne Skepsis als „angeschwollener Bewußtseinsstrom“ (so „Time“) bewertet. Tatsächlich bricht eine Flut durcheinanderwirbelnder Bildeinfälle auf den Betrachter herein. Neben winzigen Blättchen werden Fünfmeter-Formate dahergeschwemmt, virtuoser Pinselschwung wechselt mit trockenen Kugelschreiberkrakeln, und die Pop-Attitüde scheint sich immer wieder in Drogenräusche zu verflüchtigen. Durchdringend ist der ganze Fundus vom Zeitgeist der



Polke-Gouache „Kuß, Kuß“ (1963)

Nierentische und des Kalten Kriegs imprägniert: Mal prangt eine flotte Tannenbaum-Gouache vor damals modischer Mosaik-Tapete, mal mahnt eine Strichzeichnung „Dein Päckchen nach drüben“ an. Doch mit „Kuß, Kuß“ werden Polke-Fans auch herzlich abgeschmatzt.



Polke-Gouache „Reiher“ (1968)

EXPO 2000

## „Mehr rein als raus“

Tom Stromberg, 39, Kulturchef der Weltausstellung in Hannover, über den umstrittenen Expo-Jingle der Gruppe Kraftwerk

**SPIEGEL:** Herr Stromberg, Sie haben bei Kraftwerk eine kurze Erkennungsmelodie für die Expo 2000, einen sogenannten Jingle in Auftrag gegeben – zum Preis von 400 000 Mark. Wär's nicht billiger gegangen?

**Stromberg:** Das ist eine sehr populistische Frage. Zunächst mal: Kraftwerk hat einen Jingle komponiert von sechs- bis vier Sekunden Länge, in sechs verschiedenen Sprachen, und eine Fassung von 15 Sekunden. Das Ganze ist kein Türgong.

**SPIEGEL:** In der Tat: Das Werk soll entstanden sein, als die Kraftwerk-Musiker mit viel Sekt den Expo-Auftrag feierten. Einem wurde schlecht; er sprach die goldenen Worte „Expo 2000“, so heißt es, über eine Kloschlüssel gebeugt aus, das

wurde mitgeschnitten und diente als Grundlage des Jingles.

**Stromberg:** Das ist völliger Unsinn. Kraftwerk benutzt keine menschlichen Stimmen.

**SPIEGEL:** Jedenfalls will der NDR, immerhin Medienpartner der Expo, das



Stromberg

Werk nicht im Radio spielen, und Bundeskanzler Schröder meint: „Dafür hätte ich nicht soviel Geld ausgegeben.“

**Stromberg:** Das sagt sich so locker dahin. Kraftwerk hat als Pionier der elek-

tronischen Musik Weltgeltung und damit ihren Preis. Im übrigen kann ich zur Beruhigung beitragen: Es kommt hier eher mehr Geld für die Expo rein als ausgegeben wird.

**SPIEGEL:** Wofür braucht die Expo überhaupt einen Jingle?

**Stromberg:** Er dient als akustisches Erkennungszeichen, für Telefonwarteschleifen, als Ankündigungston, Pausenzeichen. So etwas gibt es heute überall: Zum Beispiel läuft im Pariser Flughafen vor Durchsagen ein prägnanter Erkennungston. Und was den Preis betrifft: Auf dem Markt werden ganz andere Summen gezahlt.

**SPIEGEL:** Dann sind Sie fast billig davongekommen?

**Stromberg:** Ich schmeiße kein Geld zum Fenster raus. Aber bei der Expo wird man nicht dafür bezahlt, daß man immer vorsichtiger wird.

**SPIEGEL:** Sie suchen die Provokation?

**Stromberg:** Natürlich braucht die Expo Diskussionen, sonst verkauft man keine 40 Millionen Tickets. Wenn einfach nur irgendwer einen Ping komponiert hätte, hätte das keinen interessiert. Jetzt wollen alle das Ding hören.

## LITERATUR

## Köder für den Alten

Fast alle haben ihren Beitrag zum Jubiläumsjahr schon abgeliefert. Aber selbst jetzt, wenige Wochen vor dem 250. Geburtstag Goethes am 28. August, ist der Buchmarkt noch für Überraschungen gut. Wer hätte einem Gegenwartserzähler zugetraut, den scheinbar allzu bekannten Geheimen Rat von einer ungeahnten Seite zu zeigen? Henning Boetius, 60, gelernter Germanist und seit Jahren mit sauber recherchierten Romanen aus der klassischen Zeit erfolgreich, hat sich den letzten auswärtigen Besucher genauer angesehen, der im März 1832 das Haus am Weimarer Frauenplan betrat. Es war ein Sohn der schwärmerischen Romantikerin Bettina Brentano, verwitwete von Arnim. Was hatte der 18jährige beim greisen Staatsminister zu suchen? Warum lud Goethe ihn sechs Tage nacheinander zu Tisch?



Weshalb traktierte er das Kind der ihm suspekten Bettina überhaupt so liebenswürdig, daß der junge Mann sich wie ein Diplomat der „Gesandtschaft in Paris“ behandelt fühlte? Boetius vermutet: Siegmund von Arnim

könnte als Köder gekommen sein. Denn Bettina hatte beim Dichterfürsten noch eine Rechnung offen. Vielleicht ahnte sie, daß ihre verstörende Familienschönheit gerade in Gestalt des Sohnes am ehesten wirken mochte. So schickte sie ihn mit einem verwirrend erotischen Empfehlungsbrief nach Weimar.

Mehr erzählen hieße, Pointen zu verraten. Die sind Boetius gut gelungen. Zwar wird niemand mehr herausfinden, wie nahe die beiden ungleichen Gesprächspartner einander wirklich gekommen sind. Aber als verblüffende Hypothese kann sich diese Miniatur, in der nebenbei fast die ganze Lebenswelt des alten Goethe gespiegelt ist, allemal sehen lassen. Ganz Vorsichtigen erklärt der Autor in einem Nachwort, wo die Fiktion anfängt. Und kongenial illustriert ist das feine Spiel mit der Wahrheit auch. Die 16 pfiffigen Lithographien von Johannes Grützke (samt verstecktem Selbstporträt ihres Schöpfers) zeigen den großen Alten, wie ihn noch keiner sah – inmitten der momentanen Goethe-Flut eine tolle Leistung.

Henning Boetius: „Tod in Weimar“. Merlin Verlag, Gifkendorf; 104 Seiten; 32 Mark.



Tim und Struppi

## COMICS

## Tim lebt

Als der Belgier Georges Remi, der sich als Zeichner Hergé nannte, 1983 starb, verkündete die Pariser Tageszeitung „Libération“ auf ihrer Titelseite: „Tim ist tot.“ Das war ein Irrtum: Hergé ist abgetreten, aber sein Comic-Sohn Tim lebt weiter. Zum 70. Geburts-

tag des schmalzlockigen Reporters – der erste Tim-Comic erschien, unter dem französischen Namen Tintin, 1929 in der Kinderbeilage der katholischen Tageszeitung „Le XXième Siècle“ –, bringt jetzt der Hamburger Carlsen Verlag eine 19bändige Hergé-Werkausgabe heraus. Der erste Band der bibliophilen Reihe zeigt vor allem die irrwitzigen Abenteuer von

## Kino in Kürze

„Bulworth“. Wenn einer als Hollywood-Star, Produzent und Vorzeige-Liberaler schon so lange so berühmt ist wie Warren Beatty, dann hat er vielleicht eines Tages einfach die Nase voll von den Zwängen der Political Correctness. So mag er sich die Figur des US-Senators Bulworth ausgedacht haben, der im Wahlkampf seinen Zuhörern statt des üblichen opportunistischen Blablas böse Wahrheiten über das zynisch-korrumpierte Politik-Geschäft zu servieren beginnt – und zwar in provozierend obszönem Rap-Gesang. Die dreiste „Bulworth“-Farce, in der Beatty als Produzent, Koautor, Regisseur und Star auftrumpft, verheddert sich gegen Ende selbst ein wenig in ihren Volten, doch sie ist zweifellos, neben Mike Nichols' „Primary Colors“, die brillianteste Politsatire, die sich Hollywood in den letzten Jahren geleistet hat.

„Long Hello & Short Goodbye“ heißt der Versuch des Regisseurs Rainer Kaufmann, nach biederem Komödien („Stadtgespräch“, „Die Apothekerin“) jetzt einen richtig coolen Film zu machen, einen „Neo-Film noir“. Er engagierte aufstrebende Jungdarsteller (Nicolette Krebitz) und verdiente Theatermimen (Axel Milberg, Sunnyi Melles), ersann ein stimmiges Farbkonzept (mit Goldzahn: Katja Riemann) und wählte Drehorte von zeitloser Eleganz (etwa die SPIEGEL-Kantine). Genützt hat

das alles nichts: Zu manieriert wirkt Kaufmanns Versuch, Ende der Neunziger ein Genre der Vierziger in der Optik der siebziger Jahre wiederzubeleben. So erweist sich die Geschichte um einen aus dem Knast entlassenen Tresorknacker an den (Kunst-)Haaren der Krebitz herbeigezogen, die Dialoge sind schwergängig wie Panzertüren, und ein schwarzer Anzug (wie ihn der von Marc Hosemann gespielte Gangster trägt) rechtfertigt noch nicht die Bezeichnung „Film noir“. Kaufmanns Beitrag zur Schwarzen Serie bleibt blaß und blasiert. Oder sollte das etwa das Neue daran sein?



Krebitz, Hosemann in „Long Hello ...“



BENEFIZ

# „Eine Frau ist eine Frau“

Der Kampf fürs Gute schlägt bisweilen kuriose Wege ein. So hat sich das Bonner Frauen Museum tapfer vorgenommen, die Fördergemeinschaft „WIR ALLE – Frauen gegen Brustkrebs e. V.“ tatkräftig zu unterstützen. Die Museumsfrauen verfielen auf eine entesselnde Idee: Sie schickten prominenten Damen jeweils einen „Symbol BH“, den diese frei gestalten sollten. Die Symbol-Kollektion wird Ende des Jahres für den guten Zweck versteigert. Die ersten Rückmeldungen sind ermutigend: Die Sängerin Nina Hagen schickte ein dezent geblühtes Modell; die Aktrice Iris Berben etwa versah ihr Exponat eigenhändig mit einer Knopf-Kollektion, obwohl sie Sticheleien eigentlich haßt. Die FDP-Politikerin Cornelia Schmalz-Jacobsen flüchtete sich vor der Herausforderung dagegen ins Allgemeingültig-Literarische und kritzelte

angestrengt auf den Brustpanzer: „Eine Frau ist eine Frau – ist eine Frau BLEIBT eine FRAU“. Das schien sich Steffi Graf schon längst klargemacht zu haben. Sie behielt den BH und steckte statt dessen kurzerhand zwei signierte Tennisbälle in einen Umschlag. Die Aktion trägt den treffenden Titel: „Brust-Lust-Frust“.



ACTION PRESS



Berben, BHs von Berben, Hagen

POP

## Plattplanierte Rockhits

Vermutlich gibt es unter den amerikanischen Rockbands der neunziger Jahre keine, die schönere Melodien und trickreichere Texte produziert als Pavement – nur leider haben sich Stephen Malkmus und seine Mitstreiter entschlossen, all ihre Pop-Kunstwerke sogleich wieder selbst zu zerstören: Gruseliger Gitarrenkrach walzt plötzlich wunderbare Sehnsuchts hymnen platt, unvermittelte Stolperrhythmen zerhacken alle Songwriterpoesie. Auf ihrer jüngsten Platte „Terror Twilight“ haben sich die ewigen Studentenrocker nun weitgehend eines Besseren besonnen; und doch zerprügeln sie „Billie“, einen Song mit maximalen Hitqualitäten, abermals durch wüsten Soundgehäcksel. So ist das neue Werk zwar die eingängigste Pavement-Platte seit langem, der Er-

folg beim großen Publikum dürfte den Amerikanern aber weiter versagt bleiben. Malkmus selbst scheint es wichtiger zu sein, daß ihn Musikkritiker weltweit als Guru der munteren Pop-Dekonstruktionsarbeit feiern – schade um seine Melodie-Geniestreiche ist es trotzdem.



Pavement-Musiker

D. KLEMAN / RETNA / INTER-TOPICS

Am Rande

## Klappstuhl-Opfer

Das Berliner Olympiastadion ist in einem beschämenden Zustand. Die Uefa hat bereits gedroht, bei Champions-League-Spielen die Arena nur noch für 15 000 Zuschauer freizugeben, weil es an ausreichend artgerechten Sitzmöbeln fehlt. Alle Sportfreunde haben es deshalb von Herzen begrüßt, daß der Berliner Senat nun neun Millionen Mark für die Anschaffung von 75 000 lichtgrauen Klappsitzen bereitstellt. Diese Bestuhlungs-Problematik geht uns, burschikos formuliert, total am Gesäß vorbei, nicht aber die finanzpolitische Grätsche, mit der die Berliner die Millionen aufgetrieben haben. Sechs der neun Millionen, so raunen Insider, waren nämlich eigentlich für die dringende Sanierung von Dach, Gesimsen und Schnürboden der Volksbühne vorgesehen, Heimstatt der Theater-Berserker Castorf und Schlingensiefel, die mit allerlei orgiastischen Aufführungen viel Unruhe in die Berliner Politik getragen haben.

In den Zeiten knapper Kulturkassen, so lernen wir, muß die Phantasie ganz neue Bahnen gehen: Was der eine bekommt, das ist dem anderen genommen. Ein aufwendiges Szenenbild kann ein Museum die Sanierung des Lokus kosten, tausend neue Jugendbücher für die Stadtbibliothek eliminieren einen Verdi-Opernabend. Wollt ihr Stadtschreiber oder Stadtteilstefte? Jedes Kunstwerk wird unter dem Diktat der Rotstifte zum Tod eines anderen. Das Schöne – Rainer Maria Rilkes Elegie bekommt einen neuen Sinn – ist nichts als des Schrecklichen Anfang. Finanznot lehrt neu interpretieren.

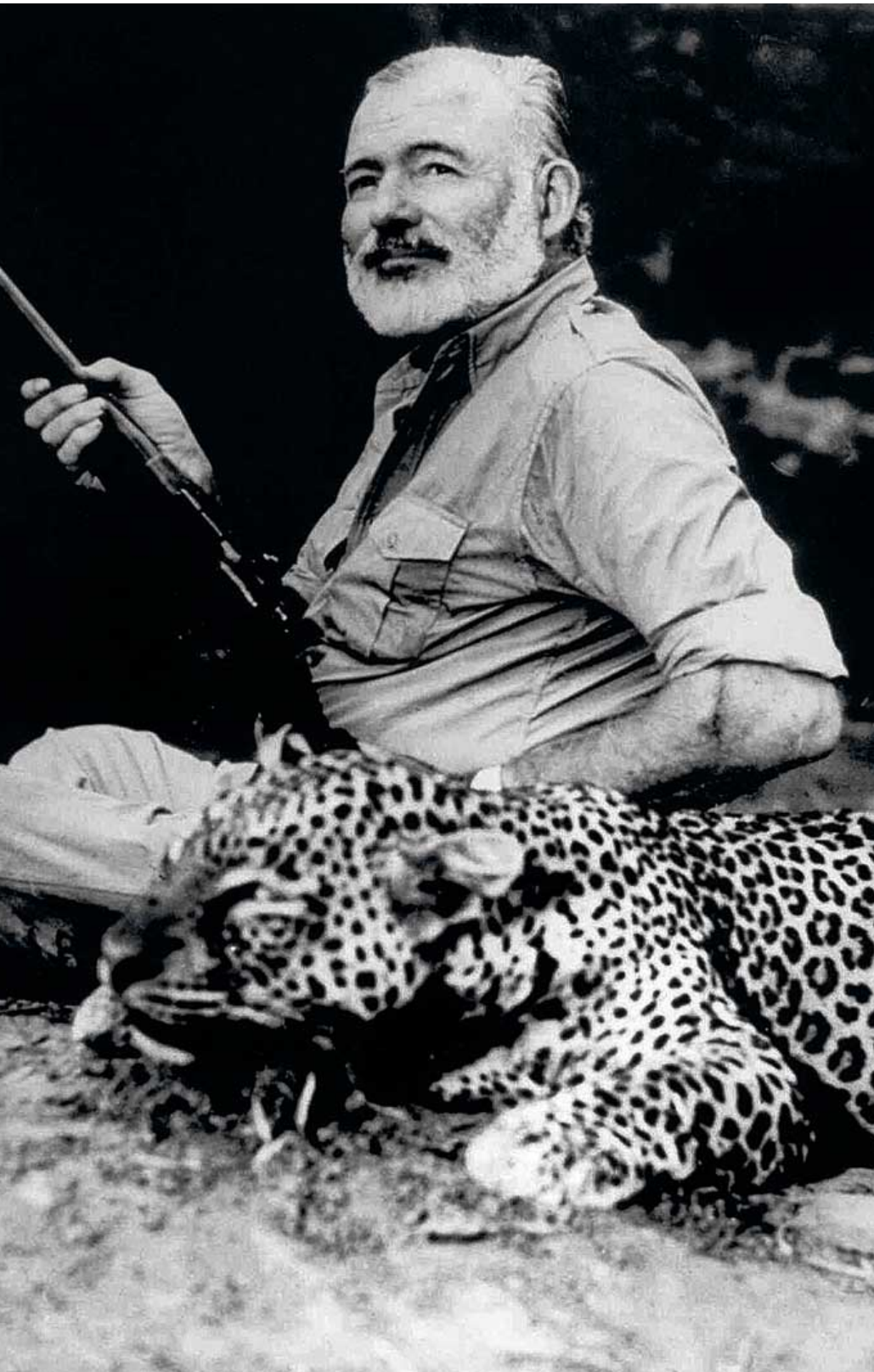
Wisse, sesselfläzender Fußball-Fan, daß Thalia deinewegen friert. Aber dein Herz wird kalt bleiben. Der Ball ist rund, schrecklich rund.



SCHRIFTSTELLER

# Papas letzte Safari

Pünktlich zum 100. Geburtstag Ernest Hemingways präsentieren dessen Erben ein weiteres Buch aus dem Nachlaß. „Die Wahrheit im Morgenlicht“ erzählt die Geschichte einer Afrika-Reise – und von Hemingways Leidenschaft für Großwildjagen und schöne Frauen.



Das lang ersehnte Wiedersehen mit dem Schwarzen Kontinent wurde zum Fiasko. Es gipfelte Anfang 1954 in einer Serie von Unglücksfällen. Ernest Hemingway litt so stark an den Folgen, daß er im Dezember 1954 nicht einmal den Nobelpreis für Literatur persönlich entgegennehmen konnte. Im Grunde kam der als Kraftnatur und trinkfest geltende Dichter, der Hochseefischer, Großwildjäger und Frauenheld bis zu seinem Selbstmord im Juli 1961 nie wieder richtig auf die Beine – auch nicht als Schriftsteller.

Hemingway war im August 1953 mit seiner vierten Ehefrau Mary (und einem Reportage-Auftrag der amerikanischen Zeitschrift „Look“) nach Afrika gereist, um die alten Zeiten noch einmal aufleben zu lassen. Vieles hatte von Beginn unter dem Zeichen der Wiederholung gestanden: Hemingway traf den alten Safariführer wieder, der ihn und Pauline, die zweite Ehefrau, schon 20 Jahre zuvor durch den Busch begleitet hatte – und auch der persönliche Gewehrträger von Gattin Mary war damals schon dagegewesen: in Paulines Diensten.

Die Unglücksserie begann mit Hemingways Weihnachtsgeschenk für Mary: Er hatte ihr einen Rundflug über den Ngorongoro-Krater und die Serengeti versprochen. Im Tiefflug streifte die kleine Cessna 180 nahe den Murchison-Fällen eine Telegrafenfähre und stürzte ab. Das Ehepaar und der Pilot überlebten leicht verletzt.

Das nächste Flugzeug, das die Hemingways zurückbringen sollte, kam gar nicht erst in die Lüfte. Die Maschine brannte aus, der Schriftsteller schleppte sich mit schweren Kopf- und inneren Verletzungen über die brennende Tragfläche ins Freie.

Statt sich richtig behandeln zu lassen, versuchte er seine Schmerzen mit Alkohol zu betäuben – und spielte bei der nächsten Gelegenheit wieder den Helden: Im Februar 1954 brannte es im Busch, und Hemingway warf sich als freiwilliger Brandbekämpfer in die Flammen. Er erlitt schwere Verbrennungen.

Immerhin brachte der Haudegen es fertig, für die Zeitschrift „Look“ unter dem Titel „The Christmas Gift“ über die Ereignisse eine längere, fast muntere Reportage

**Jäger Hemingway (1953)**  
Recht auf zwölf Ehefrauen?





**Hemingway-Doppelgänger in Key West:** Kult um einen, der stets den Helden spielte

zu verfassen, die im April/Mai 1954 zu lesen war. Noch im selben Jahr begann Hemingway damit, einen Bericht über die Safari zu schreiben.

Doch nach rund 800 Seiten legte er das Manuskript später beiseite, ohne es zu bearbeiten. Möglicherweise war ihm bewußt geworden, daß auch dieses Manuskript nur eine Art Wiederholung war: In den dreißiger Jahren hatte er nach der ersten Reise das Buch „Die grünen Hügel Afrikas“ publiziert. Oder er spürte ganz einfach, daß er keinen neuen, im Grunde überhaupt keinen Ton für seine Safarigeschichte mit Mary gefunden hatte.

Dennoch ließ die Witwe Anfang der siebziger Jahre große Passagen aus dem im Nachlaß gefundenen Manuskript in der Zeitschrift „Sports Illustrated“ veröffentlichen. Und nun hat es Hemingways zweiter Sohn Patrick für nötig gehalten, eine noch umfangreichere Auswahl – rund die Hälfte des gesamten Textes – als Buch unter dem Titel „Die Wahrheit im Morgenlicht“ zusammenzustellen und zu edieren\*\*.

Hemingway junior, 71, hielt sich, wie er im Interview erklärt, für die geeignete Person, „die Glaubwürdigkeit und den Stil zu erhalten“ (siehe Seite 174) – rechtzeitig zum 100. Geburtstag am 21. Juli soll das Buch nun weltweit erscheinen.

Doch Patrick Hemingway und seine beiden Brüder John und Gregory, die zusammen eine Verwertungsgesellschaft betreiben und mittlerweile auch weitgehend über die Rechte am Werk verfügen, wollten offenbar ihr eigenes Hemingway-Buch kreieren – nachdem sich die Witwe schon reichlich aus dem Nachlaß bedient hatte: Eine Briefauswahl und die Bücher „Paris – ein Fest fürs Leben“, „Inseln im Strom“, „Gefährlicher Sommer“ und „Der Garten Eden“ waren so auf die Nachwelt gekommen.

men, oft genug zum Verdruß der Kritiker, aber durchaus goutiert vom Publikum.

Sohn Patrick läßt es sich nicht nehmen, im Vorwort gegen die Stiefmutter zu polemisieren, die sich einer 25 Jahre dauernden, „von Gin befeuerten Witwenverbrennung“ unterzogen habe. Scheinheilig entschuldigt er sich bei der verstorbenen Mary, daß er im Buch soviel Aufhebens von Debba gemacht habe, einer jungen Schwarzen, die sein Vater sich als eine Art Nebenfrau imaginierte – wobei freilich auch in der vom Sohn edierten Fassung nur ein flüchtiger sexueller Kontakt angedeutet wird.

Dabei ist die Frage, ob sich der Ich-Erzähler, hinter dem sich Hemingway offen zu erkennen gibt, während der Tage in Afrika in eine Affäre verstricken wird, das einzige Spannungsmoment weit und breit – denn von den abenteuerlichen Katastrophen ist hier keine Rede.

Statt dessen: bis zur Erschöpfung wiederholte Szenen vom Safarialtag, Mary möchte unbedingt bis Heiligabend einen

großen schwarzmähnigen Löwen schießen. Die Handlung begnügt sich über weite Strecken damit, daß das Ehepaar sich am Anblick grasender Zebras und Gazellen und am nächtlichen Geheul der Hyänen erfreut. Dabei führen sie tiefschürfende Gespräche über den Zustand der Menschheit, über die Geschlechtsreife von Antilopen und die Libido schwarzer Frauen.

Während der Jagd wird die Konversation auch gern in Kisuheli geführt („Memsahib piga. Kufa!“), der Safari-unerfahrene Leser darf im Glossar nachschlagen. Das Ehepaar aber ist gut und freundlich zueinander. Er lobt sie nach dem Schuß auf ein Gnu: „Das war ein sehr schöner Schuß, mein Kleines, und angepörscht hast du dich auch sehr gut. Und jetzt gib ihm den Gnadenschuß unters linke Ohr.“ Sie fragt zurück: „Sollte ich ihn nicht besser in die Stirn schießen?“ Er: „Nein, bitte. Direkt unters Ohr.“

Überhaupt ist das Buch eine fast rührende Verbeugung des Verfassers vor der ihn begleitenden Ehefrau, die den starken Mann offenbar mit Formulierungen wie „Aber wir beide allein miteinander, das ist wunderbar“ entzücken konnte. Hemingway verschweigt dem Leser auch seine Antwort nicht: „Wir beide allein zusammen haben wirklich immer den meisten Spaß. Du mußt nur Geduld mit mir haben, wenn ich mal wieder dumm bin.“

Auch auf dem ehelichen Lager im Zelt erweist er sich als tapferer Held: „Wir liebten uns, und dann liebten wir uns noch einmal, und nachdem wir uns dann noch einmal geliebt hatten, leise und dunkel und stumm ..., schliefen wir ein.“ Kein Wunder, daß Mary ihm sagt: „Das Bett ist unser Vaterland.“

So ist das Spiel mit der dunklen Debba, von der Ehefrau klug geduldet („Ihr zwei seid ein hübsches Paar“), wohl am Ende mehr Wunsch als Realität. Hemingway nennt sie seine „Verlobte“ und versucht,



**Hemingway-Verfilmung „Schnee am Kilimandscharo“ (1952)\*:** Schuß direkt hinter Ohr

\* Mit Torin Thatcher, Ava Gardner und Gregory Peck.  
\*\* Ernest Hemingway: „Die Wahrheit im Morgenlicht. Eine afrikanische Safari“. Deutsch von Werner Schmitz; herausgegeben von Patrick Hemingway. Rowohlt Verlag, Reinbek; 464 Seiten; 45 Mark. Ab 23. Juli im Buchhandel.



sich mit den Augen von Debba zu sehen, die gern seine Nebenfrau wäre: Müßte er nicht eigentlich zwölf Ehefrauen besitzen?

Die jetzt viel erwogene Frage, ob Debba wirklich existiert habe oder reine Fiktion sei, läßt sich mit einem Blick in die Korrespondenz Hemingways leicht beantworten: Im Januar 1954 beichtete er einem Freund, daß er sich in ein einheimisches Mädchen verliebt habe. Seine Freundin sei „ohne jede Scham“, selbst ihr Gesichtsausdruck sei schamlos, „aber durchaus liebevoll und zärtlich rau“. Mehr allerdings schreibt er dem Briefpartner nicht – mit dem Hinweis, er höre jetzt besser auf, er kriege „davon sowieso einen zu schlimmen Ständer“.

Das ist selbst im pubertären Gestus mehr, als im Buch später darüber zu lesen ist. „Die Wahrheit im Morgenlicht“ ist von großer Harmlosigkeit und Freundlichkeit gegenüber allen – mit Ausnahme der Tiere, die auf eine für unsere schutzwütige Gegenwart geradezu empörende Art verfolgt und abgeschossen werden.

Das Image war Hemingway wichtig – und daran ist auch dieses Buch gescheitert. Statt Wahrheit und Selbsterkundung suchte der Autor, dem Bild treu zu bleiben, das der zeitungserfahrene Manager seiner selbst der Welt von sich gegeben hatte.

Mary half kräftig mit. Ein Foto, auf dem Hemingway mit einem Leopard zu sehen ist, den er nicht selbst erlegt hatte, wurde von ihr erst freigegeben, als er später selbst einen geschossen hatte – wie der Amerikanist Hans-Peter Rodenberg in einer ebenfalls zum Jubiläum publizierten, gut lesbaren Bildmonographie erläutert\*.

„Papa“ Hemingway war einer der ersten US-Schriftsteller, dem es gelang, sich und sein Werk medienwirksam in Szene zu setzen. Er rührte die Publicitytrommel so lange und erfolgreich, bis die Person bekannter war als das Werk, und in den letzten Jahren seines Lebens versuchte er krampfhaft nachzuleben, was er in früheren Jahren erlebt und beschrieben hatte.

Bis heute reicht die Ausstrahlungskraft der Inszenierung: In Afrika, auf Kuba wird an den Stätten, die er geheiligt hat, Kult mit ihm getrieben. Und auf der US-Inselgruppe Florida Keys, wo er Jahre gelebt hat, werden immer noch Wettbewerbe unter Hemingway-Doppelgängern ausgetragen.

Am Ende hat er sich selbst nicht mehr ausgehalten. Gern wäre er aus einem Flugzeug gesprungen oder wenigstens in einen rotierenden Propeller gerannt (beides hat er 1961 versucht), doch ihm blieb nur der Schuß im Morgenlicht. Mary fand ihn mit zertrümmertem Schädel.

MANFRED DEDERICH, VOLKER HAGE

\* Hans-Peter Rodenberg: „Ernest Hemingway“. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek; 160 Seiten; 12,90 Mark.



Abenteurer Hemingway\*: Erzählerische Kraft erlahmt?

## „Tränen sah ich bei ihm nie“

Ernest Hemingways Sohn Patrick über den Mythos Hemingway, das Verhältnis des Schriftstellers zu den Frauen und das angeblich letzte Buch aus dem Nachlaß seines Vaters

**SPIEGEL:** Mr. Hemingway, was hat Sie dazu gebracht, „Die Wahrheit im Morgenlicht“, Ernest Hemingways unvollendete Aufzeichnung seiner zweiten Afrika-Safari, jetzt als Buch zu veröffentlichen?

**Hemingway:** Irgendwann hätte irgend jemand das Werk ohnehin bearbeitet, und der hätte vermutlich weder Afrika noch meinen Vater gekannt. Gott sei Dank haben die Deutschen eine Verlängerung der internationalen Copyright-Schutzfrist

durchgesetzt, und ich hielt mich für die geeignete Person, die Glaubwürdigkeit und den Stil zu erhalten. Alle Worte sind Worte Ernest Hemingways. Ich habe lediglich gekürzt und mich dabei bemüht, den Charakter des Ganzen zu bewahren.

**SPIEGEL:** Und natürlich ist es der reine Zufall, daß das Werk pünktlich zum 100.

\* 1954 mit Gregorio Fuentes, dem Vorbild für den Helden des Romans „Der alte Mann und das Meer“.

Geburtstag Ihres Vaters weltweit vermarktet wird?

**Hemingway:** Was heißt hier Zufall? So naiv bin ich auch wieder nicht. Aber in erster Linie hat mich nicht das Jubiläum interessiert, sondern das Thema. Es erinnert mich an „Die grünen Hügel Afrikas“.

**SPIEGEL:** „Die Wahrheit im Morgenlicht“ ist bereits das fünfte umfangreichere Hemingway-Werk, das nach seinem Tod von anderen vollendet wurde. Glauben Sie, daß Ihr Vater das wirklich wollte?

**Hemingway:** Darüber kann man nur spekulieren. Er hat die Manuskripte weggelegt, nicht weggeworfen. Vermutlich hat er nur vorübergehend das Interesse an Texten wie „Inseln im Strom“ oder „Die Wahrheit im Morgenlicht“ verloren und wollte zu einem späteren Zeitpunkt weiter daran arbeiten.

**SPIEGEL:** Bestreiten Sie, daß die Familie selbst gegen Ernest Hemingways erklärten Willen verstieß – etwa als seine Witwe Mary rund 600 Briefe als Buch herausgeben ließ, obwohl ihr Mann 1958 verfügt hatte, daß keiner seiner Briefe je veröffentlicht werden sollte?

**Hemingway:** Das stimmt. Aber Mary Hemingway befürchtete, daß die Korrespondenz ohnehin eines Tages veröffentlicht würde, ohne Kontrolle über das Wie und Wo.

**SPIEGEL:** Der amerikanische Hemingway-Verleger Charles Scribner III hat versprochen, nach der „Wahrheit im Morgenlicht“ werde es keine weiteren Hemingway-Bücher geben. Kann er da absolut sicher sein?

**Hemingway:** Völlig. Zumindest zu Lebzeiten der Hemingway-Söhne wird es keine weiteren Veröffentlichungen aus dem Nachlaß geben. Wir werden es nicht zulassen.

**SPIEGEL:** Angeblich existieren noch einige Kurzgeschichten und eine Vielzahl von Hemingway-Briefen.

**Hemingway:** Von Kurzgeschichten weiß ich nichts. Allerdings gibt es noch ein unvollendetes Manuskript, aus dem zwei Kapitel bereits in einem Buch veröffentlicht worden sind, die Erzählung einer amerikanischen Zugreise.

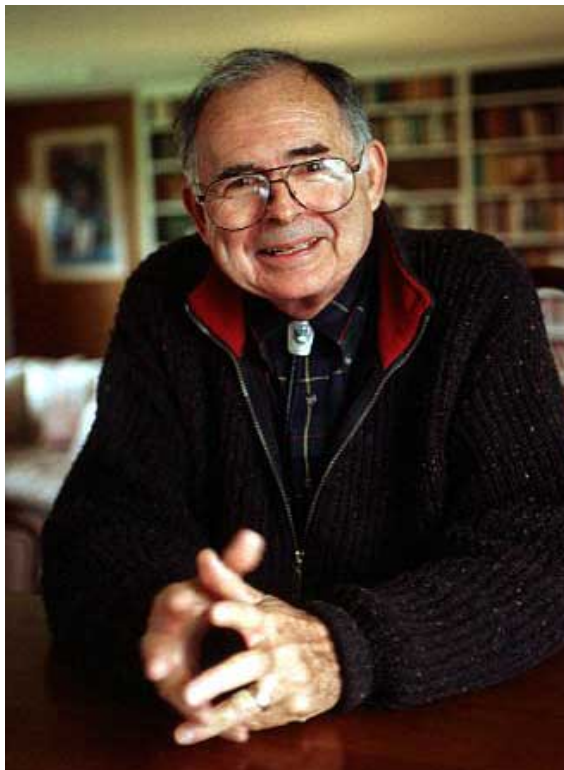
**SPIEGEL:** Die beiden Bücher, die ihn zu einem der großen Autoren unseres Jahrhunderts machten, „Fiesta“ und „In einem anderen Land“, hat Hemingway in den Zwanzigern geschrieben; 1952 veröffentlichte er den Welterfolg „Der alte Mann und das Meer“. Von wann an hatte Ihr Vater das Gefühl, seine erzählerische Kraft erlahme?

**Hemingway:** Im Jahr vor seinem Tod, als er von Depressionen und Paranoia gezeichnet war und wegen seiner Psychose mit Elektroschocks behandelt wurde, hat er wohl nicht mehr schreiben können, aber „Paris – ein Fest fürs Leben“ hat er fast zu Ende gebracht, es war wohl seine letzte wirklich große Arbeit ...

**SPIEGEL:** ... von der es allerdings heißt, er habe sie in Wahrheit schon in den Zwanzigern geschrieben – das Manuskript sei nach der Befreiung von Paris 1944 in einem im Hotel Ritz vergessenen Koffer wiederentdeckt worden.

**Hemingway:** So stimmt das einfach nicht. Er hat Notizen wiedergefunden, durch die er sich an diese Pariser Jahre erinnern konnte. Dieses Buch ist der Beweis, daß Hemingway in seinen letzten Jahren durchaus fähig war, Texte von hoher literarischer Qualität zu schreiben – und widerlegt alle gegenteiligen Behauptungen gewisser Biographen.

**SPIEGEL:** Wie sehr hat Sie der Selbstmord Ihres Vaters 1961 überrascht?



**Hemingway-Sohn Patrick:** „Papa war kein Engel“

**Hemingway:** In den letzten sieben Jahre seines Lebens habe ich ihn nicht gesehen, weil ich in Ostafrika lebte. Obwohl wir miteinander telefonierten und korrespondierten, habe ich seinen mentalen Verfall erst spät bemerkt. Selbstmörderische Unternehmungen haben ihn im Leben und in seinen Werken schon vorher beschäftigt, etwa in „Wem die Stunde schlägt“. Die Nachricht vom Tod meines Vaters hat mich natürlich schockiert – und die Umstände auch: Die Ärzte hatten ihn für gesund erklärt und aus dem Krankenhaus entlassen, gegen die Bedenken seiner Frau Mary. Und doch hatte mein Vater unter ihrer Obhut Zugang zu Waffen im Haus. Warum diese Sorglosigkeit? Viele Fragen, keine Antworten.

**SPIEGEL:** Auch Ernest Hemingways Vater hat sich umgebracht, und es heißt, Ihr Vater habe seiner Mutter zeitlebens vorgeworfen, sie habe den Vater in den Selbstmord getrieben.

**Hemingway:** Seine Mutter war sehr herrschsüchtig. Sie hat in der Ehe den Ton angegeben. Mein Vater hat seine Mutter als Kind sehr geliebt. Später hat er sie für den Tod seines Vaters verantwortlich gemacht. Aber daraus den Schluß zu ziehen, wie es Biographen versuchen, er habe Frauen nie verstanden, ist einfach falsch: Er ist mit vier Schwestern aufgewachsen, hat mit ihnen das Badezimmer geteilt. Wird man durch solche Nähe nicht klüger, was das andere Geschlecht betrifft?

**SPIEGEL:** War Ihr Vater tatsächlich so, wie er sich selbst gern darstellte – ein furchtloser Macho, der keiner Frau, keinem Stierkampf, keinem Kriegeinsatz aus dem Weg ging?

**Hemingway:** So hat er sich nicht selbst dargestellt, so ist er verstanden worden. Vergessen wir nicht: Er hat selbst als Journalist gearbeitet und hat gewußt, unter welchem Druck die Kollegen stehen. Er hat ihnen deshalb viele schöne Geschichten voller Übertreibungen erzählt, damit sie was zu schreiben hatten. Aus diesen Storys und aus seinem Genie ist sein Image geworden. Von den vier, fünf Biographen, die sich ernsthaft an ihm versucht haben, das nur nebenbei, hat nur einer ihn persönlich gekannt.

**SPIEGEL:** Was halten Sie von der 1987 erschienenen, in amerikanischen Rezensionen hoch gelobten Hemingway-Biographie von Kenneth S. Lynn, einer eher psychoanalytischen Betrachtung seines Lebens?

**Hemingway:** Lynn ist ein Scheißkerl. Ich kenne ihn seit meiner Studentenzeit. Das, was der über meinen Vater zusammengedichtete, entspricht nicht der Wahrheit.

**SPIEGEL:** Was macht Sie so zornig? Daß Lynn behauptet, Ihr Vater habe den Tod und den Verlust seiner Manneskraft gefürchtet, unter Depressionen gelitten und seine Kinder vernachlässigt?

**Hemingway:** Ich bin 71 Jahre alt, und natürlich denkt man in diesem Alter über die Manneskraft und den Tod nach. Was zum Teufel ist so unehrenhaft daran, wenn ein Schriftsteller über den Tod nachdenkt? Ich will meinen Vater nicht als Engel darstellen, er hatte seine Fehler, klar. Aber das ist kein Grund, einen der besten Schriftsteller dieses Jahrhunderts zu demontieren. Für seine Frau war er, das können Sie in „Die Wahrheit im Morgenlicht“ nachlesen, zart und sensibel – nur hat er das sorgfältig versteckt. Er hat wenige Menschen wirklich an sich herangelassen. Ich habe in ihm immer mein Vorbild gesehen.

**SPIEGEL:** Und doch dachten Sie darüber nach, den Namen Hemingway abzulegen, um dem Übervater zu entkommen.

**Hemingway:** Das stimmt. Das war eine Pubertätsdummheit.

**SPIEGEL:** Ihr Vater war berüchtigt für seine Ausbrüche. Hat er sich seinen Kindern ge-





Vater Hemingway mit Söhnen Gregory, Patrick (1940)\*: Für Ausbrüche berüchtigt

genüber jemals von seiner sanfteren Seite gezeigt?

**Hemingway:** Ich habe bei ihm keine Tränen gesehen. Rührung vielleicht, feuchte Augen, so wie ich sie habe, wenn ich bestimmte Werke der klassischen Musik höre. Er hat, das stimmt, unglaublich gereizt und eruptiv auf Aggressivität reagiert, sofort. Seine Reaktion war sehr amerikanisch. Er konnte sehr böse werden. Ich erinnere mich an eine Szene in Key West, Florida. Die Stadtverwaltung hatte sich entschlossen, neue Telefonmasten aufzustellen, und schlug dafür, ohne Vorwarnung, die Bäume in unserer Straße ab. Sie hätten meinen Vater sehen sollen: Ums Haar hätte er den Chef der Abholzertruppe verprügelt.

**SPIEGEL:** Hat Ihre Mutter, Pauline, die zweite Ehefrau, ihm je verziehen, daß er sie wegen einer jüngeren Frau verlassen hat?

**Hemingway:** Das ist schwer zu beantworten. Natürlich hat sie gelitten, zumal sie einige Jahre älter war als er. Meine Mutter hat nie mehr geheiratet, das war die Tragödie und ein Fehler. So einen Mann, sagte sie, kann man nicht ersetzen, einen Gleichwertigen gibt es nicht. Ich gehe sogar weiter: Sie hat ihn bis ans Ende ihrer Tage geliebt.

**SPIEGEL:** Hat Ihr Vater zu seinen drei Exfrauen überhaupt Kontakt gehalten?

**Hemingway:** Vor allem zu meiner Mutter. Als ich über einige Monate in geistiger Verwirrung lebte und mit Elektroschocks behandelt wurde, hat sie mich in seinem Haus auf Kuba während meiner Krankheitsphase mehrfach besucht. Für Mary, meine letzte Stiefmutter, muß das schwer gewesen sein, aber sie hat großes Verständnis gezeigt. Vergessen wir nicht: Mein Vater hat oft darüber geschrieben, wie ein Mann zwei Frauen zugleich liebt. Martha Gellhorn, seine dritte Frau, die im letzten Jahr gestorben ist, kam selbst zu seiner Beerdigung nicht. Martha hat seinen Namen nie mehr in den Mund genommen, sie hat ihn aus ihrem Leben getilgt – aber ist vorher noch öffentlich über ihn hergefallen. Sie

erklärte, er sei ein Schmutzfink und reinige seine Fingernägel nie. Diese Ehe war ein schrecklicher Fehler, obwohl wir Söhne Martha sehr geliebt haben.

**SPIEGEL:** Ist es richtig, daß ein deutscher Psychiater, ein Kommunist, Sie auf Kuba geheilt hat?

**Hemingway:** Durch Elektroschocks, was anderes ist denen damals nicht eingefallen. Dieser Deutsche war ein KP-Mitglied, der in Deutschland gegen Hitler Opposition betrieben hatte, aber als Kommunist keine Einreisepapiere für die USA erhalten konnte. Als er die Behandlung übernahm, ging es mir sehr schnell besser.

**SPIEGEL:** Und Ihr Vater saß im Zimmer nebenan und schrieb an einem Roman?

**Hemingway:** Ich denke, dazu ist er während der vier, fünf Monate kaum gekommen – er hat sich Sorgen um mich gemacht. Grund dafür gab's ja.



Ehemann Hemingway, Mary (1946): Waffen im Haus

**SPIEGEL:** Ihr Bruder Gregory mußte ebenfalls behandelt werden.

**Hemingway:** Ja, ich bin wohl zu seinem Vorbild geworden. Ich weiß nicht, wie vielen Schocks er sich unterziehen mußte. Beinahe war's so, als sei er schocksüchtig geworden. War er wirklich krank? Wer weiß.

**SPIEGEL:** Sie haben sich nach Afrika abgesetzt und sind Großwildjäger geworden, so wie Papa. Bruder Gregory wurde Arzt, wie Opa, den Papa bewunderte. Bruder John widmete sich dem Angeln – einer Leidenschaft des Vaters. War dies ein Weg für die Kinder, seine Liebe zu gewinnen?

**Hemingway:** Papa war einfach eine übermächtige Person. Er verbreitete eine Aura – das pralle Leben, Abenteuer, Herausforderung. Er hatte keine Angst, zumindest zeigte er sie nicht und konnte die Furcht unter Kontrolle halten, wie viele mutige Menschen. Mut muß man lernen, und wer es geschafft hat, verachtet diejenigen, die es nicht schaffen. Ich selbst habe mich nach Afrika abgesetzt, weil ich die Weite suchte – und weil dort im Busch kaum einer Hemingway kannte.

**SPIEGEL:** Haben Sie Ihren Vater je gehaßt, wie es Ihr Bruder Gregory tat, der die Beerdigung des Vaters in Idaho mit Worten der Erleichterung kommentierte: „Mir wurde bewußt: Er ist wirklich tot. Ich konnte ihn nicht mehr enttäuschen und nicht mehr verletzen“?

**Hemingway:** Das sind harte Worte, aber Gregory hatte zu meinem Vater eine besonders enge Beziehung. Er war wohl sein Liebling. Gregory war klug, sah gut aus, nur ihre Beziehung war nicht einfach. Mein Vater ist wohl weniger nachsichtig und härter mit ihm umgegangen als mit uns.

**SPIEGEL:** Treffen Sie sich regelmäßig mit Ihren beiden Brüdern?

**Hemingway:** Ja, besonders zu John habe ich ein enges Verhältnis. Über die gemeinsame Firma „Hemingway Ltd.“ vermarkten wir das Image Ernest Hemingways, etwa in der Werbung. Auch das Copyright ist jetzt weitgehend in unserem Besitz. Das hat uns mehr als eine halbe Million Dollar an Anwaltsgebühren gekostet. Der Kampf war hart.

**SPIEGEL:** Auch gegen Ernests Witwe Mary?

**Hemingway:** Nicht nur gegen sie – auch gegen die von ihr gegründete Stiftung, der sie so manches vermacht hat. In den letzten Jahren ihres Lebens war sie offenbar nicht immer ganz klar im Kopf.

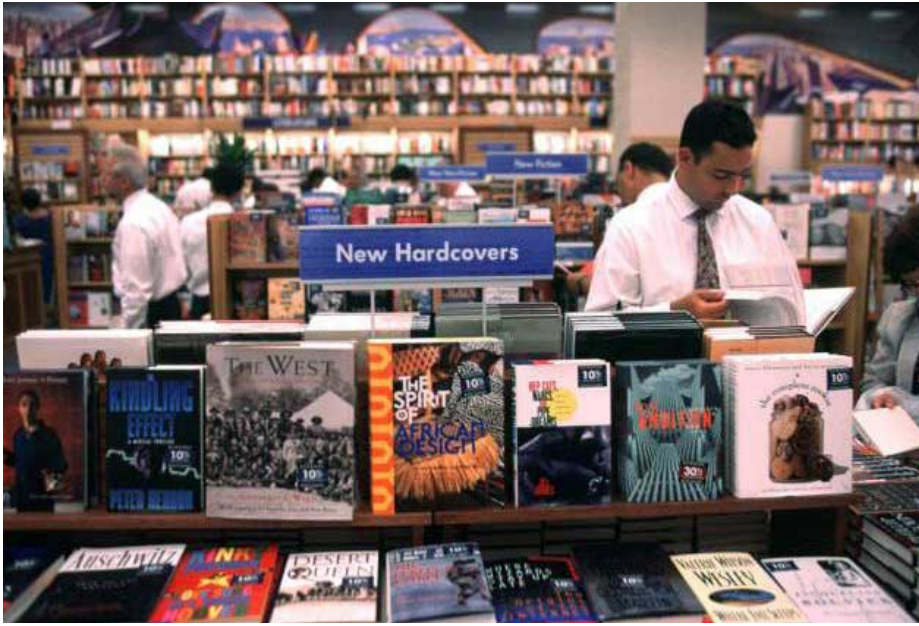
**SPIEGEL:** Haben Sie jemals davon geträumt, Ihrem Vater literarisch nachzueifern?

**Hemingway:** Nein, nie. Ich wollte immer Maler werden. Am Ende bin ich Großwildjäger geworden – zur Freude meines Vaters.

\* Mit dem Filmregisseur Mervyn Leroy (r.) und dessen Frau Doris.







New Yorker Buchhandlung: „Nazis verkaufen sich immer“

BUCHMARKT

## Hitler und Heidi

Nach dem US-Erfolg des Romans „Der Vorleser“ wollen deutsche Verlage mehr heimische Autoren in Amerika etablieren – und werden diplomatisch aktiv.

Programmchef Wolfgang Ferchl ringt nach Worten: „Wir könnten Ihnen da einen wirklich großen Erzähler bieten“, schwärmt er seinen amerikanischen Kollegen vor, „einen neuen E.T.A. Hoffmann.“ Doch die fünf US-Lektoren in Ferchls Frankfurter Büro, eigens aus New York angereist, um neue deutsche Literatur in Augenschein zu nehmen, mustern den Kollegen vom Eichborn Verlag verständnislos: „E.T.A. Hoffmann – wer ist denn das?“

Der Held des Erzählers sei ein Kuhhirte, der viele Geschichten auf Lager habe, erläutert Ferchl, 43, schon ein wenig handfester: Ein alpenländischer Märchen-erzähler stehe im Mittelpunkt des Romans „Quatemberkinder und wie das Vreneli die Gletscher brünnen machte“ von Tim Krohn, der vergangenen Herbst erschien.

Endlich wissen die Amerikaner Bescheid: „Den sollten Sie vielleicht lieber einen Großneffen von Heidi nennen“, schlägt ein US-Kollege vor, er hält das für den besseren Marketing-Begriff, denn „die Brüder Grimm sind bei uns durchaus noch bekannt“. Daß das Alpenmädel „Heidi“ von einer gewissen Johanna Spyri stammt – „who is that?“

Was Ferchl Anfang Juli widerfuhr, ist typisch für deutsch-amerikanische Literatur-dialoge. Schon die simple Verständigung

über hierzulande geläufige Traditionen kann ins Schlamassel führen, ganz zu schweigen vom unterschiedlichen Literaturgeschmack in Deutschland und Amerika. Kürzlich haben deutsche Verlage eine Offensive gewagt, die daran einiges ändern soll.

Nach dem überraschenden und ziemlich singulären Bestseller-Erfolg von Bernhard Schlinks Roman „Der Vorleser“, der in den USA bald eine Millionenaufage erreicht, wollen die hiesigen Verlage das anscheinend neu erwachte Interesse der Amerikaner an deutschsprachigen Erzählern auch für den Export anderer Titel nutzen.

Schon im vergangenen Jahr eröffnete daher der Börsenverein des deutschen Buchhandels in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut ein „German Book Office“ (GBO) in New York. Vorletzte Woche kamen nun, organisiert vom GBO, fünf New Yorker Lektoren in die Bundesrepublik, darunter Vertreter bekannter Verlage wie Saint Martins' Press, WW Norton und Farrar, Straus & Giroux.

Bei zahlreichen Gesprächen in Verlagshäusern wie Suhrkamp, Piper oder der Frankfurter Verlagsanstalt versuchten Deutsche und Amerikaner, ihre jeweiligen Buchinteressen zu erkunden. Die entscheidende Frage nach den Kriterien der Amerikaner beim Ankauf eines Manuskripts fand regelmäßig die verblüffend einfache Antwort: „Daß es uns gefällt und daß es sich verkauft.“

Bislang war zeitgenössische deutschsprachige Literatur in Amerika nur ausnahmsweise gut absetzbar, so im Falle von Patrick Süskinds Roman „Das Parfum“. „Es ist ganz einfach, das Gesamtwerk von Jürgen Habermas, 24 Bände, nach China zu verkaufen, Thomas Bernhard in Bulgarien oder Hermann Hesse in Polen zu plazieren“, sagt Petra Hardt, die bei Suhrkamp

für den Handel mit Übersetzungsrechten verantwortlich ist. „Aber es ist äußerst schwierig, einen jungen deutschen Erzähler nach Amerika zu bringen.“

Suhrkamp ist mit rund 350 weltweit verkauften Auslandslicenzen im Jahr deutscher Marktführer im Übersetzungsgeschäft. Während jedoch der Handel mit Lizenzen nach Tschechien und Taiwan blüht, hat das Verlagshaus in den vergangenen vier Jahren bloß drei Übersetzungsrechte junger deutscher Romanautoren nach Amerika vermittelt – alle drei Werke handeln von NS-Themen.

„Könnt ihr euch nicht mal für was anderes interessieren?“, beschwerte sich Suhrkamp-Verlagsleiter Christoph Buchwald, 47, jetzt bei den Amerikanern. „Nazis verkaufen sich immer“, erwiderten die und ergänzten ungerührt: „Hitler funktioniert fast so gut wie Jesus Christus.“

Jedes siebte Buch, das in Deutschland erhältlich ist, wurde im Ausland geschrieben, mehr als ein Drittel davon in den USA. Dagegen stammten von jenen Titeln, die in den USA 1994 gelesen wurden, bloß 0,8 Prozent aus einem anderen Sprachraum, und der deutsche Anteil daran ist auch noch verschwindend gering. Ein schweres Hindernis für die Deutschen ist die schrumpfende Zahl deutschkundiger US-Lektoren: „Die Emigranten sterben langsam“, sagt Bärbel Becker von der Internationalen Abteilung der Frankfurter Buchmesse, „und die Deutsch-Studiengänge an den amerikanischen Universitäten werden immer seltener wahrgenommen.“

Die Leiterin des New Yorker GBO, Andrea Heyde, 32, will nun zunächst einen Computerkatalog mit möglichen Titeln für den US-Markt erarbeiten. „Da werden ein paar ausgewählte Titel vorkommen“, sagt Heyde, „mit kurzen Exzerpten.“ Wichtig sei vor allem der persönliche Kontakt mit den US-Lektoren: „Du mußt reden, reden, reden.“

Die zierliche Blonde mit leicht sächselndem Akzent, die den Börsenverein in New York vertritt, stammt aus Meißen. Bald nach der DDR-Wende war Heyde mit ihrem Mann, einem Geologen, in den langweiligen amerikanischen Mittelwesten gegangen. Um Geld zu verdienen, startete die Germanistin dort als sogenannter Scout. In der tiefsten Provinz suchte sie nach interessanten Manuskripten und Autoren und besorgte Buchkunden für die amerikanische Buchhandelskette Barnes & Nobles. Bald wechselte sie in eine New Yorker Scout-Agentur, Ende letzten Jahres übernahm sie das GBO.

In diesem Book-Office ist sie eine Einzelkämpferin. Hingegen arbeiten in einem ähnlichen Büro der französischen Verlage, das seit 15 Jahren besteht, vier Leute. Immerhin gelang es den Franzosen im letzten Jahr, 70 Lizenzen zu vermitteln. Da können die Deutschen bislang nur neidisch staunen. ♦





# Irrer Typ

In Essen eröffnete der Außenseiter Dieter Walter Liedtke seine kuriose Weltkunstschau „art open“ – und trotz damit den düsteren Prophezeiungen der Fachwelt.

**S**achte hebt die klobige Straßenwalze ab. Geräuschlos kreist sie, an Stahlseilen befestigt, durch die Halle. Das Flugobjekt von US-Künstler Chris Burden ist das größtformatige Werk einer großspurigen Ausstellung – der selbsternannten Weltkunstschau „art open“, die am Wochenende in Essen eröffnet wurde.

Das Spektakel im spröden Ambiente der Messehallen protzt als kurioser Rundumschlag durch die Menschheits- und Kunstgeschichte – mit Mut zur Lücke: So reihen sich frisch nachgegossene Schädelfragmente urzeitlicher Skelette an zweiköpfige Voodoo-Puppen und russische Ikonen. Nicht weit hängen Bilder von Rubens und Picasso. Sonderschauen sind dem Verpackungsspezialisten Christo, Beuys und Nachwuchskünstlern aus dem Ruhrgebiet gewidmet. Der ADAC stellte eine Kunstschau namens „Mobilität“ zusammen.

Ein flohmarktbuntes Sortiment, das auch musikalisch aufgeschäumt wird. Dirigent Justus Frantz soll mit der Philharmonie der Nationen aufspielen. Das Bremer Musical „Jekyll & Hyde“ reist an, zwischendurch trällern Folklore-Ensembles.

Inszeniert wurde dieser – bis zum 8. August geöffnete – Kunstzirkus von Dieter Walter Liedtke, 55. Der Maler, Autor und Erfinder von Selbsthaarschneidern und „audiovisuellem Marketing“ (SPIEGEL 34/1998) begann seine schillernde Karriere mit einer Lehre zum Elektromechaniker. Als Künstler ist der gebürtige Essener, der auf Mallorca residiert und dort ein eigenes Museum unterhält, ein unbekannter Autodidakt. Aber einer mit Ambitionen.

So hat er die Kunstformel „Leben + Bewußtseinsweiterung = Kunst“ kreiert. Und in Essen will er das Bewußtsein der Massen – Liedtke rechnet mit „einer Million Besuchern plus XXL“ – erleuchten. Schilder mit rekordknappen Schlagworten sollen staunende Laien lehren, was berühmte Künstler an Neuem schufen: Neben einem Bild des Manieristen El Greco klebt die Tafel „Verlängerung der Körperproportionen“, neben Kandinsky „Anfänge der Abstraktion“.

Solche „innovativen Erfindungen“, will Liedtke wissen, seien das einzige Geheimnis großer Kunst. Hätten die Laien diese „Kunstsprache“ verstanden, können sie hernach in einem Kreativstudio selbst zur künstlerischen Tat schreiten. Und damit etwas für ihr Erbgut tun. Jede Erkenntnis,



Burden-Objekt, Liedtke: Unverdrossen konfus



Gemälde aus St. Petersburg: Skeptische Leihgeber

glaubt der Meister entdeckt zu haben, schlage sich auf die Gene nieder.

Als Schirmherren für das wundersame didaktische Unterfangen, für das Liedtke auch ein eigenes Musical erfunden hat, treten so illustre Prominente wie Ex-Arbeitsminister Norbert Blüm, Ex-Staatschef Michail Gorbatschow und die spanische Königin Sofia auf. Bemerkenswerter ist, daß die Veranstaltung überhaupt angelaufen ist. Bis zuletzt hielten sich Gerüchte, das Vorhaben stünde vorm Aus.

Kein Wunder. So wurden diverse Künstler wie Eros Ramazzotti angekündigt – mit denen dann „irgendwie“ doch keine Verträge zustande kamen. Schließlich, wiegelt der Ausstellungsmacher munter ab, bedeute „art open“ auch, daß bis zum Schluß alles offenbleibe – in diesem Sinne verwarf er auch die Idee, unter dem Motto „Visions-Skulptur“ Kinder fürs nächste Jahrtausend zeugen zu lassen.

Doch mit solch konfuser Änderungswut vergrämte er renommierte Partner. Harald Szeemann, künstlerischer Chef der diesjährigen Biennale in Venedig, sollte einen Teil der Schau organisieren. Bis er hörte, daß die für ihn reservierte Filmabteilung

gestrichen wurde. Enttäuscht sprang er ab. „Weil Liedtke aber ein irrer und toller Typ und selbst ein Kunstwerk“ sei, habe er sich als Berater einspannen lassen. Nur: „Viel zu beraten“, gesteht er, „hatte ich nicht.“

Liedtke kümmerte sich selbst um alles. Und wurde immer geheimniskrämerischer. Das wiederum ärgerte die Stadtoberen. Sie gaben sich pikiert und wollten nicht einmal den Ausstellungstermin in ihrem Veranstaltungskalender drucken: „Wir kündigen nichts an“, beharrt Oberstadtdirektor Hermann Hartwich, „wenn wir keine Inhalte kennen.“

Zu schaffen machte Liedtke auch die Häme der heimischen Kunstszene. Georg Koltzsch, Leiter des Folkwang-Museums, zweifelte via TV am Gelingen des unkonventionellen Projekts. Er glaube nicht, frotzelte er, daß Liedtke erstklassige Kunst nach Essen bringe.

Angesichts solchen Spotts wurden Sponsoren und Leihgeber skeptisch. Einige sprangen ab. Statt mit erhofften 30 Millionen Mark muß das Team mit knapp 10 Millionen Mark Unterstützung auskommen.

Einen Großteil der Exponate hat Liedtke aus Osteuropa importiert – allein 70 Bilder vom Staatlichen Russischen Museum in St. Petersburg. Neben

Stars wie Malewitsch finden sich viele hierzulande unpopuläre Namen. Immerhin gaben auch die Kunstmuseen zu Weimar, das Kunstmuseum Bonn, das Landesmuseum Darmstadt und das Museum Würth Exponate ab. Szeemann und der Kunsthistoriker Karl Ruhrberg legten wohl auch bei Privatsammlern gute Worte ein. Weil aber Lücken blieben, brachte Liedtke einfach eigene Werke mit.

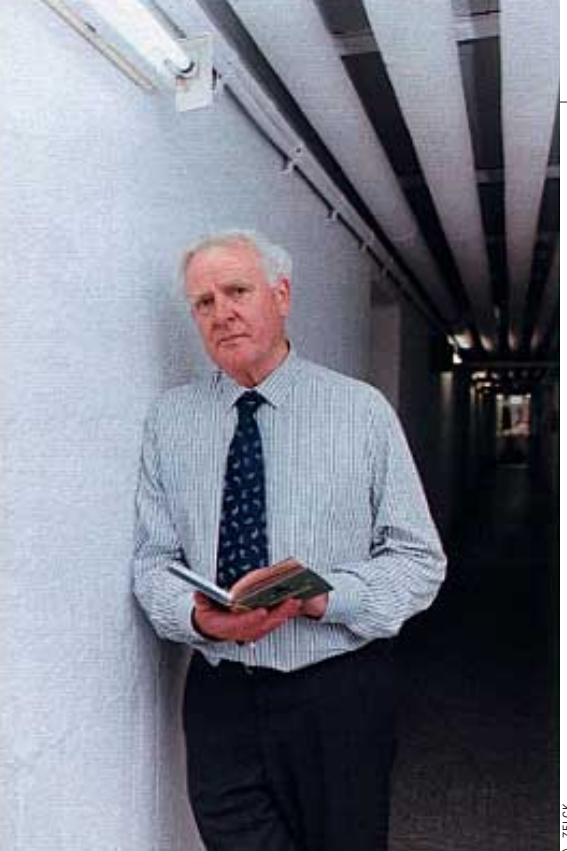
„Ganz nebenbei“, sagt er, habe er in seiner Heimatstadt einen Krimi durchlebt. An ihn adressierte Briefe kamen nicht an, andere waren aufgerissen. Schließlich sei in sein Büro eingebrochen worden. Geklaut wurden Computer mit Ausstellungsdaten. Für Liedtke waren das „zu viele Zufälle“.

Dabei, weiß er, ist er der einzige, der ein Risiko eingeht. Seit fünf Jahren arbeitet er an seinem „Traum“. Öffentliche Gelder will er nicht – Eintritt auch nicht. Er möchte die Kunst – „als Hommage an Beuys“ – vielen Menschen nahebringen. Auch Beuys habe seine Kunstformel zu schätzen gewußt. Schon 1982 habe der ihn gelobt: „Junge, du bist auf dem richtigen Weg.“

ULRIKE KNÖFEL







Schriftsteller le Carré in der britischen Botschaft, Bonner Innenstadt: „Stadt auf dem Balkan“

AUTOREN

## Goodbye, Wartesaal

Die Britische Botschaft verläßt Bonn. Zum Abschied erschien ihr „berühmtester ehemaliger Mitarbeiter“, der Ex-Spion und Thriller-Autor John le Carré.

Wenn sie die Rhein-Fähre nach Bonn benutzten, der alte Deutsche und der junge Engländer, winkten sie sich stets launig zu. Das war Anfang der sechziger Jahre, der Alte hieß Adenauer und fuhr ins Kanzleramt und der Engländer, David Cornwell, in die Britische Botschaft.

Dort stand er, als „Zweiter Sekretär“, im diplomatischen Dienst. Insgeheim aber diente er MI 5 und MI 6, dem britischen Geheimdienst. Aus dem unbekannten Cornwell wurde bald darauf der weltberühmte John le Carré, Autor des Kalte-Krieg-Thrillers vom „Spion, der aus der Kälte kam“. Und als eine englische Zeitung das Pseudonym gelüftet hatte, quittierte John le Carré, notgedrungen, den Dienst.

Vergangenen Montag stand John le Carré, 67, wieder in seinem damaligen Botschaftsbüro und durchstreifte die vertrauten kargen Flure. Er verspürte, nach 36 Jahren, eine „tiefe Nostalgie“: Hier hatte er, zum letzten Male, das „Vergnügen ge-

nossen, mit anderen Menschen zusammenzuarbeiten“, und von hier aus war er „in die Einsamkeit des Schriftstellers geschritten“.

Das Wiedersehen war ein Abschied. Denn auch die Britische Botschaft kehrt Bonn den Rücken und zieht nach Berlin; neuer Besitzer ihres trostlosen Fünfziger-Jahre-Gemäuers wird die Telekom. Sir Paul Lever, Chef der Botschaft, hatte zu einer „Goodbye“-Party geladen, „Sammel's Hot Shots“ jazzten nostalgischen Dixieland; und am Abend dann, in der Bad Godesberger Residenz des Chefs, blickte ein erlebter Zirkel zu Mosel melancholisch auf den Rhein.

Nostalgie – und Pikanterie. Denn der „berühmteste ehemalige Mitarbeiter der Botschaft“, wie Sir Paul den ehemaligen Spion le Carré feierte, hatte nach Dienstschluß den berühmtesten Bonn-Thriller geschrieben: „Eine kleine Stadt in Deutschland“, 1968 erschienen. Und das war eine verheerende Bilanz, über die Botschaft, über Bonn und über die ganze Bundesrepublik.

Das Botschaftsgebäude, schrieb er, sei der „stille Gebäudeblock einer Fabrik“, mit einem „steinernen Gesicht“ für den „früheren Feind“ und einem „grauen Lächeln“ für den „gegenwärtigen Verbündeten“. Das Personal der Botschaft selbst bot die Enzyklopädie des britischen Klassensystems, intrigant, inkompetent, unerschrocken.

Bonn, so schrieb er, gleiche einer „Stadt auf dem Balkan, schmutzig und geheimnisvoll“, einem „dunklen Haus, in dem jemand gestorben war“. Wird der „Nebel etwas kälter“, heißt die Jahreszeit Winter,

wird er wärmer, ist Sommer. Im Bundestag, einem „riesigen Motel“, warten Journalisten, „träge vom Trinken, schamlos auf das Stimulans einer neuen politischen Katastrophe“. Und die Wahl Bonns als „Wartesaal für Berlin“ sei eine „Ungereimtheit“, ein „Mißbrauch“.

Es waren politisch brisante Jahre, 1960 bis 1963, die le Carré in Bonn verbrachte: Kuba-Krise, Berliner Mauer, Rangeln um den Gemeinsamen Markt, Notstandsgesetz-Entwürfe, Beginn der Auschwitz-Prozesse, Adenauers Rücktritt. Die intime Kenntnis der Szene, sein Job, alarmierten in ihm Ängste: Der Bonn-Thriller wurde zu einer Orwellschen „1984“-Vision über die Bundesrepublik.

Er spielt, Mitte der sechziger Jahre geschrieben, in

„naher Zukunft“, ums Jahr 1970, und statt '68 dräut ein neues '33. Ein rechtsradikaler Führer marschiert nach Bonn, ein ehemaliger NS-Giftgas-Experte. Nationalbolschewistische Studenten, „patriotische Mittelstandsanarchisten“ folgen ihm, Bundesregierung wie Britische Botschaft kungeln mit den aggressiven Horden. „Gott sei Dank“, sagt le Carré heute, „sprang die Katze in eine ganz andere Richtung.“

Er sagt es in klassischem Thomas-Mann-Deutsch; schon als Junge, erzählt er, habe er „die deutsche Muse umarmt“. Deutschland schien ihm, als er seine „Kleine Stadt“ schrieb, eine „Scheindemokratie“; die Leute, die die Welt zerstörten, seien nicht jene mit den „großen Ideen“, sondern die „Mittäler“, die den Kopf nicht heben“. Möglicherweise kann er bald „Eine große Stadt in Deutschland“ schreiben.

Le Carré, der glänzende Entertainer mit der scheuen Seele, wird immer jener Kapitän Marlow bleiben, der in Joseph Conrads Meisternovelle „Herz der Finsternis“ den Kongo hinaufdampft, um einem mörderischen Mabuse auf die Spur zu kommen. Für seinen neuen Roman, den 18., bereiste er gerade Afrika, Thema: Sklavenhandel im Sudan. Und danach schreibt er – „Es ist meine beste Zeit, ich fühle es“ – seine Autobiographie.

Und von seinem Rhein-Gefährten Adenauer gibt Ex-Spion le Carré schließlich doch ein Geheimnis preis. Beim Bruderkuß mit General de Gaulle, bei der Unterzeichnung des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages in Paris 1963, schloß Adenauer die Augen und „blew a kiss“ – er küßte nur den Wind.

Fritz Rumler



LITERATUR

# Schwarzweißer Trauergast

In seinem grotesken Roman „Picknick auf dem Eis“ nimmt der in der Ukraine lebende Russe Andrej Kurkow die postsowjetische Mafia-Gesellschaft aufs Korn.

Am Anfang war der Pinguin. Ausgerechnet ihn hat sich Viktor ausgesucht, als der örtliche Zoo begann, seine Tiere zu verschenken, weil er sie nicht mehr ernähren konnte. Der Pinguin frißt gefrorenen Fisch, steht meistens hinterm Sofa und starrt auf die Wand. Er ist depressiv. Manchmal legt er seinen Kopf auf Viktors Knie. Manchmal geht Viktor mit ihm spazieren, nachts, einmal um den Neubaublock. Er nennt ihn Mischa.

Viktor hat sich Mischa zugelegt, weil er das Alleinleben satt hatte. Mit Frauen hat der junge Schriftsteller kein Glück. Sie sind ihm unheimlich, „wie Phantome“ mal hier, mal da. Und Hunde? Machen zuviel Lärm.

Also Mischa. Viktor liebt ihn nicht gerade, aber er fühlt sich verantwortlich, und im Laufe der Zeit wächst tatsächlich so etwas wie eine leise Zuneigung.

Pinguin Mischa ist nur eine Nebenfigur. Aber was für eine! Er watschelt durch diesen unwiderstehlich komischen und spannenden Roman über die postkommunistische Mafia-Gesellschaft Kiews, ein stummer, melancholischer Zeuge des ganz alltäglichen Irrsinns, den Andrej Kurkow in „Picknick auf dem Eis“ schnörkellos und leicht und mühelos ausbreitet: ein Krimi und eine Familiengeschichte, ein Buch über rätselhafte Tode, verunglückte Liebesgeschichten, unerwartete Casino-Gewinne und gelassene Abschiede\*\*.

Mittlerweile tapert der schwarzweiße Polarvogel unaufhaltsam und mit überraschendem Erfolg in die deutschen Leseregale. Als Diogenes-Verleger Daniel Keel die ersten Seiten dieses, wie es so schön heißt, „unverlangt eingesandten Manuskripts“ gelesen hatte, wußte er: Aus dem Strom betippten Papiers hoffnungsvoller Autoren, der da wöchentlich durch die Verlage fließt, hatte er einen kapitalen Fang gefischt. Nun wird über die Filmrechte verhandelt. Und Keel schwärmt: „So kraftvoll, so lebendig, so komisch hat sich lange kein russischer Autor zu Wort gemeldet – und der Pinguin funktioniert tatsächlich.“

Der ist ein genialer Erzähltrick – und wer erst einmal einen Pinguin als Romanfigur akzeptiert hat, nimmt alle anderen haarsträubenden Ereignisse dieser zerfallenden Gesellschaft als das in Kauf, was sie dort sind: als Selbstverständlichkeiten.

\* Vor der St.-Michaels-Kathedrale in Kiew.

\*\* Andrej Kurkow: „Picknick auf dem Eis“. Aus dem Russischen von Christa Vogel. Diogenes Verlag, Zürich; 288 Seiten; 34,90 Mark.

Viktor zum Beispiel, der arbeitslose Dichter, wird von einem geheimnisvollen Chefredakteur angeheuert, um Nachrufe zu schreiben. Ihm macht die Arbeit Spaß. Er wird gut bezahlt, und die Kurzform liegt ihm. Allerdings: Diejenigen, denen er da Kränze flicht, sind alle noch quicklebendig.

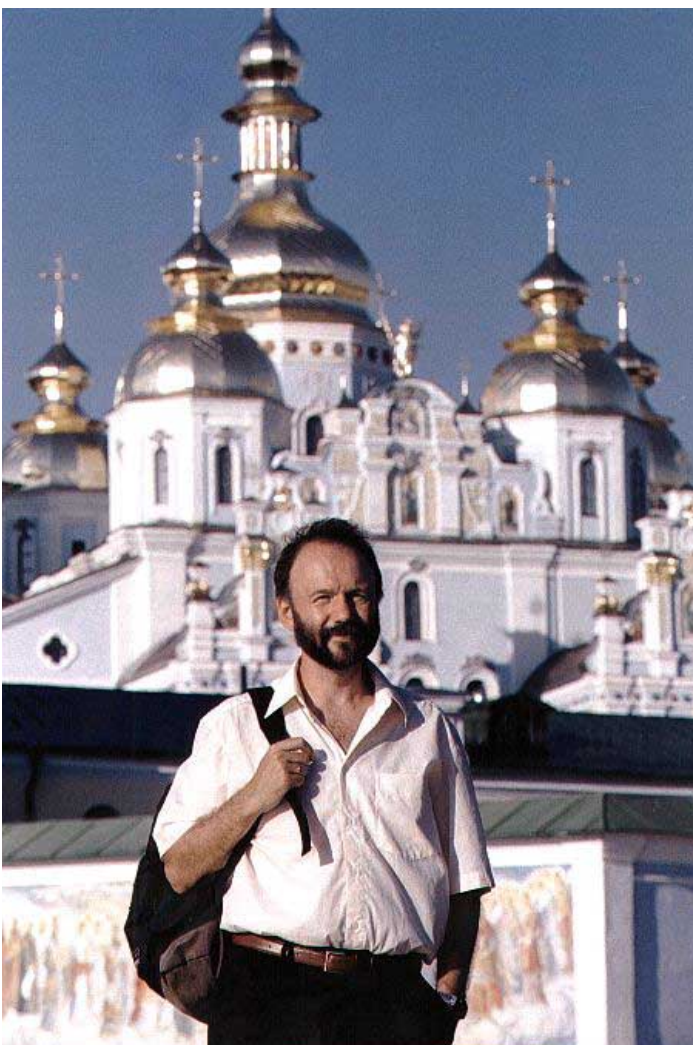
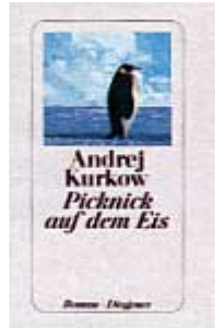
Wer aber schreibt, möchte gern veröffentlicht werden. Wie soll das gehen? Sein Auftraggeber beruhigt ihn: „Du schreibst einfach für die Schublade, wie viele Schriftsteller in der guten alten Sowjetzeit. Aber mit dem Unterschied, daß man deine Texte früher oder später auf jeden Fall drucken wird ... Das kann ich dir garantieren.“

Tatsächlich wird das Problem stets auf geheimnisvolle und meist gewalttätige Weise schnell gelöst – sobald Viktor jemanden literarisch beerdigt und das Manuskript abgeliefert hat, stirbt der auch in Wirklichkeit. Viktors Eitelkeit wird befriedigt, und die Zweifel darüber, ob der Preis nicht zu hoch ist, werden mit dem Hinweis zerstreut, daß schließlich jeder mal sterben müsse. Viktor hat gelernt: Auch in den neuen Zeiten ist es ratsam, sich nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

In knappen Strichen zeichnet Kurkow die abenteuerlichsten Schicksale dieses Mörderalltags, und die Pointen setzt er nebenbei. Da ist der Revierpolizist, der sich Fischbein nennt, aber eigentlich Stepanenko heißt. Er hatte sich auf dem Papier zum Juden gemacht, weil er emigrieren wollte. „Dann habe ich erfahren, wie die Emigranten im Ausland leben“, vertraut er Viktor bei einem Abendessen an. Nämlich miserabel. „So habe ich beschlossen, hier zu bleiben, und um als Jude nicht unbewaffnet rumzulaufen, bin ich zur Polizei gegangen.“ So wird, in einem Nebensatz, vom Antisemitismus erzählt, vom Wirtschaftselend, von der Korruption und vom listigen Kampf ums Überleben.

Viktor, der Einzelgänger, wird Vater: Eines Tages steht sein Bekannter Mischa mit seiner Tochter Sonja vor der Tür. Um ihn von dem anderen Mischa, dem Pinguin, zu unterscheiden, heißt dieser Bekannte, na logisch, Mischa-Nicht-Pinguin. Nur für ein paar Tage, so beschwört der Viktor, solle seine Tochter bei ihm wohnen. Aus den Tagen werden Wochen und Monate, bis Viktor von Mischa-Nicht-Pinguins Ableben erfährt: Auch er gehörte jener geheimnisvollen Gesellschaft von Geheimpolizisten an, die sich der „Säuberung des gesellschaftlichen Lebens“ verschrieben hat – und damit der Aufgabe, all diejenigen, die ihre Geschäfte stören, zu liquidieren.

All das ist mit nahezu unbewegtem, trau- rigem Pinguinblick gesehen, behutsam be-



Autor Kurkow\*: Komische Storys aus dem Mörderalltag

schrieben, leise wie der stets fallende Schnee und damit um so eindringlicher. Ja, die lebensgefährlichen Turbulenzen finden an der Peripherie dieses Blicks statt, am äußeren Rande des Erzählstroms. Wenn etwa Viktor samt Sonja und Pinguin in einer Datscha am Stadtrand untertauchen muß, weil er umgebracht werden soll, gibt es ein viel ernsteres Problem zu lösen: Wie richtet man unter konspirativen Bedingungen die Silvesterfeier für ein anspruchsvolles Mädchen aus, das Väterchen Frosts Geschenke unter dem geschmückten Baum erwartet?

Es ist ein altkluges Mädchen, etwa so groß wie der Pinguin, das vom Papa mit einem Sack voller Dollarscheine zurückgelassen wurde. Alle sind auf ihre Art Waisen, Vertriebene, Alleingelassene in dieser Geschichte, in der im übrigen Landeswährung nicht existiert – Dollars sind das Zahlungsmittel, für Viktors Artikel ebenso wie für Pinguin Mischa, den die Mafia als Trauergast für ihre Begräbnisse anmietet.

Einen Arztbesuch gibt es ebenso ausschließlich gegen Dollars wie eine Beerdigung oder ein Ticket an die Antarktis. Und dennoch hat man nie den Eindruck, daß sie für den stoischen Viktor mehr bedeuten als schlecht bedrucktes Papier.

Kurkow zeigt in seiner Geschichte, die mit zwingender und haarsträubender Logik auf ein magisches, aberwitziges Finale zuläuft, wie unaufwendig er von den ganz großen Themen erzählen kann – von Liebe und Tod und von der großen Sehnsucht nach dem ganz anderen Leben.

In einigen Passagen wirkt Kurkows Buch, als verneige sich der Autor vor den großen Phantasten und Satirikern der russischen Literatur; wenn er die graue Vorstadtwirklichkeit mit magischen Verrückungen zum Tanzen bringt, zwinkert er vergnügt Meister Bulgakow zu. Doch der 38jährige hat eine eigene, kraftvolle Stimme. In seiner Jugend, sagt er, habe er Bulgakow verehrt. „Später hielt ich ihn für ein wenig überschätzt.“

Andrej Kurkow gehört zu jenen jüngeren osteuropäischen Erzählern, die beide Welten erlebt haben – die kommunistische wie die kapitalistische – und sich von keiner der beiden besonders beeindrucken, gar einschüchtern ließen.

In den alten Zeiten verlegte er seine Texte im Samisdat. Doch auch die Spielregeln der neuen Zeit verstand er auf Anhieb: Für seinen zweiten Roman, eine hintergründige Abrechnung mit der Stalin-Zeit, pumpte er sich 25 000 Dollar zusammen, organisierte Druck und Vertrieb. Auch die Vermarktung nahm er in die eigene Hand: Er plakatierte Kiews Busse mit Werbung für sein Werk, den „Bestseller, über den alle reden“, und das, bevor auch nur ein einziges Buch verkauft war. Einige Wochen später konnte er seinen Freunden das Darlehen samt Zinsen zurückzahlen.

In den alten Zeiten hatte Kurkow davon geträumt, als Diplomat im Ausland zu arbeiten, und Sprachen studiert. Mit der Diplomatenkarriere wurde es nichts. Dafür beherrscht er heute elf Sprachen, unter anderem Japanisch. Er schreibt auf russisch, gelegentlich englisch und ukrainisch. Sein Deutsch ist von jener schnellen, rol-

## Bestseller

### Belletristik

**1 (1) John Irving** Witwe für ein Jahr

Diogenes; 49,90 Mark

**2 (2) Henning Mankell** Die falsche

Fährte Zsolnay; 45 Mark

**3 (3) Henning Mankell** Die fünfte Frau

Zsolnay; 39,80 Mark

**4 (4) John Grisham** Der Verrat

Hoffmann und Campe; 44,90 Mark

**5 (5) Walter Moers** Die 13<sup>1/2</sup> Leben des

Käpt'n Blaubär Eichborn; 49,80 Mark

**6 (6) Marianne Fredriksson** Simon

W. Krüger; 39,80 Mark

**7 (7) Maeve Binchy** Ein Haus in Irland

Droemer; 39,90 Mark

**8 (8) John le Carré** Single & Single

Kiepenheuer & Witsch; 45 Mark

**9 (9) Minette Walters** Wellenbrecher

Goldmann; 44,90 Mark

**10 (10) P. D. James** Was gut und

böse ist Droemer; 39,90 Mark

**11 (11) Tom Clancy** Operation Rainbow

Heyne; 49,80 Mark

**12 (13) Paulo Coelho** Der Alchimist

Diogenes; 32 Mark

**13 (12) Donna Leon** Sanft entschlafen

Diogenes; 39 Mark

**14 (14) David Guterson** Östlich der

Berge Berlin; 39,80 Mark

**15 (–) Terry Brooks**

Star Wars – Episode 1:  
Die dunkle Bedrohung

Blanvalet; 29,90 Mark

**Dramatische  
Begegnungen in einer  
fernen Galaxie**





lenden Art, das grammatisch nicht viel Federlesens macht, aber voller Lust auf die farbige Wendung ist – einer wie Kurkow sucht sich das Beste aus allen Welten zusammen.

Seine Biographie besteht aus zielstrebigem Umwegen. Kurkow, geboren in Leningrad, aufgewachsen in Kiew, leistete

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“

## Sachbücher

### 1 (1) **Waris Dirie** Wüstenblume

Schneekluth; 39,80 Mark

### 2 (2) **Sigrid Damm** Christiane und

Goethe Insel; 49,80 Mark

### 3 (3) **Corinne Hofmann**

Die weiße Massai

A1; 39,80 Mark

Die Liebe einer  
Schweizerin zu einem  
Massai-Krieger



### 4 (4) **Klaus Bednarz**

Ballade vom Baikalsee

Europa; 39,80 Mark

### 5 (5) **Tahar Ben Jelloun** Papa, was ist ein

Fremder? Rowohlt Berlin; 29,80 Mark

### 6 (7) **Ruth Picardie** Es wird mir

fehlen, das Leben Wunderlich; 29,80 Mark

### 7 (6) **Dale Carnegie** Sorge dich

nicht, lebe! Scherz; 46 Mark

### 8 (8) **Guido Knopp** Kanzler – Die

Mächtigen der Republik

C. Bertelsmann; 46,90 Mark

### 9 (9) **Daniel Goeudevert**

Mit Träumen beginnt die Realität

Rowohlt Berlin; 39,80 Mark

### 10 (10) **Jon Krakauer** In eisige Höhen

Malik; 39,80 Mark

### 11 (12) **Gary Kinder** Das Goldschiff

Malik; 39,80 Mark

### 12 (13) **Peter Kelder** Die Fünf „Tibeter“

Integral; 22 Mark

### 13 (11) **Jon Krakauer** Auf den Gipfeln

der Welt Malik; 39,80 Mark

### 14 (14) **Gerd Ruge** Sibirisches Tagebuch

Berlin; 39,80 Mark

### 15 (15) **Monty Roberts** Shy Boy

Lübbe; 49,80 Mark

seinen Militärdienst als Gefängniswärter in Odessa, und er nutzte die Zeit, um fünf Kinderbücher zu schreiben. Danach gab er eine Ingenieurszeitschrift heraus – das Zeitungsmilieu in „Picknick auf dem Eis“ ist von einem tatsächlichen Kenner ohne Affigkeiten und Klischees erfaßt. Seinen Unterhalt verdiente er auch danach mit Journalismus, ließ sich aber gleichzeitig in den renommierten Dowschenko-Filmstudios zum Kameramann ausbilden.

Heute ist Kurkow einer der wenigen Autoren aus der Ukraine, die sich wirklich durchgesetzt haben. Einen organisierten Buchmarkt gibt es in der Ukraine so gut wie nicht. „Die Leute lesen allenfalls Krimis oder Ratgeber-Bücher“, sagt er. „Von den Buchläden der Sowjetzeit hat nur ein Zehntel überlebt.“

Doch Kurkow ist keiner, der darüber jammern würde. Im Gegenteil. Hindernisse spornen ihn an. „Manche meiner Kollegen denken immer noch, der Staat sei dazu da, sie zu verlegen und zu bezahlen, und ihr Job sei es, nur dazusitzen und zu dichten.“ Er sieht das anders: Bis heute sind 17 Kurkow-Drehbücher verfilmt. Das Skript für den 1997 in Cannes vorgestellten Film „Ein Freund des Verblichenen“ wurde mit einer Nominierung für den europäischen Filmpreis Felix bedacht.

Auch seinen Auslandsstart überließ er nicht dem Zufall – er besorgte selber eine englische Kurzfassung seines Romans sowie Leseproben und verschickte sie an 15 Verlage. Der Schweizer Diogenes-Verlag reagierte am schnellsten, faxte einen Vertrag bereits nach drei Wochen und sicherte sich die Weltrechte auch für vier weitere Romane.

Heute logiert Kurkow mit seiner englischen Ehefrau und seinen beiden kleinen Kindern in der Kiewer Innenstadt, in einer geräumigen Wohnung aus der Stalin-Zeit. Er hat es geschafft – er kann von der Schriftstellerei leben. „Ich habe Glück gehabt“, sagt er.

Um nicht der einzige zu bleiben, hat er gemeinsam mit seiner Frau den Verlag „Visiting Cards“ gegründet, in dem er ukrainische und russische Autoren in englischer und französischer Sprache herausbringt. Doch auch umgekehrt soll es funktionieren. Mit der zweiten Verlagsgründung „Counterflow“ (Gegenströmung) will er westliche Autoren dem ukrainischen und russischen Publikum vorstellen.

Kurkow, das ist der Erzähler als Promotor, der Denker als Macher. Und wenn ihm alles zuviel wird, besonders in diesen hektisch-heißen Kiewer Sommertagen, dann ist da immer noch das Modell Mischa: Dann verschwindet er einfach in seiner kleinen Wohnung aus alten Tagen, wo seine Schreibmaschine steht – lautlos und schnell wie ein Pinguin in einem Eisloch in der Stille der Antarktis.

MATTHIAS MATUSSEK

FILM

# Leicht lädiert

In der charmanten Halbweltfabel „Go“ gerät eine Gruppe junger Leute auf der Jagd nach Sex und Spaß in den Schlamassel.

**W**enn etwas schiefgehen kann, wird es auch schiefgehen. Vielleicht nicht hier und jetzt, aber irgendwann garantiert. Diese Gewißheit, auch als Murphys Gesetz bekannt, ist beunruhigend und beruhigend zugleich, denn immerhin weiß man, woran man ist – und kann sich gegen Katastrophen wappnen.

rerin Ronna (Sarah Polley), ihr Kumpel Simon (Desmond Askew) und dessen Drogenkunden Zack (Jay Mohr) und Adam (Scott Wolf) geben sich allesamt erfahrener und ausgebuffter, als sie in Wirklichkeit sind. Sie alle bluffen, und ihr Bluff macht sie anfällig für das Chaos à la Murphy. „Go“ spielt denn auch in Los Angeles und Las Vegas, zwei Städten, die sich nicht gerade durch ihr Faible für die nackte Wirklichkeit auszeichnen.

Ronna etwa, die ihre Miete nicht zahlen kann, ihren Job haßt und auch sonst schlechte Laune hat, versucht sich – an Simons Statt – als Drogendealerin. Sie beschafft sich 20 Ecstasy-Tabletten, aber die geplante Übergabe geht prompt daneben. Gerade noch rechtzeitig merkt die Amateur-Kriminelle, daß Zack und Adam als Polizeispitzel arbeiten. Jetzt hat sie keine

Hotelzimmer in Flammen, schießt einen Nachtclub-Angestellten an und ruiniert den Wagen seines Freundes bei einer Verfolgungsjagd.

Das Tryptichon der Pannen rundet „Go“ mit der Geschichte der Fernsehkrimi-Darsteller Zack und Adam ab, die einen Deal mit einem Polizisten abgeschlossen haben: Wenn sie sich einmal als echte Undercover-Agenten zur Verfügung stellen, streicht er ein Vergehen aus ihrem Register. Der Fall, auf den die Cops wider Willen angesetzt werden, ist Ronna. Aber die Jungs vermasseln den Auftrag.

Daß „Go“ – ähnlich wie „Lola rennt“ – als ausgefeilte erzählerische Versuchsanordnung angelegt ist (Drehbuch: John August), verdeckt der Film geschickt dadurch, daß er sich scheinbar planlos von einem Geschehen zum nächsten treiben läßt.

Schon in „Swingers“, dem autobiographischen Low-Budget-Gruppenporträt, das den unbekannten Independent-Filmer vor drei Jahren zu einer Branchenhoffnung hatte werden lassen, brachten Limans linksche junge Helden das Geschwafel und das ewige Hin und Her ihres Alltags perfekt auf die Leinwand; und auch in „Go“ folgt der Filmemacher ganz entspannt und ein wenig verwundert dem Durcheinander, das seine unentwegt plappernde, Pläne von fataler Logik ausheckende Jungschar innerhalb von 24 Stunden anrichtet.

In Limans Welt, das ist ihr Charme und ihre Schwäche, stößt den Leuten nichts wirklich Schlimmes zu; sie werden geradezu magisch geschützt durch ihre Jugend und durch die Unschuld, mit der sie sich in ihre Abenteuer stürzen. Ronna und die anderen sind staunende, harmlose Ausflügler auf einem Trip durch die Halbwelt. Es geht alles schief, aber es geht nicht um Leben und Tod. Wenn sie sich am Morgen danach aufrappeln, haben sie vielleicht einen Kater, ein paar Schrammen und blaue Flecken, schlimmstenfalls einen glatten Durchschuß am Oberarm. Sie sind lädiert, und doch ist die Sache halb so wild. Der Status quo ihres Lebens bleibt unangetastet.

Das unterscheidet, mehr als alles andere, „Go“ von seinem offensichtlichen Vorbild „Pulp Fiction“. Auch „Go“ erzählt mehrere ineinander verwobene Geschichten, auch „Go“ zitiert wonnenvoll die Trivialissimi der Popkultur, auch „Go“ pflegt den amüsierten postmodernen Blick auf Sex, Drogen, Schußwaffen und die ewige Jagd nach dem Spaß.

Aber während „Pulp Fiction“ eine coole Ballade in Blutrot war, ist „Go“ ein cleveres Scherzo in Pastell. Das Gefühl der Sicherheit, in die der Film seine Figuren bettet, macht ihn leichterzig, aber auch leichtgewichtig. Was bleibt, ist die prickelnde Erinnerung an eine Nacht aus wilden Jugendzeiten, von der Ronna irgendwann ihren Enkeln erzählen wird.

SUSANNE WEINGARTEN



COLUMBIA TRISTAR

Limans-Film „Go“: Es geht alles schief, aber es geht nie um Leben und Tod

Die Menschen in „Go“, dem munter verwickelten neuen Film des Amerikaners Doug Liman („Swingers“), sind offenbar zu jung, um schon von Murphys Gesetz gehört zu haben. Das ist ihr Pech, denn „Go“ funktioniert nach dem Prinzip der größten anzunehmenden Panne. Der Film setzt seine Charaktere am Anfang auf eine schiefe Ebene und sieht ihnen 100 Minuten lang dabei zu, wie sie langsam hinunterschlittern.

Nicht daß sie selber ganz unschuldig wären an ihrer Rutschpartie: Die Kassie-

Ware mehr, kein Geld und einen echten Dealer im Nacken. Am Ende des ersten Filmdrittels liegt Ronna leblos in einem Graben.

Dann kehrt „Go“ zurück an seinen Ausgangspunkt, eine Szene, in der alle wichtigen Figuren aufeinandertreffen, und pickt sich einen neuen Handlungsstrang heraus. Nicht Ronna, sondern Simon rasselt bei diesem zweiten Durchlauf in einen blutigen Schlamassel hinein. Sein Bluff: Der kleine Brite gibt sich in Las Vegas als welterfahrener Lebemann aus, richtet aber vor lauter Aufregung allerlei Unheil an. Innerhalb weniger Stunden setzt er ein

\* Mit Katie Holmes, Sarah Polley.





**Leserbriefe**

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg  
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

**Fragen zu SPIEGEL-Artikeln**

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [artikel@spiegel.de](mailto:artikel@spiegel.de)

**Nachbestellung von SPIEGEL-Ausgaben**

Telefon: (040) 3007-2948 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [nachbestellung@spiegel.de](mailto:nachbestellung@spiegel.de)

**Nachdruckgenehmigungen****für Texte und Grafiken:**

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris

Telefon: (00331) 47421711 Fax: (00331) 47428044

**für Fotos:** Telefon: (040) 3007-2869

Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

**DER SPIEGEL auf CD-Rom / SPIEGEL TV-Videos**

Telefon: (040) 3007-2485 Fax: (040) 3007-2826  
E-Mail: [service@spiegel.de](mailto:service@spiegel.de)

**Abonnenten-Service**

SPIEGEL-Verlag, Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg  
Reise/Umzug/Ersatzheft  
Telefon: (040) 411488

Auskunft zum Abonnement

Telefon: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-2898

E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

Abonnenten-Service Schweiz: DER SPIEGEL,

Postfach, 6002 Luzern,

Telefon: (041) 3173399 Fax: (041) 3173389

E-Mail: [leserservice@dcl.ch](mailto:leserservice@dcl.ch)

**Abonnement für Blinde**

Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606267 Fax: (06421) 606269

**Abonnementspreise**

Inland: Zwölf Monate DM 260,-

Studenten Inland: Zwölf Monate DM 182,-

Schweiz: Zwölf Monate sfr 260,-

Europa: Zwölf Monate DM 369,20

Außerhalb Europas: Zwölf Monate DM 520,-

Halbjahresaufträge und befristete Abonnements

werden anteilig berechnet.

Abonnementsaufträge können innerhalb einer Woche  
ab Bestellung mit einer schriftlichen Mitteilung an  
den SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, Postfach  
10 58 40, 20039 Hamburg, widerrufen werden.

Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

**Abonnementsbestellung**

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an  
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,  
Postfach 10 58 40, 20039 Hamburg.  
Oder per Fax: (040) 3007-2898.

Ich bestelle den SPIEGEL frei Haus für DM 5,- pro  
Ausgabe mit dem Recht, jederzeit zu kündigen.  
Zusätzlich erhalte ich den kulturSPIEGEL, das  
monatliche Programm-Magazin.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte  
Hefte bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL ab \_\_\_\_\_ an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Ich möchte wie folgt bezahlen:

- ☐ Zahlung nach Erhalt der Jahresrechnung  
☐ Ermächtigung zum Bankeinzug  
von 1/4jährlich DM 65,-

Bankleitzahl

Konto-Nr.

Geldinstitut

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

**Widerrufsrecht**

Diesen Auftrag kann ich innerhalb einer Woche  
ab Bestellung schriftlich beim SPIEGEL-Verlag,  
Abonnenten-Service, Postfach 10 58 40, 20039  
Hamburg, widerrufen. Zur Fristwahrung genügt  
die rechtzeitige Absendung.

2. Unterschrift des neuen Abonnenten

SP99-003

**DER SPIEGEL**

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax-2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de) · **SPIEGEL ONLINE** [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) · **T-Online** \*SPIEGEL#

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein

**CHEFREDAKTEUR** Stefan Aust

**STELLV. CHEFREDAKTEUR** Dr. Martin Doerry, Joachim Preuß

**DEUTSCHE POLITIK Leitung:** Dr. Gerhard Spörl, Michael Schmidt-Klingenberg. *Redaktion:* Karen Andresen, Dietmar Hipp, Bernd Kühnl, Joachim Mohr, Hans-Ulrich Stoldt, Klaus Wiegrefe. *Autoren, Reporter:* Dr. Thomas Darnstadt, Matthias Matussek, Hans-Joachim Noack, Dr. Dieter Wild

**DEUTSCHLAND Leitung:** Clemens Höges, Ulrich Schwarz. *Redaktion:* Klaus Brinkbäumer, Annette Bruhns, Doja Hacker, Carsten Holm, Ulrich Jaeger, Sebastian Knauer, Ansbert Kneip, Udo Ludwig, Thilo Thielke, Andreas Ulrich. *Autoren, Reporter:* Jochen Bölsche, Henryk M. Broder, Gisela Friedrichsen, Norbert F. Pötzl, Bruno Schrep

**WIRTSCHAFT Leitung:** Armin Mahler, Gabor Steingart. *Redaktion:* Dr. Hermann Bott, Konstantin von Hammerstein, Dietmar Hawranek, Frank Hornig, Hans-Jürgen Jakobs, Alexander Jung, Klaus-Peter Kerbusk, Thomas Tuma. *Autoren:* Peter Bolke

**AUSLAND Leitung:** Dr. Olaf Ihlau, Dr. Romain Leick, Fritjof Meyer, Erich Wiedemann. *Redaktion:* Dieter Bednarz, Adel S. Elias, Manfred Ertel, Rüdiger Falksohn, Hans Hielscher, Joachim Hoelzel, Siegmund von Ilseman, Claus Christian Malzahn, Dr. Christian Neef, Roland Schleicher, Dr. Stefan Simons, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Dr. Erich Follath, Carlos Widmann

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung:** Johann Grolle, Olaf Stampf; Jürgen Petermann. *Redaktion:* Dr. Harro Albrecht, Marco Evers, Dr. Renate Nimtz-Köster, Rainer Paul, Alexandra Rigos, Matthias Schulz, Dr. Jürgen Scriba, Christian Wüst. *Autoren, Reporter:* Henry Glass, Dr. Hans Halter, Werner Harenberg

**KULTUR UND GESELLSCHAFT Leitung:** Wolfgang Höbel, Paris, Tel. (00331) 42561211, Fax 42561972

**PEKING** Andreas Lorenz, Ta Yuan Wai Jiao Ren Yuan Gong Yu 2-2-92, Peking 100600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

**PRAG** Jilská 8, 11000 Prag, Tel. (004202) 24220138, Fax 24220138

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Avenida São Sebastião 157, Urca, 22291-070 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 2751204, Fax 5426583

**ROM** Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Rafaela von Bredow, 3782 Cesar Chavez Street, San Francisco, CA 94110, Tel. (00415) 6437550, Fax 6437530

**SINGAPUR** Jürgen Kremb, 15, Fifth Avenue, Singapur 267779, Tel. (0065) 4677120, Fax 4675012

**TOKIO** Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5, Tsuzuki-ku, Yokohama 224, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

**WARSAU** Andrzej Rybak, Krzywskiego 4/1, 02-078 Warschau, Tel. (004822) 8251045, Fax 8258474

**WASHINGTON** Michaela Schießl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**WIEN** Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

**DOKUMENTATION** Dr. Dieter Gessner, Dr. Hauke Janssen; Jörg-Hinrich Ahrens, Sigrid Behrend, Dr. Helmut Bott, Lisa Busch, Heiko Buschke, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Cordelia Freiwald, Silke Geister, Dr. Sabine Giehle, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Gesa Höppner, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Henger, Joachim Immsch, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sigrid Lüttich, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfhart Müller, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Thorsten Oltmer, Anna Petersen, Peter Philipp, Katja Ploch, Axel Pult, Ulrich Rambow, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Petra Santos, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Zimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Dr. Iris Timpke-Hamel, Heiner Ulrich, Hans-Jürgen Voigt, Carsten Voigt, Peter Wahle, Ursula Wamser, Peter Welter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

**BERLIN** Leitung: Heiner Schimmöller, Michael Sontheimer; Georg Mascolo. *Redaktion:* Wolfgang Bayer, Stefan Berg, Petra Bornhöft, Markus Dettmer, Carolin Emcke, Jan Fleischhauer, Jürgen Hogrefe, Susanne Koelbl, Irina Repke, Dr. Gerd Rosenkranz, Harald Schumann, Peter Wensierski, Friedrichstraße 79, 10117 Berlin, Tel. (030) 203874-00, Fax 203874-12

**BONN** Leitung: Jürgen Leinemann; Hartmut Palmer, Hajo Schumacher. *Redaktion:* Martina Hildebrandt, Horand Knap, Ursula Kossor, Dr. Paul Lersch, Dr. Hendrik Munsberg, Elisabeth Niejahr, Olaf Petersen, Rainer Pörtner, Christian Reiermann, Ulrich Schäfer, Alexander Szandar, Dahlmannstraße 20, 53113 Bonn, Tel. (0228) 26703-0, Fax 215110

**DRESDEN** Andreas Wassermann, Königsbrücker Straße 17, 01099 Dresden, Tel. (0351) 8020271, Fax 8020275

**DÜSSELDORF** Georg Bönsch, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Andrea Stuppe, Karlplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

**ERFURT** Almut Hielscher, Löberwallgraben 8, 99096 Erfurt, Tel. (0361) 37470-0, Fax 37470-20

**FRANKFURT A. M.** Dietmar Pieper; Wolfgang Bittner, Felix Kurz, Christoph Pauly, Wolfgang Johannes Reuter, Wilfried Voigt, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt a. M., Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

**HANNOVER** Hans-Jörg Vehlewald, Georgstraße 50, 30159 Hannover, Tel. (0511) 36726-0, Fax 3672620

**KARLSRUHE** Postfach 5669, 76038 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Wolfgang Krach, Heiko Martens, Bettina Musall, Stuntzstraße 16, 81677 München, Tel. (089) 4180040, Fax 41800425

**SCHWERIN** Florian Gless, Spieltordamm 9, 19055 Schwerin, Tel. (0385) 5574442, Fax 569919

**STUTTGART** Jürgen Dahlkamp, Katharinenstraße 63a, 73728 Esslingen, Tel. (0711) 3509343, Fax 3509341

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSSLAND**

**BASEL** Jürg Bürgi, Spalenring 69, 4055 Basel, Tel. (004161) 2830474, Fax 2830475

**BELGRAD** Renate Flottau, Teodora Drajzera 36, 11000 Belgrad, Tel. (0038111) 669987, Fax 3670356

**BRÜSSEL** Dirk Koch; Winfried Didzoleit, Sylvia Schreiber, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

**ISTANBUL** Bernhard Zand, Başkurt Sokak No. 79/4, Beyoğlu, 80060 Istanbul, Tel. (0090212) 2455185, Fax 2455211

**JERUSALEM** Annette Großbongardt, 16 Mevo Hamatmid, Jerusalem Heights, Apt. 8, Jerusalem 94593, Tel. (009722) 6224538-9, Fax 6224540

**JOHANNESBURG** Birgit Schwarz, P. O. Box 2585, Parklands, SA-Johannesburg 2121, Tel. (002711) 8806429, Fax 8806484

**KAIRO** Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 3604944, Fax 3607655

**LONDON** Hans Hoyng, 6 Henrietta Street, London WC2E 8PS, Tel. (0044171) 3798550, Fax 3798599

**MOSKAU** Jörg R. Mettke, Uwe Klußmann, 3. Choroschewskij Projed 3 W, Haus 1, 123007 Moskau, Tel. (007095) 9400502-04, Fax 9400506

**NEW DELHI** Padma Rao, 91, Golf Links (I & II Floor), New Delhi 110003, Tel. (009111) 4652118, Fax 4652739

**NEW YORK** Thomas Huettlin, Mathias Müller von Blumenron, 516 Fifth Avenue, Penthouse, New York, N Y 10036, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Lutz Krusche, Helmut Sorge, 17 Avenue Matignon, 75008 Paris, Tel. (00331) 42561211, Fax 42561972

**PEKING** Andreas Lorenz, Ta Yuan Wai Jiao Ren Yuan Gong Yu 2-2-92, Peking 100600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

**PRAG** Jilská 8, 11000 Prag, Tel. (004202) 24220138, Fax 24220138

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Avenida São Sebastião 157, Urca, 22291-070 Rio de Janeiro (RJ), Tel. (005521) 2751204, Fax 5426583

**ROM** Hans-Jürgen Schlamp, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Rafaela von Bredow, 3782 Cesar Chavez Street, San Francisco, CA 94110, Tel. (00415) 6437550, Fax 6437530

**SINGAPUR** Jürgen Kremb, 15, Fifth Avenue, Singapur 267779, Tel. (0065) 4677120, Fax 4675012

**TOKIO** Dr. Wieland Wagner, Chigasaki-Minami 1-3-5, Tsuzuki-ku, Yokohama 224, Tel. (008145) 941-7200, Fax 941-8957

**WARSAU** Andrzej Rybak, Krzywskiego 4/1, 02-078 Warschau, Tel. (004822) 8251045, Fax 8258474

**WASHINGTON** Michaela Schießl, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20 045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**WIEN** Walter Mayr, Herrengasse 6-8/81, 1010 Wien, Tel. (00431) 5331732, Fax 5331732-10

**DOKUMENTATION** Dr. Dieter Gessner, Dr. Hauke Janssen; Jörg-Hinrich Ahrens, Sigrid Behrend, Dr. Helmut Bott, Lisa Busch, Heiko Buschke, Heinz Egleder, Dr. Herbert Enger, Johannes Erasmus, Cordelia Freiwald, Silke Geister, Dr. Sabine Giehle, Thorsten Hapke, Hartmut Heidler, Gesa Höppner, Stephanie Hoffmann, Christa von Holtzapfel, Bertolt Henger, Joachim Immsch, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Angela Köllisch, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Kühn, Peter Lakemeier, Hannes Lamp, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sigrid Lüttich, Rainer Mehl, Ulrich Meier, Gerhard Minich, Wolfhart Müller, Bernd Musa, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Thorsten Oltmer, Anna Petersen, Peter Philipp, Katja Ploch, Axel Pult, Ulrich Rambow, Thomas Riedel, Constanze Sanders, Petra Santos, Maximilian Schäfer, Rolf G. Schierhorn, Ekkehard Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Margret Spohn, Rainer Staudhammer, Anja Stehmann, Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Zimm, Dr. Wilhelm Tappe, Dr. Eckart Teichert, Dr. Iris Timpke-Hamel, Heiner Ulrich, Hans-Jürgen Voigt, Carsten Voigt, Peter Wahle, Ursula Wamser, Peter Welter, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt

**BÜRO DES HERAUSGEBERS** Irma Nelles

**INFORMATION** Heinz P. Lohfeldt; Andreas M. Peets, Kirsten Wiedner, Peter Zobel

**KOORDINATION** Katrin Klocke

**LESER-SERVICE** Catherine Stockinger

**SPIEGEL ONLINE** (im Auftrag des SPIEGEL: a + i art and information GmbH & Co.)

Redaktion: Hans-Dieter Degler, Ulrich Booms

**NACHRICHTENDIENSTE** AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid, Time

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxes sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Verantwortlich für Vertrieb: Ove Saffe

Verantwortlich für Anzeigen: Christian Schlottau

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 53 vom 1. Januar 1999

Postbank AG Hamburg Nr. 7137-200 BLZ 200 100 20

Druck: Gruner Druck, Itzehoe

**VERLAGSLEITUNG** Fried von Bismarck

**MÄRKTE UND ERLÖSE** Werner E. Klatten

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Rudolf Augstein, Karl Dietrich Seikel

DER SPIEGEL (USPS No. 0154-520) is published weekly. The subscription price for the USA is \$310 per annum. K.O.P.: German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631. Telephone: 1-800-457-4443. e-mail: [info @ glpnews.com](mailto:info @ glpnews.com). Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and at additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, German Language Publications, Inc., 153 South Dean Street, Englewood, NJ 07631.

**SAMSTAG, 3. 7.**

**KRITIK** Die SPD-Ministerpräsidenten Reinhard Klimmt (Saarland) und Manfred Stolpe (Brandenburg) kritisieren die Spar- und Rentenpläne der Bundesregierung. Klimmt kündigt an, im Bundesrat gegen die Reform zu stimmen.

**ENTLASSEN** Nick Leeson, der die britische Barings-Bank mit Spekulationsgeschäften in den Ruin getrieben hatte, wird nach dreieinhalb Jahren Haft in Singapur vorzeitig aus dem Gefängnis entlassen.

**SONNTAG, 4. 7.**

**ABSCHIED** Steffi Graf unterliegt im Finale von Wimbledon der Amerikanerin Lindsay Davenport und erklärt ihren Abschied von diesem Turnier.

**ABLEHNUNG** David Trimble, Führer der protestantischen Unionisten-Partei, lehnt den britisch-irischen Entwurf zur Lösung der Nordirland-Krise ab.

**KURDEN** Die Serie von Anschlägen kurdischer Extremisten in der Türkei geht weiter. Ein Mensch stirbt, als in Istanbul ein Bus auf eine Mine fährt.

**MONTAG, 5. 7.**

**PROTEST** Nach Beilegung des Streits mit der Nato schickt Rußland weitere Friedenstruppen ins Kosovo. In Leskovac in Südserbien demonstrieren 20 000 Menschen gegen Milošević – die größte Protestaktion seit Kriegsende.

**REKORD** Der Tscheche Tomas Dvorak stellt mit 8994 Punkten einen neuen Weltrekord im Zehnkampf auf.

**DIENSTAG, 6. 7.**

**DURCHBRUCH** Das Bündnis für Arbeit erzielt erste Ergebnisse: Die Arbeitgeber verpflichten sich, 10 000 neue Lehrstellen

zu schaffen und Überstunden abzubauen, die Gewerkschaften sind zu Zugeständnissen bei der Tarifpolitik bereit, die Bundesregierung will die Altersteilzeit-Regelung ausweiten.

**ABTREIBUNG** Die Abtreibungspille Mifegyne wird in Deutschland zugelassen, trotz Protesten der katholischen Kirche.

**TIERSCHUTZ** Das Bundesverfassungsgericht erklärt die Verordnung, die bisher Rechtsgrundlage deutscher Legebatterien war, für nichtig, weil sie gegen Tier-schutzgesetz und Verfassung verstößt.

**MITTWOCH, 7. 7.**

**SICHERHEIT** Die Bundesregierung beschließt, 210 deutsche Polizeibeamte ins Kosovo zu entsenden, um im Uno-Auftrag für Sicherheit zu sorgen. Dazu kommen 60 Ermittler zur Unterstützung des Haager Kriegsverbrechertribunals.

**ABSAGE** Ein Koalitionstreffen zum Atom-ausstieg wird kurzfristig abgesagt – die Bundesregierung kann sich nicht auf eine gemeinsame Haltung gegenüber den Stromkonzernen einigen.

**DONNERSTAG, 8. 7.**

**RÜCKKEHR** Die ersten 156 der etwa 14 600 Kosovo-Albaner, die während des Kosovo-Krieges offiziell in Deutschland Zu-flucht gefunden haben, kehren freiwillig in ihre Heimat zurück.

**FREITAG, 9. 7.**

**BERUFUNG** Der designierte Präsident der Europäischen Kommission, Romano Prodi, stellt sein neues Kabinett vor. Die Grüne Michaela Schreyer erhält das Finanzressort, Günter Verheugen (SPD) wird zuständig für die Ost-Erweiterung der Europäischen Union.



**Tea-time in Glasgow: Kö-nigin Elisabeth II. besucht am 7. Juli erstmals Untertanen, die in einer Sozialwohnung leben, Susan McCarron (l.) und Sohn James (2. v. r.).**

**SPIEGEL TV**

**MONTAG**  
**23.00 – 23.30 UHR SAT 1**

**SPIEGEL TV REPORTAGE**

**Sperrmüll – von Sammlern, Jägern und Ökowächtern**



*Müllentsorgung*

SPIEGEL TV

In Stuttgart darf man ihn noch auf die Straße werfen, in Berlin, wie in den meisten deutschen Großstädten, wird er abgeholt oder auf sogenannten Recyclinghöfen „entsorgt“; in der Provinz wachen Nachbarn darüber, daß der Abfall nicht in falsche Hände gerät. Reportage über den ökologischen Ausnahmezustand.

**DONNERSTAG**  
**22.10 – 23.00 UHR VOX**

**SPIEGEL TV EXTRA**

**Queen Elizabeth 2 – die Königin der Meere**



SPIEGEL TV

*Liner „Queen Elizabeth 2“*

Fünf Tage dauert die Reise mit dem Luxusdampfer von Southampton nach New York – für 1500 Passagiere bei Kabinenpreisen bis zu 60 000 Mark.

**SAMSTAG**  
**VOX**  
**SPIEGEL TV SPECIAL**  
**Entfällt**

**SONNTAG**  
**22.10 – 23.00 UHR RTL**

**SPIEGEL TV MAGAZIN**

Auf Patrouille im Kosovo – deutsche Feldjäger im Einsatz gegen Plünderer und Hausbesetzer; Vom Jugendgangster zum Bordellkönig – die Karriere der Hamburger Kiez-Größe „Albaner Willi“; Schlupfwinkel Mallorca – die Steuertricks der Reichen im 17. Bundesland.



## GESTORBEN

**Joaquín Rodrigo, 97.** Für Harfe, Flöte, Klavier hat er komponiert, er hat sinfonische Dichtungen und Madrigale geschrieben, Bagatelas, Berceuses, Danzas und Piezas, Stücke für Ballett, für Chor und für Kinder – mit mehr als 300 Titeln hinterließ der (seit seinem dritten Lebensjahr blinde) Spanier ein pralles Lebenswerk. Doch das Werk seines Lebens wurde das kaum mehr als 20 Minuten kurze „Concierto de Aranjuez“, ja, nicht einmal das ganze: nur ein Stück aus dem Stück, jenes zentrale Adagio in Moll, in dem die perlenden Tupfer der Sologitarre mit filigranen Holzbläsern und soften Streichern zu einer Elegie español verschmelzen und verschmachten. Schon bei der Uraufführung 1940 fand Rodrigos Hommage an Aranjuez, den Sommersitz der spanischen Könige, ein begeistertes Echo: Dies, endlich, war für das bürgerkriegsversehrte Spanien eine neue Musik im alten Stil: eingängig, mit folkloristischem Touch und ohne die zeitübliche Kopflast. Seitdem hat sich die Nomenklatura der Gitarristen fast geschlossen über die Partitur hergemacht, und Stardirigenten von Barenboim bis Rattle machten mit. Als ein „großer Baum“, klagte der Komponist einmal, habe der Erfolg des Konzerts sein ganzes Schaffen überschattet. Joaquín Rodrigo starb vergangenen Dienstag in Madrid.



DPA

**Edward Dmytryk, 90.** Als aufstrebender B-Picture-Regisseur in Hollywood traf er 1944 eine fatale Entscheidung: Er trat in die Kommunistische Partei ein. 1947 wurde er als einer der „Hollywood Ten“ zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, weil er sich weigerte, einem Untersuchungsausschuß die Namen von Parteigenossen zu nennen. Er ging dann nach England, kehrte aber 1951 zurück und rehabilitierte sich, indem



CINETEXT

er nun vor dem Ausschuß 26 Kollegen denunzierte. In den Jahren danach hat Dmytryk eine Reihe seriöser und solider Filme gedreht (etwa „Die Caine war ihr Schicksal“ und „Die jungen Löwen“ oder die Western „Gebrochene Lanze“ und „Warlock“), doch für viele Filmleute blieb sein Opportunismus unverzeihlich. Edward Dmytryk starb am 1. Juli in Los Angeles.

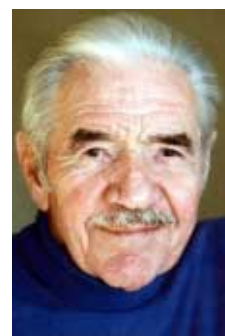
**Forrest Mars, 95.** Am Anfang der Karriere eines der reichsten Männer der Welt stand ein Streit mit dem Vater: Beide, Vater und Sohn, hatten die Idee, einen Riegel mit malziger Milchcreme statt mit leicht verderblicher Schokolade zu füllen. Sie gaben ihm den Namen „Milky Way“ und machten damit 1932 bereits 25 Millionen Dollar Umsatz. Doch dem jähzornigen



CAMERA PRESS

machthungrigen Forrest paßte die joviale Art seines Vaters als Chef nicht. Er setzte sich nach England ab und entwickelte dort eine leicht veränderte Version des Milky-Way-Riegels mit mehr Karamel und schmückte das klebrige Zuckerwerk mit seinem Nachnamen „Mars“. Auch die von ihm entwickelten Produkte wie „M&M's“ und „Chappi“ hatten einen Riesenabsatz. Bald übernahm Forrest die Firma seines Vaters in Amerika, es entstand der heute auf 20 Milliarden Dollar geschätzte M&M-Konzern. Der Erfolg machte ihn aber nicht freundlicher. Forrest Mars, der wegen seiner Medienscheuheit der „Howard Hughes der Süßwaren“ genannt wurde, galt als gefürchteter Chef, der seine Söhne, die das Unternehmen seit 1973 führen, und Angestellte mit drakonischen Maßnahmen schurigelte. Forrest Mars starb am 1. Juli in Miami.

**Jean-Pierre Darras, 71.** Die Standardfloskel in Nachrufen, es sei wieder einmal ein gutes, altes Stück Frankreich dahingegangen, ist im Fall dieses Vollblutkomödianten legitim. Der in Paris geborene Sproß einer Juristenfamilie namens Dumontet war unter dem Künstlernamen Darras Partner der Größten einer Epoche: Gérard Philippe und Fernand Raynaud, Marcel Pagnol, Jean



J. ANDANSON / SYGMA

Vilar, Jean Gabin. Das „Monstre sacré“ der französischen Schauspielkunst brillierte auf der Bühne mit Molière (Glanzrolle: „Der Bürger als Edelmann“), Kleist („Der Prinz von Homburg“) und in Feydeau-Komödien, wurde durch leichte Filme („Elle court, elle court, la banlieue“, „Dis-moi, que tu m'aimes“) und TV-Rollen populär. In allen Rollen hielt sich der Regisseur und Gründer der Festspiele von Carpentras an seine Devise: „Theater muß eine einfache Kunst sein.“ Jean-Pierre Darras starb vergangenen Montag in Paris an Krebs.





**Alec Baldwin**, 41, amerikanischer Schauspieler („Das Attentat“), liegt in Fehde mit einer New Yorker Institution: dem 198 Jahre alten Boulevardblatt „New York Post“. Während einer Talkshow denunzierte der Mime das Druckwerk als „die schlechteste Zeitung in der Geschichte des Journalismus“, noch in jedem Comic-Heft stünden besser belegte News. Das Blatt belegte ihn daraufhin mit Ausdrücken wie „unterbeschäftigt“, „korpulent“, „jämmerlich“ und zeigte ein wenig schmeichelhaftes Baldwin-Foto unter der Überschrift „From Hunky to Chunky“ (etwa: Vom strammen



THE COOPERAN GROUP

Baldwin

Kerl zum dicken Brocken). Im übrigen wartete die „Post“ vergangene Woche noch immer auf eine „Entschuldigung“ Baldwins für sein vernichtendes Urteil und forschte, „warum der sinkende Stern am Kinohimmel dieser Tage so schlecht drauf ist“. Die Redakteure fanden eine Antwort in einem Buch von Frederic Raphael, der das Drehbuch zu Stanley Kubricks „Eyes Wide Shut“ schrieb. Demnach

habe Kubrick die Hauptrollen zunächst mit Baldwin und seiner Ehefrau Kim Basinger besetzen wollen. Doch der Filmemacher entschied sich für das Star-Paar Nicole Kidman und Tom Cruise, das vergangene Woche auch noch den Titel von „Time“ eroberte.

**Eddie Lenihan**, 49, irischer Lehrer und Folklore-Experte, versucht einen Weißdorn vor den Bulldozern der Straßenbauer zu retten – der Busch ist ein Versammlungsort von Elfen. Diese übernatürlichen Wesen, das weiß ein jedes Kind in Irland und natürlich auch jeder Erwachsene, können schlimme Dinge anrichten, wenn sie erzürnt werden. Falls der Busch der geplanten Umgehungsstraße von Latoon zum Opfer fiele, würden die Elfen die Straße verfluchen, Autobremsen würden nicht mehr greifen, tödliche Unfälle passieren, gibt Lenihan zu bedenken. Der Lehrer gilt bei irischen Wissenschaftlern als kompetenter Volkskundler und hat viele irische Geschichten bei alten Leuten gehört und auf Tonband archiviert, mehrere tausend Stunden lang. Der leitende Straßenbau-Ingenieur will über die Sache nachdenken. Und Lenihan ist sicher, daß er den Weißdorn retten wird, denn die Bauarbeiter werden

Lenihan vor Elfenbusch bei Latoon



FOTOS: AP (6.1); PA / DPA (6.1)

Madonna, Howard

**Michael Howard**, 58, britischer Ex-Innenminister, ist alarmiert über den geplanten Auftritt der amerikanischen Sängerin **Madonna**, 41, auf geheiligtem Boden. Im Peterhouse College der Universität Cambridge, wo Howard sein Jura-Examen ablegte und zeitweilig Präsident der Cambridge Union, des berühmten Debattierclubs der berühmten Universität, war, soll Madonna einen Vortrag halten. Auf Einladung des College-Lehrers Dr. John Adamson, der Madonna jüngst in Los Angeles kennenlernte, wird die Sängerin über „Image und Wirklichkeit“ sprechen. Sie sei „hochintelligent und belesener als die meisten unserer Lehrer hier“, begeisterte sich Adamson gegenüber der Londoner „Times“: „Sie ist kein seichter Rockstar.“ Die traditionsbewußten Dozenten hätten vielleicht noch nie etwas von ihr gehört, räumt Adamson ein, aber „die mehr der Welt zugewandten Studiker bibbern vor Aufregung“. Das macht auch Howard Sorge. „Ich bin nicht ihr Bewunderer, aber ich habe Augen im Kopf und kann mir vorstellen, welche Wirkung sie auf Studenten ausübt.“



sich auf jeden Fall weigern, den Busch zu zerstören, wenn sie von seinem Geheimnis erfahren. In einem Land, wo der christliche Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode für die meisten Menschen Gewißheit ist,

kann man auch nicht ernsthaft die Existenz von Elfen in Zweifel ziehen, so Lenihan: „Sie haben weißes Blut und können deshalb nicht in den Himmel kommen. Das ist es, was sie so böse macht.“



PHOTOCALL

**Bill Clinton**, 52, von der Monica-Affäre beschädigter US-Präsident, ist allemal noch gut genug für den Kommunalwahlkampf – in Köln. So druckten SPD-Wahlkampfmanager Plakate, auf denen Clinton zu sehen ist, wie er sich in das Goldene Buch der Stadt Köln einträgt, umrahmt vom noch amtierenden Oberbürgermeister **Norbert Burger**, 66, und dem Kandidaten **Klaus**

**Heugel**, 62, beide Sozialdemokraten. „Köln in guten Händen“, lautet betulich der dazugehörige Slogan. Auch nicht eben witzig äußerten sich die Spitzenkandidaten der anderen Parteien in der Karnevalshochburg. „Ich wußte gar nicht, daß Clinton“, so CDU-Kandidat Harry Blum im „Kölner Stadt-Anzeiger“, „in Köln Oberbürgermeister werden will – mit Burger und Heugel als Praktikanten.“

FDP-Aspirant Ralph Sterck kann sich gar nicht vorstellen, „daß es ihm gefällt, als Präsident einer Weltmacht in den Kölner Wahlkampf gezogen zu werden – aber für solche Fälle hat er bestimmt gute Anwälte“. Ganz kölscher Kumpel ist Kandidat Heugel im Kölner „Express“: „Ich bin mir sicher, daß Clinton mich wählen würde. Der hatte schließlich viele ‚happy days‘ in Köln. Und der Bill weiß, wer dafür verantwortlich ist.“

**Momoyo Torimitsu**, 32, japanische Konzept-Künstlerin, verblüffte Fußgänger in der City von London mit Lebensnähe. Auf der Liverpool Street robbte dieser Tage ein japanischer Manager entlang. Nachdem dessen Kräfte erlahmt waren, traktierte die als Krankenschwester auftretende Künstlerin den Bedauernswerten mit einem Schraubenzieher. Mit dem Werkzeug öffnete Torimitsu das Gesäß des hyperreali-



SPD-Wahlplakat in Köln

stisch gestalteten Roboters zum Batteriewechsel. Der Kunstmensch heißt Miyata Jiro, kann nur krabbeln, nicht gehen, und symbolisiert den von Arbeitsethik und Konformitätsdruck geprägten japanischen Angestellten. Torimitsu beschreibt ihren lebensecht wirkenden Bürosklaven als „einen Soldaten des japanischen Firmenimperiums, der ausländische Märkte für das Mutterland erobert“.

Miyata Jiro ist ab nächsten Monat in der Ausstellung „Abracadabra – Internationale zeitgenössische Kunst“ in der Tate Gallery zu sehen.

**Oskar Lafontaine**, 55, Privatier, nahm erstmals telefonischen Kontakt zu Hans Eichel, seinem Amtsnachfolger im Bonner Finanzministerium, auf – um sich zu beschweren. Der Saarländer fand „nur schwer erträglich“, wie Eichel die „flächendeckende Wirkung“ der Lafontaine-Staatssekretäre Claus Noé und Heiner Flassbeck charakterisiert hatte. „So kann man mit guten Leuten nicht umgehen“, empörte sich Lafontaine, das sei „weder fair noch in der Sache angemessen“. Eichel hatte die beiden Staatssekretäre im April aus ihren Positionen entlassen und als Begründung flapsig nachgeschoben, der eine habe das gesamte Finanzministerium gegen sich aufgebracht, der andere den Rest der Welt. Der harte Hans gab auch im Streit mit seinem Amtsvorgänger nicht nach. Verbindlich, aber bestimmt beschied Eichel, was wahr ist, müsse wahr bleiben.

**Matthias Platzeck**, 45, populärer Oberbürgermeister von Potsdam und aussichtsreicher Nachfolgekandidat auf den Stuhl von Brandenburgs Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD), zog sich den Zorn mehrerer Landesminister zu. Denn dem als „Deichgraf“ während des Oder-Hochwassers vor zwei Jahren bekannt gewordenen Platzeck wurde beim Brandenburg-Tag in Jüterbog eine hohe Ehre zuteil. Beim festlichen Essen im ehemaligen Zisterzienserkloster der Stadt durfte er gemeinsam mit Manfred Stolpe und dem Jüterboger Stadtoberhaupt am Tisch des neuen Bundespräsidenten Johannes Rau Platz nehmen. Die Minister aus Stolpes Kabinett hingegen mußten etwas ablegen am Katzentisch speisen – zum Ärger vor allem des ehrgeizigen Bau- und Verkehrsministers Hartmut Meyer. Die verprellten Minister scheinen sich nun zu rächen. In der vergangenen Woche blockierte das Kabinett schon mal Gelder für ein Projekt der geplanten Bundesgartenschau in Potsdam.



Torimitsu, Torimitsu-Werk



Aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“: „Rau ist der vorerst letzte in einer Kette hervorragender Vorgänger. Das verpflichtet.“

## Bundespräsident Rau vor dem Abschied vereidigt

Aus der „Reinbeker Zeitung“

Aus der „Westfalenpost“: „Der Bonner Journalistentrost hatte sich – erstmals im (noch) geteilten Deutschland wurde dies möglich – in einen eigens für diesen Zweck gecharterten Nachtzug verfrachten und ins Donau-Florenz nach Dresden bringen lassen.“

## Helsinki wird Kulturstadt 2000

Norwegens Hauptstadt bereitet ein sehr selbstbezogenes Programm vor

Aus dem „Weser-Kurier“

Aus dem Buch „Spaß verstehen“ von Helga Kotthoff: „Es gibt fast überhaupt keine Scherzaktivitäten des L'art pour l'art bar jeder Einbettung in die Relevanzstruktur der Lebenswelt.“

Aus der „Thüringischen Landeszeitung“: „Die Staatsanwaltschaft Erfurt hat gegen den zweiten Geschäftsführer einer Bau-firma Anklage erhoben, die für den tödlichen Absturz eines Balkons verantwortlich sein soll.“

Aus dem „Hamburger Abendblatt“: „In Wulfsdorf sind sogar die bereits ausgestorbenen Rebhühner wieder eingewandert.“

Aus dem „Alb Boten“: „Etwas mehr als neunzig Jahre ist es her, daß aus dem Berliner Landwehrkanal die ermordete Leiche einer Frau geborgen wurde: Rosa Luxemburg.“

Aus der „Tageszeitung“: „So war das also wirklich in der entführten Lufthansa-Maschine ‚Landshut‘, sagen uns Breloers Doku-Dramen; so war es am Rande der Badewanne von Rainer Barzel oder im sowjetischen Exil Herbert Wehners!“

Ich mache bei der Vorsorgetestaktion „Stuhl im Blut“ mit

Aus einem Faxformular der „Österreichischen Krebshilfe Oberösterreich“

## Zitate

*Die „Frankfurter Allgemeine“ zum SPIEGEL-Gespräch mit Bischof Karl Lehmann über die Zukunft der Schwangeren-Beratung „Kirche – ‚Das kann der Papst gar nicht‘“ (Nr. 26/1999)*

Aber damit war es für Lehmann immer noch nicht genug. In einer Hamburger Zeitschrift meldete sich der Bischof abermals zu Wort. Nun ist der SPIEGEL auch jenen im Vatikan ein Begriff, die des Deutschen nicht mächtig sind, weil er auf den Titelbildern das Oberhaupt der katholischen Kirche, das heißt den geistlichen Führer von Millionen deutscher Katholiken, gern im Stil der Sottise darstellt. Die Monsignori ließen sich übersetzen, Lehmann habe „den Eindruck gehabt, daß der Papst für die Funktion dieses Gespräches mit mir nicht so unterrichtet war, wie ich das eigentlich angenommen hatte“. Aus dem Vatikan hieß es dazu, so spreche man in der Politik von einem alternenden Parteivorsitzenden, der seine Hausaufgaben nicht gemacht habe, vor dessen Rücktritt, weil er der Höhe der Argumentation und der Schwere der Problematik nicht mehr gewachsen sei. Doch dürfe man so nicht die „Verantwortung des obersten Hirten der Kirche“ würdigen. Nun sehen manche im Vatikan die Autorität des Papstes in Zweifel gezogen. Ob das Lehmanns Absicht und auch die der deutschen Bischöfe war?

*Die „Frankfurter Allgemeine“ zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1999 an den Schriftsteller Arnold Stadler, der 1994 von Martin Walser im SPIEGEL hymnisch gefeiert worden war „Literatur – Das Trotzdemschöne“ (Nr. 31/1994)*

Der Beginn von Stadlers Erfolg hat ein Datum. Am 1. August 1994 schrieb Martin Walser im SPIEGEL eine Hymne auf den Autor und seine drei bis dahin erschienenen Romane. „Da ist ein Ton.“ So hob die Hymne an, und so emphatisch ging sie weiter: „Aufrufend, anrufend.“ Man hat sich damals ein wenig über das hohe Lob vom Bodensee gewundert: Überschätzt der Walser da nicht ein mittleres Talent? Aber es mußte einem bald klarwerden, was dieser katholische Großautor am katholischen Nachwuchserzähler so außergewöhnlich, so begeisternd fand. Stadler traute sich in noch relativ jungen Jahren, was sich Walser erst am Beginn seines Spätwerks trauen sollte: Die ganz nahe am Autobiographischen angesiedelte Schreibart und die schonungslose Genauigkeit, mit der höchst eigene Prägnanzen und Verletzungen ausgebreitet und artistisch bearbeitet werden. Walser arbeitete am „Springenden Brunnen“, seinem Kindheitsroman, als er Stadlers Bücher rühmte: Der Jüngere, dies darf man vermuten, hat dem Älteren Mut gemacht.